Leben heiliger Weltleute

P. J. N. Buchmann

Wahrheits-Freund

Prämie zum





Der heilige Baldomer. (Siehe S. 69.)

Ich bitte euch, daß ihr in eurem Stande, zu welchem ihr berufen seid, würdig wandelt. (Ephes. 4, 1.)

Ruhe und Gewinn ist es, sich allezeit zur Arbeit durch Gott anzueifern. (Hl. Ephrem.)

Leben heiliger Weltleute.

Leuchtende

Vorbilder der Heiligkeit

aus dem Volke

und

für das Volk.

Von

P. Johann Nepomuk Buchmann,

Capitular des Benedictinerstiftes Maria-Einsiedeln.

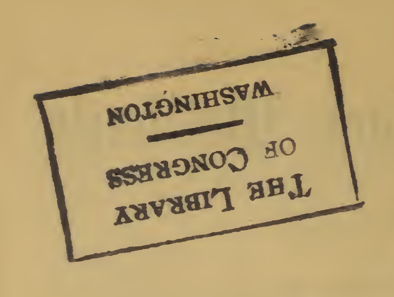
Mit Approbation des Hochwürdigsten Bischofs von Chur.

Mit 13 Illustrationen.

Prämie zum 53. Jahrgang des „Wahrheitsfreund.“



New-York, Cincinnati und Chicago.
Benziger Brothers,
Typographen des hl. Apostol. Stuhles.
1889.



Imprimatur.

Chur, den 5. Januar 1888.

† Franz Constantin Rampa,
Bischof von Chur.



Vorwort.

„Bischöfe und Priester,“ sagen viele, „oder Mönche und Nonnen mögen sich die Aufgabe setzen, heilig zu werden; für uns Alltagsmenschen aber wäre es vermessene Thorheit, im Ernste daran zu denken. Wer könnte denn so von eitlem Wahne befangen sein, daß er es unternähme, mitten in den zerstreuenden Sorgen des Familienlebens, im vielgestaltigen Getümmel der Welt oder im betäubenden Geklirre einer Werkstatt ein vollkommenes, ja sogar heiliges Leben zu führen?“ Und doch ist das möglich! Denn solange die Welt steht, ist noch nie etwas wirklich gewesen, wenn es nicht möglich war.

Die Kirche zählt Heilige aus allen Ständen und Berufsarten; auch der weltliche Stand ist sattsam vertreten. Das sollten die Christen in der Welt draußen niemals vergessen. Ihr Herrschaften und Dienstboten, Bauern und Taglöhner, Geschäftsleute und Handwerker, Capitalisten und Bettler, Soldaten und Beamten, Jünglinge und Jungfrauen, Hausväter und Hausmütter, Richter und Staatsmänner, oder was immer ihr vorstellen möget auf der großen Schaubühne der Welt: ihr alle seid vertreten am himmlischen Hofstaate. Wie viele strahlen droben in unsagbarer Herrlichkeit, welche sich einst hienieden in dem Stande und Berufe, in der gesellschaftlichen Stellung, in denen ihr euch selbst gegenwärtig befindet, durch heroische Tugend ausgezeichnet haben! Es ist also nicht unmöglich, auch im weltlichen Stande ein heiliges Leben zu führen. Drängt sich da nicht der Gedanke auf: „Konnten es diese und jene, warum nicht auch ich?“

„Wir sind zu einem Schauspiele geworden für Engel und Menschen,“ sagt der hl. Paulus. So ist es. Die Welt ist gleich einem Theater, wo ein großes, vielgestaltiges Drama zur Verherrlichung Gottes aufgeführt wird. Jeder Mensch, ob arm

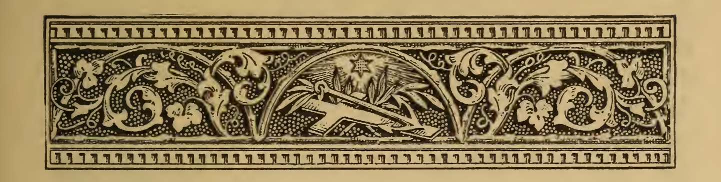
oder reich, ob Priester oder Laie, ob verheirathet oder ledig, ist bei der Aufführung dieses Schauspieles Zuschauer und Spieler zugleich. Der umsichtige und weise Director hat jedem Sterblichen eine seinen Kräften entsprechende Rolle angewiesen und ihm gesagt: „Mein Lieber! thue dein Bestes, denn die Sache ist wichtig; dein ewiges Glück oder Unglück hängt davon ab.“ Auch Du, lieber Leser oder freundliche Leserin, und ich und wir alle sind auf die Bühne gestellt.

Glücklicherweise für jene, welche hienieden nur wenig bedeuten, — und zu dieser Classe gehören ja die meisten der Erdenbewohner — kommt es bei diesem Schauspiele nicht so sehr darauf an, ob jemand eine hohe Persönlichkeit vorstelle oder eine geringe, sondern einzig nur darauf, daß er seine Sache gut mache und den in seiner Rolle niedergelegten Gedanken ganz und voll zum Ausdruck bringe. Eine schlichte, einfache Dienstmagd, welche ihre Aufgabe gehörig erfaßt hat und sie folgerichtig durchführt, erntet von der Zuschauerschaft mehr Anerkennung und Beifall, als eine prunkende Princessin, die ungeschickt auftritt; ein Bettler, der seinem Charakter gerecht wird, mehr als ein in seiner Rolle verunglückter Millionär, und das ganz besonders von dem einsichtsvollern und edlern Theile der Zuschauer; ich meine damit den himmlischen Hofstaat, dem der Apostel den ersten Platz anweist; die Menschen verweist er dann auf den zweiten. „Wir sind zu einem Schauspiele geworden für E n g e l und M e n s c h e n.“

„Aber,“ fragst Du betroffen, „wie fange ich es an, daß ich mit meiner Rolle nicht durchfalle?“ — Siehe, das Dir zu zeigen, ist eben der Grund, warum ich die Feder zur Hand nahm. Ich stelle Dir solche, welche die Rolle, die ihnen zugefallen, bereits mit verdientem Applaus gespielt haben, so gut und faßlich, als ich es kann, vor die Augen und sage: „Schaue fleißig und bedächtig auf sie und mach's ihnen nach! — Nimm und lies!“

Glattburg, 1887.

P. Joh. Nep. Buchmann,
O. S. B.



Der heilige Gutmann, der großmüthige Kaufmann.

I.

Homobonus, zu deutsch Gutmann, wurde um die Mitte des zwölften Jahrhunderts in der reichen Handelsstadt Cremona in der Lombardei geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann, ließ ihm eine vortreffliche Erziehung geben. Schon frühzeitig fühlte sich Gutmann mächtig zu Gott hingezogen; kindliche Gottesfurcht und ungeheuchelte Frömmigkeit waren ihm von Jugend auf in seltenem Grade eigen. Als angehender Jüngling bereits huldigte er dem Grundsatze, daß man nichts, gar nichts beginnen solle ohne Gebet oder einen andächtigen Aufblick zu Gott; denn an Gottes Segen sei ja alles gelegen. In freien Stunden fand man ihn am sichersten in der Kirche vor dem heiligen Tabernakel. Er machte zwar mit seinem Gebete und seinen religiösen Uebungen nie Aufsehen — das hätte seinem tief bescheidenen Wesen von Grund aus widerstrebt, — aber er schämte sich auch des Namens Jesu nie und nirgends. Jesus Christus war und blieb ihm sein Eines und Alles.

Mit den nöthigen Geschäftskenntnissen bestens ausgerüstet, trat der junge Gutmann als Gehilfe in das Geschäft seines Vaters ein, gewahrte aber bald, daß mannigfache Gefahren für das Seelenheil diesem Berufe nahe liegen; darum hätte er ihn lieber mit einem andern

vertauscht. Allein seine Eltern, gewissenhafte und gottesfürchtige Leute, die ihm nächst Gott alles galten, drangen in ihn, das Geschäft doch nicht fallen zu lassen; jeder Beruf habe seine Gefahren, aber in jedem könne man mit Hilfe von oben sein Gewissen rein bewahren. Gutmann gab nach, schrieb sich aber bestimmte Grundsätze vor, an die er sich unabänderlich halten wollte. Unter anderem machte er, gemäß der Vorschrift Jesu Christi: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit!" es sich zur heiligen Pflicht, die Erstlinge des Tages, und möchten die Geschäfte noch so sehr drängen, ausschließlich Gott zu weihen, in aller Frühe das Morgengebet auf den Knieen zu verrichten und täglich mit möglichster Andacht die heilige Messe anzuhören. Die Befürchtung, wie sie manchen Geschäftsleuten eigen ist, dadurch die kostbare Zeit zu verlieren, lag ihm völlig ferne. „Die Zeit, die man Gott weiht," meinte er, „ist nichts weniger als verloren. Kommt ja doch von Ihm alles Gedeihen auch in der Zeitlichkeit." Ein anderer Grundsatz war, den Sonntag aufs gewissenhafteste zu heiligen und an bestimmten Tagen die heiligen Sacramente wohl vorbereitet zu empfangen, überhaupt ein folgsames Kind der heiligen Kirche zu sein und zu bleiben bis zum letzten Athemzug.

Bezüglich des geschäftlichen Lebens machte er es sich zum heiligen Gesetze, lieber einen Finger von der eigenen Hand herzugeben, als zu lügen oder jemand auch nur um eines Hellers Werth zu betrügen. Er nannte immer gleich den äußersten Preis, um den er die Waare lassen konnte, und blieb dann dabei. Nichts beschwor und betheuerte er, indem er sich treu an die Mahnung Jesu hielt: „Eure Rede sei ja, ja! oder nein, nein! Was darüber ist, ist vom Bösen." Man überzeugte sich aber bald, daß jedes Wort Gutmann's mehr Werth habe, als bei Manchen andern der feierlichste Eid. Auch trachtete er nie darnach, durch das Geschäft reich zu werden; was er nur immer erübrigen konnte, wanderte in die Hände der Armen.

Gottes Segen war in augenfälliger Weise mit ihm und all seinem Thun. „Bet' und arbeit', Gott hilft allzeit."

Auf den Rath seiner Eltern sah Gutmann sich nach einer Lebensgefährtin um; er betete oft und viel zu Gott, daß Er ihm zu einer guten Wahl verhelfen möge. Bei dieser Wahl achtete er nicht auf Reichthum und körperliche Schönheit, sondern nur auf Gottesfurcht, Charaktertüchtigkeit und wahren, ächten Seelenadel; wohl aber ließ er sich von der Pietät gegen seine lieben Eltern bestimmen. Ihr Wunsch und ihr Wort waren entscheidend, obschon er wußte, daß er in dieser Sache persönliche Freiheit habe. Die Erwählte war eine brave, sittenreine Jungfrau. Rein und makellos trat er mit ihr an den Traualtar.

II.

Für manche junge Leute ist der Tag, an dem sie die Ehe eingehen, der Anfang zu noch größerer Verweltlichung; sie kehren Gott den Rücken und fallen dem Mammon anheim. Umsonst ist für sie die Mahnung des Apostels: „Liebet nicht die Welt, noch was in der Welt ist; denn alles, was in der Welt ist, ist Augenlust und Fleischeslust und Hoffart des Lebens, und die sind nicht vom Vater." Anders Gutmann. Seine Gottinnigkeit und seine Weltverachtung nahmen vom Augenblicke seiner Standesänderung in solchem Grade zu, daß er auch seine Gattin mit sich fortriß und sie zu hoher Tugendstufe führte. Der Eifer zum Gebete, die Gluth seiner Andacht, der Ekel an der Welt und ihrem eitlen Treiben wuchsen sichtlich Tag für Tag. Der Ausspruch des Herrn: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?" lag stets in seinen Ohren; er war darum aufs eifrigste bemüht, aus seinen vergänglichen Gütern sich ewige zu bereiten, eingedenk der Worte Jesu: „Sammelt euch Schätze, welche weder Rost, noch Motten verzehren, noch Diebe ausgraben können."

Als das Geschäft an ihn übergegangen war, kannte seine Wohlthätigkeit keine Grenzen mehr. Die Armen von und um Cremona kamen in hellen Schaaren und klopften an seiner Thüre an; aber das genügte ihm nicht, er suchte sie selber auf, um auch ungebeten ihrer Noth abzuhelfen. Seine sonst brave und wackere Frau hegte Besorgnisse für die Zukunft und machte ihm Vorstellungen ob seiner grenzenlosen Freigebigkeit. Er begütigte sie gelassen, indem er zu ihr sprach: „Du irrst Dich, theure Gattin, wenn Du glaubst, unsere Habe schwinde, wenn ich den Armen gebe. Man kann das Geld nicht sicherer anlegen, und es gibt kein besseres Mittel, reich zu werden, als dieses, daß man den Armen reichlich gibt. Gibst Du den Armen, so gibst Du Christo und legst dein Geld bei Ihm, dem Herrn unerschöpflicher Schätze, auf Zinsen an, der es in dieser Welt schon hundertfältig verzinset und in der andern mit dem ewigen Leben bezahlt. Er bietet uns den Himmel zum Kaufe an, welcher Kauf am leichtesten durch Almosengeben geschlossen wird. Wer in den Himmel auffahren will, der muß alle Last ablegen und sich leicht machen. Laß es also gut sein und thue auch Du nach meinem Beispiel: verzage nicht und folge mir, damit wir, hier gleich in der Barmherzigkeit, auch dort im Himmel die gleiche Freude und Seligkeit genießen mögen." Die Frau ließ sich belehren und folgte seinen Fußstapfen. Doch brauchte es, besonders in der ersten Zeit, noch viel Geduld und Nachsicht von seiner Seite; langsam erhob sie sich auf die Tugendhöhe ihres Gemahls.

Bei einer eingetretenen Theurung der Lebensmittel bestürmten eines Tages die Armen Gutmann's Haus in großer Zahl. Gutmann, dem die Noth der Bittenden zu Herzen ging, theilte alles Brod aus, das im Hause vorhanden war. Die Frau war augenblicklich nicht zu Hause; als sie heimkam, und der Tisch gedeckt wurde, sagte Gutmann nichts von dem, was geschehen war. Sie geht an den Brodschrank und findet so viel Brode, als nach ihrer

Rechnung vorhanden sein mußten. Sie nimmt also eines und schneidet es an; aber merkwürdig! es ist viel weißer und schmackhafter als gewöhnlich. Sie stutzt, eilt mit dem Brode zur Magd und fragt, wer es ins Haus gebracht habe. Die Magd aber staunt noch mehr als die Frau und sagt: „Das begreife, wer's begreifen kann! So viel ist gewiß, daß der Herr alles Brod, auch den letzten Laib, an die Armen ausgetheilt und niemand seitdem anderes in das Haus gebracht hat." Gutmann selbst staunte, als er das Brod vor sich sah, und dankte Gott, dem Geber alles Guten. Seine Frau aber war von diesem Tage an von jeder Aengstlichkeit wegen des Almosengebens völlig geheilt. Sie fühlte tief, daß sie eines solchen Mannes, dem Gott selbst ein so schönes Zeugniß gab, durchaus nicht würdig sei, und war nun eifrig bestrebt, ihm bestmöglich nachzuahmen.

Außerhalb der Stadt Cremona besaß Gutmann ein Landgut, dessen Erträgnisse ausschließlich für die Armen bestimmt waren. Bisweilen ging er auf dasselbe hinaus, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Einst — es war ein drückend heißer Sommertag — nahm er zwei Flaschen Wein mit sich, um die Arbeiter damit zu erquicken. Unterwegs begegneten ihm etliche erschöpfte Wanderer und baten ihn um einen Labetrunk. Gutmann, milden Herzens, reichte ihnen die zwei Flaschen Wein, und als dieselben geleert waren, füllte er sie betend am nächsten Brunnen mit Wasser, welches er alsdann den Arbeitern auf dem Gute zu trinken gab. Diese lobten den herrlichen Wein, den er ihnen gebracht habe. Er meinte zuerst, sie spotteten seiner; sie aber boten ihm, um ihn zu überzeugen, von dem Tranke an, und wirklich, es war der vortrefflichste Wein.

Die Achtung und Ehrfurcht vor ihm und das Zutrauen und die Liebe zu ihm wuchsen von Jahr zu Jahr; denn die wunderbaren Begebenheiten bei seinem Wohlthun mehrten sich.

So gelang es ihm, manche Irrgläubige von dem Irrthum abzubringen und zur katholischen Wahrheit zurückzuführen. Seine unbegrenzte Wohlthätigkeit öffnete ihm die Herzen und machte sie empfänglicher für die Wahrheit und die Gnade. Sünder, welche lange jedem Bekehrungsversuche widerstanden hatten, ergaben sich ihm und thaten ungeheuchelte Buße. Viele verdankten ihm ihr Heil.

III.

Gutmann war ein Mann anhaltenden und vertrauensvollen Gebetes. Wie er an Jahren voranrückte, so auch an Gottesfurcht und Frömmigkeit. Für gewöhnlich erhob er sich gleich nach Mitternacht von seinem harten Lager — denn auch die Abtödtung übte er in hohem Grade — ging in die Kirche des heiligen Aegidius und wohnte dort dem Chorgebete bei; dann verharrte er in der Kirche in inbrünstigem Gebete bis nach der Frühmesse. Ein Priester, Namens Obertus, der mit ihm vertraut war, öffnete ihm vor Beginn der Mette die Kirchenthüre, und Gutmann war immer auf die Minute da. Eines Tages kam er früher als gewöhnlich und fand die Kirchenthüre noch verschlossen; doch plötzlich that sie sich von selber vor ihm auf. Er ging hinein und kniete nieder zum Gebete; die Thüre aber schloß sich wie von Engelshand wieder hinter ihm zu. Wie erstaunte Obertus, als er, beim Schall des Metteglöckleins zur Kirchenthüre eilend, um Gutmann zu öffnen, denselben schon vor einem Altare betend findet! Mit tiefer Ehrfurcht sah er auf den heiligen Beter hin. Das wunderbare Ereigniß wiederholte sich. Oft verweilte Gutmann stundenlang in dieser Kirche des Nachts vor einem großen, schönen Crucifixe in stiller Betrachtung des Leidens und Sterbens Jesu Christi, wobei heiße Thränen über seine Wangen rieselten. Aehnliches geschah nicht selten vor einem Bildnisse der allerseligsten Jungfrau, die er heiß und innig als seine Mutter liebte und alle Tage

seines Lebens kindlich verehrte. Jesus und Maria waren die theuersten Kleinode seiner irdischen Pilgerfahrt.

Die letzten sechsundzwanzig Jahre seines Lebens hatte Gutmann regelmäßig in der St. Aegidius-Kirche der Mette beigewohnt und dann fast ohne Ausnahme in Gebet und Betrachtung bis nach der Frühmesse ausgeharrt. So that er auch am 13. November 1197. Beim Gloria der heiligen Messe schlug er plötzlich die Arme kreuzweise vor der Brust zusammen und neigte sich tief; man achtete dessen wenig, weil man Aehnliches schon oft bei ihm wahrgenommen hatte; erst als er sich beim Evangelium nicht erhob, was er sonst regelmäßig that, sah man sich nach ihm um und fand ihn todt. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein unerwartetes rasches Ende gemacht. Gutmann war eines plötzlichen Todes gestorben, aber niemand hegte seines Heiles wegen irgendwelche Besorgniß. Gleich vom Augenblicke seines Verscheidens an wurde er von Geistlich und Weltlich als ein Heiliger betrachtet. Man wußte, daß er sich von Jugend auf durch ein sittenreines, frommes Leben ausgezeichnet hatte, so daß auch der schärfste Sittenrichter nie auch nur den leisesten Schatten des Bösen an ihm entdecken konnte; man wußte, daß er durch unablässige Uebung guter Werke, insbesondere durch seine grenzenlose Wohlthätigkeit gegen die Armen, einen überaus reichen Schatz an Verdiensten in die Ewigkeit vorausgeschickt hatte; man wußte, daß Gott ihm das Zeugniß seines heiligen Wohlgefallens an seinen Werken wiederholt in außerordentlicher Weise bezeugt hatte; — wie hätte es da jemanden bei seinem Tode, wenn dieser auch plötzlich eingetreten war, vernünftiger Weise bange werden sollen? Wenn ein Heiliger unversehens stirbt, braucht man nicht bange zu sein.

Gutmann, obschon verheirathet, hatte keine Kinder; die Armen waren seine Kinder, deren er sich mit väterlicher Liebe und Sorgfalt annahm. Auf die Kunde seines Todes versammelten sich die Armen in großer

Anzahl bitterlich weinend an seinem Sarge. Alle wollten die milden Züge des guten und heißgeliebten Vaters noch einmal sehen. Aber nicht nur sie, nein, ganz Cremona kam zu seiner Bahre. „Es sterbe meine Seele den Tod dieses Gerechten," tönte es aus manchem Herzen. Die Trauer über seinen allzufrühen Verlust war allgemein, wenn ihn auch jeder wegen seines seligen Todes beglückwünschte.

IV.

Am Tage seines Begräbnisses gerieth die ganze Stadt in Bewegung. Alles wollte sich an dem Begräbniß des „Heiligen" betheiligen. Die Geschäftsleute schlossen ihre Läden, die Handwerker verließen ihre Werkstatt und eilten nach der Kirche des heiligen Aegidius, in welcher Gutmann feierlich begraben wurde. Während des Leichenbegängnisses bereits geschahen mehrere unleugbare Wunder. Ein Soldat, der zehn Jahre früher bei einem blutigen Treffen in Palästina den Gebrauch der Sprache gänzlich verloren hatte, fing zum Erstaunen aller an, laut und verständlich zu sprechen. Er hatte Gutmann vertrauensvoll um seine mächtige Fürbitte angerufen.— Ein achtzehnjähriger Jüngling, der ebenfalls, und zwar von Geburt an, stumm gewesen, wie allgemein bekannt war, und dessen Vater, innerlich dazu getrieben, seine Zuflucht zu dem Verstorbenen genommen hatte, bekam urplötzlich den Gebrauch der Sprache. — Ein achtjähriger blinder Knabe erhielt das Augenlicht, und ein ganz verwachsener Krüppel den ungehinderten Gebrauch seiner Glieder. — Ein junger Freidenker, der bei dem Leichenbegängnisse über den Heiligen und dessen Verehrung seine Witze machte und spöttelte, fühlte plötzlich eine Hitze auf seiner Zunge, die dergestalt anschwoll, daß er in Gefahr kam, zu ersticken. Er erschrak und ging in sich; man wandte sich mit Vertrauen an Gutmann, daß er sich des Unglücklichen erbarmen und

für ihn bitten möge, und siehe! die gehoffte und erbetene wunderbare Hilfe blieb nicht aus.

„Gott verherrlichte," sagt einer der Lebensbeschreiber Gutmann's „sein Grab durch viele Wunder, die an Stummen, Blinden, Tauben, Lahmen und anderen Bresthaften sich ereigneten. Gründe genug, warum er, nach genauester Untersuchung und Prüfung dieser Wunder, schon im Jahre 1198, also nur ein Jahr nach seinem Tode, vom Papste Innocenz III. in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen wurde." Im Jahre 1356 wurden die Reliquien des Heiligen aus der St. Aegidius-Kirche in die Kathedrale übertragen; nur sein Haupt blieb in der Kirche des heiligen Aegidius. Noch heute ist sein Andenken in Cremona und weit über dessen Grenzen hinaus gesegnet. Die Kaufleute erwählten ihn in der Folge zu ihrem Patrone.

Gutmann's Leben ist eine schöne Illustration zu dem Texte: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."



Die selige Germana, die demüthige Schäferin.

I.

Zu Pibrac, einem Dorfe von ungefähr 200 Feuerstellen, in dem Stadtbezirke von Toulouse, wurde 1579 einem armen Bauersmann ein Mädchen geboren, das in der heiligen Taufe den Namen Germana erhielt. Seine rechte Hand war lahm, und der Hals durch einen Kropf verunziert. Der Wiege kaum entwachsen, verlor es seine gute Mutter, und um das Elend des armen Wesens voll zu machen, verheirathete sich sein Vater mit einer Witwe, die bereits mit Kindern gesegnet war und nur Herz und Sinn für diese hatte. Die kleine Waise war der Stiefmutter von der ersten Stunde an ein Dorn im Auge. So fing also Germana's Leben gar trübe an; sie war arm, kränklich, bresthaft, verwaist und unter das harte Joch einer lieblosen Stiefmutter gestellt. Gott warf das Gold ihrer Seele frühe in den Schmelztiegel der Prüfung, damit es geläutert von allen Schlacken, im reinen Glanze der Tugend strahlend, daraus hervorgehe. Leiden und Demüthigungen aller Art sollten unsere Heilige begleiten von der Wiege bis zum Grabe.

Sobald Germana etwas herangewachsen war, wurde sie von der Stiefmutter, welche das Kind im Hause nicht dulden konnte, mit einem kargen Stücklein Brod aufs Feld und in den Wald geschickt, um die Schafe zu hüten. Dort war sie allem Ungemach des Wetters ausgesetzt, litt Hunger und Durst, und kehrte sie des Abends heim, so gab es obendrein noch böse Worte. Das versalzte ihr oft das Leben so, daß sie bittere Thränen weinte. Während des Hütens betete sie gerne den Rosenkranz; dadurch wurde sie nach und nach vertraut mit Jesus, dem Gekreuzigten; das Weinen über ihre harte Lage hörte auf,

ja, sie schätzte ihre Leiden als kostbare Gnaden Gottes und fing an sie zu lieben. Germana entbehrte jeder Schulbildung, und man weiß nicht, von wem sie bei ihrer Armuth und gänzlichen Verlassenheit über die großen Wahrheiten des Heiles unterrichtet wurde, worin sie doch frühzeitig schon seltene Kenntnisse zu erkennen gab. Gott selbst, so scheint es, ersetzte den Mangel an christlicher Erziehung, deren sie im elterlichen Hause ohne ihre Schuld entbehrte.

II.

Das Hüten der Viehheerden ihres Vaters in Feld und Wald und deren Besorgung war Germana's fast ausschließliche Beschäftigung von ihren Kinderjahren bis zu ihrem Tode. So führte sie ein Leben der allergewöhnlichsten Alltäglichkeit. Pünktlicher Gehorsam, opferfreudige Entsagung, heilige Liebe zu Gott und dem Nächsten und ununterbrochenes Gebet waren für diese von der Mitwelt kaum beachtete Schäferin die Sprossen, auf denen sie rasch zum Gipfel der Vollkommenheit emporstieg. Die Einsamkeit auf freiem Felde, für manche Kinder gefährlich und verderblich, war für sie fort und fort eine reiche Quelle von Verdiensten, ein ewig frischer Born von Gnaden, Licht und Segen. Gott, der sich vor den Großen und Stolzen dieser Erde verbirgt, dagegen den Kleinen und Demüthigen sich offenbart, redete täglich durch die Wunder der Schöpfung zu ihrem Herzen und zog ihre lautere Seele himmelwärts. In hohem Grade liebte und übte sie das Stillschweigen. Das Lachen und Spielen der anderen Kinder, die in ihrer Nähe hüteten, vermochte sie nicht anzuziehen oder in ihrer Geistessammlung irgendwie zu stören. Ihr Wandel war vor Gott.

Obschon ziemlich weit von der Kirche entfernt, wohnte Germana täglich dem Opfer der heiligen Messe bei. Beim Schall der Glocke verließ sie ihre kleine Heerde und eilte in die Kirche, voll Vertrauen, daß der Herr und seine hei-

ligen Engel unterdessen an ihrer Stelle wachen würden. In der That kam niemals ein Unfall vor. Alle Sonntage ging Germana beichten und communiciren. Die glühende Andacht, womit sie den Leib des Herrn empfing, bot einen so rührenden Anblick, daß alle, die Zeugen davon waren, es nie mehr vergessen konnten. Durch die himmlische Speise gestärkt, ging sie dann jedesmal wieder muthig und getrost an die Arbeit, voll vom Geiste der Armuth, des Gehorsams, der entsagenden Geduld, der opferfreudigen und werkthätigen Liebe. Ganz von Liebe zu Jesus erfüllt, kam sie auch in seltener Vollkommenheit der Mahnung des Apostels nach: „Laßt uns die Brüder lieben, aber nicht blos mit Worten, sondern durch die That und in der Wahrheit!“ Eingedenk der Worte Jesu: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan, das habt ihr Mir gethan,“ — war Germana unablässig bestrebt, Werke der Liebe zu erweisen, obwohl sie selbst am Nothwendigen Mangel litt. Lohn hatte sie nicht, an Speise und Trank nur Wasser und Brod. Aber gar oft litt sie Hunger und gab ihr karges Mahl den Armen. Dieser edle Zug christlicher Liebe wurde für sie Anlaß zu neuen Leiden. Die frommen Gaben ihrer mitleidigen Freigebigkeit, die Gottes Kraft mitunter in ihrer Hand wunderbar vermehrte, brachten sie in den Verdacht der Untreue. Ihre Stiefmutter schalt sie offen eine Diebin. Germana duldete es und schwieg.

Einst — es war Winter — bemerkte die Stiefmutter, daß Germana einige Stücklein Brod für die Armen in der Schürze mitfortgetragen habe. Sogleich griff sie nach einem Stocke und eilte wüthend ihr nach. Zwei Bürger von Pibrac gingen desselben Weges; sie verdoppelten ihre Schritte, um Germana vor harten Schlägen zu beschützen. Zugleich mit der Stiefmutter erreichten sie das bedrohte Kind. Man öffnete die Schürze, aber statt des Brodes, das man zu finden erwartete, fielen frische Blumen, wie man sie so schön in Pibrac nie gesehen, zur Erde nieder.

Die zwei Zeugen dieses Wunders eilten alsbald in das Dorf und verkündeten, was sie gesehen hatten. Manche,



Die selige Germana.

welche Germana bisher verachtet und „gemeine Betschwester“ gescholten hatten, wurden nun mit Ehrfurcht gegen sie erfüllt. Ihr Vater besonders, der sie so lange mißkannt,

bereute sein hartes Benehmen tief und verbot der Frau aufs strengste, sie ferner so roh zu behandeln. Hatte Germana ihre Nachtherberge bis dahin in einem Winkel unter der Stiege, so wurde ihr jetzt vom Vater ein besseres Quartier angewiesen; doch Germana bat kindlich, sie zu belassen, wo sie war; sie sei's jetzt gewöhnt, und der Ort sei mehr als gut genug für sie.

Kaum hatte sich aber das Blatt zu ihren Gunsten gewendet; kaum hatte der Geringschätzung und Verachtung Ehrfurcht und Bewunderung Platz gemacht; kaum hatte die Welt, ich will sagen ihre nächste Umgebung, Miene gemacht, ihr ein besseres Loos zu bereiten, da nahm sie der liebe Gott, weil jetzt gedemüthigt und geprüft genug, unversehens, erst zweiundzwanzig Jahre alt, als eine reife Garbe für den Himmel, von dieser Welt hinweg. Germana's Tod folgte bald auf das Wunder mit den Blumen. Eines Morgens — es war im Vorsommer 1601 — als ihr Vater sie nicht zur gewohnten Zeit das Haus verlassen sah, ging er zur Stiege, unter der sie schlief, und rief sie mit Namen, — keine Antwort. Er erschrak, trat näher und fand sie — todt auf ihrem Bette von Rebenholz. Gott hatte sie zu sich gerufen.

Ihr Leichenbegängniß war zahlreich besucht; es war, als wollte man diejenige nach dem Tode ehren, welche man im Leben so lange verachtet und mißkannt hatte. Germana wurde in der Pfarrkirche zu Pibrac, der Kanzel gegenüber, beerdigt. Das war nichts besonderes, da es damals Brauch und Sitte war, die Todten in der Kirche zu beerdigen. Ihr Grab war durch nichts vor andern ausgezeichnet, durch keine Inschrift kennbar gemacht.

III.

Vierzig Jahre gingen nach ihrem Tode vorüber, ohne daß etwas Außerordentliches eingetreten wäre. Die Leute, welche sie gekannt, waren zum größern Theile ins

Grab gestiegen; nur wenige davon lebten noch. Da gefiel es Gott, die demüthige Schäferin zu verherrlichen. Als im Jahre 1644 eine Verwandte Germana's gestorben war, schickte sich der Todtengräber an, der Kanzel gegenüber ein Grab für sie zu öffnen. Kaum hatte er die erste Steinplatte weggenommen, als die frische Leiche einer jungen Frau zum Vorschein kam. Auf einen lauten Schrei des Entsetzens, den er ausgestoßen, eilten einige Personen, die gekommen waren, die heilige Messe zu hören, erschrocken herbei. Sie sahen und bezeugten, daß der Leichnam dicht an der Oberfläche der Erde lag, und daß die Stelle des Gesichtes, welche von des Todtengräbers Hacke getroffen war, lebendigem Fleische gleich sah. Das Volk strömte auf diese Kunde in Masse zur Kirche, um das Wunder mit eigenen Augen anzusehen. Der Leichnam wurde nun in Gegenwart des Volkes vollends aufgedeckt. Man fand den Körper in allen Theilen wohl erhalten und ohne das geringste Zeichen der Verwesung. Das Fleisch war weich anzufühlen, nur die Zunge war etwas ausgedörrt. Leinwand und Grabtuch hatten zwar die Erdfarbe angenommen, waren aber wohl erhalten, wie der Körper selbst. In den Händen hatte die Todte eine kleine Wachskerze und ein Blumengewinde von Nelken und Kornähren; die Blumen waren etwas verwelkt; die Aehren aber sahen frisch aus, wie zur Zeit der Ernte. Die ältesten Leute der Pfarrei bezeugten, daß die aufgefundene Leiche die der Germana Cousin sei, die vor dreiundvierzig Jahren gestorben, die sie wohl gekannt und deren Leichenbegängniß sie an dieser Stätte beigewohnt hätten. Die Leiche wurde zuerst in die Nähe der Kanzel gebracht und blieb dort den Blicken aller Welt ausgesetzt; später wurde sie in die Sacristei übertragen und in einem neuen, schönen Sarge ausgestellt.

Im Jahre 1661 kam General-Vicar Johannes Dufour nach Pibrac, um Pfarrvisitation abzuhalten. Er staunte nicht wenig, in der Sacristei einen Sarg mit einer Leiche

zu finden. Er ließ denselben öffnen. Zeugen in großer Zahl waren zugegen. Der Leichnam war noch ganz so, wie man ihn vor sechzehn Jahren aufgefunden hatte. Man erklärte dem erstaunten Visitator alles, was man von Germana wußte. Gott fügte es, daß zwei ehrwürdige Greise gegenwärtig waren, beide achtzig Jahre alt, welche die demüthige Schäferin noch persönlich gekannt hatten; es waren die nämlichen, die das Wunder der Blumen mit eigenen Augen gesehen. Dufour ließ sich den Ort zeigen, wo Germana begraben worden war, und wo man ihre Verwandte vor noch nicht zwanzig Jahren beerdigt hatte. Er ließ deren Grab öffnen und fand die Leiche verwest. Ueber die Natur des Bodens konnte also kein Zweifel obwalten. Der Pfarrer von Pibrac legte dem Visitator eine authentische Schrift vor über die zahlreichen Heilungen, welche auf die Fürbitte Germana's erfolgt waren. Derselbe ließ den Sarg wieder schließen und nahm über alles ein ausführliches Protocoll auf. Das war die erste kirchliche Untersuchung.

Im Jahre 1700 wurde eine zweite amtliche Untersuchung unter Beiziehung zweier Doctoren der Chirurgie vorgenommen. Der Zustand des Körpers war noch genau so, wie Dufour's Protocoll angab. Man war erstaunt, aber leugnen konnte man es nicht. In dem Protocoll, das aufgenommen wurde, steht die Bemerkung, daß die Leiche nie einbalsamirt gewesen, also nicht durch natürliche Mittel vor der Verwesung bewahrt geblieben sei, sondern, daß die göttliche Vorsehung und Macht allein dieses Wunder habe wirken können. Auch die Leinwand und das Grabtuch, worin sie eingewickelt war, zeigten sich in gutem Zustande. Ein Jahrhundert war jetzt seit Germana's Tod verflossen, und diese Tücher waren noch so stark, als wären sie erst gestern vom Webstuhle gekommen.

IV.

Zu dem fortlaufenden Wunder der Unverweslichkeit Germana's gesellten sich in der Folge der Zeit andere Wunder und zwar in großer Zahl. Ich erinnere hier an einige der bestbezeugten, vorab an die wunderbare Brodvermehrung im Ordenshaus der Schwestern vom guten Hirten in Bourges und an die fast gleichzeitige wunderbare Vermehrung des Mehles ebendaselbst. Beide Vorgänge erfuhren beim Proceß der kirchlichen Seligsprechung Germana's eine einläßliche Prüfung. Sie ereigneten sich gegen Ende des Jahres 1845 und anfangs 1846.

Das Kloster zum guten Hirten zählte siebzehn Ordensschwestern, neunundfünfzig Büßerinnen und vierzig junge Mädchen. Da es keine stehenden Einkünfte hatte, war es ausschließlich an das Almosen der Gläubigen und den Ertrag der Handarbeit gewiesen. Zu Zeiten litt es harte Noth. Im Herbste 1845 versiegten mehrere Hilfsquellen, und außerdem drückte eine Schuld von zehn- bis zwölftausend Franken das Kloster. In dieser Noth kam der Oberin der Gedanke, bei der seligen Germana vertrauensvoll Hilfe zu suchen. Sie ließ daher in allen Abtheilungen des Hauses eine neuntägige Andacht beginnen, und auf dem Kornspeicher wurde an Germana's Bild, das sich dort befand, eine Medaille angehängt.

Die zwei Ordensschwestern, welche alle fünf Tage das nöthige Brod zu backen hatten, brauchten jedesmal vierundzwanzig Körbe Mehl, welche vierzig große Brode lieferten. Die Oberin, voll Vertrauen auf die Hilfe des Himmels, befahl denselben, das nächste Mal nur sechzehn Körbe Mehl zu nehmen, und flehte inständigst zu Germana, den Ausfall zu ersetzen. Die Schwestern thaten, wie ihnen befohlen war; als sie aber bei Zubereitung des Teiges bemerkten, daß die Teigmasse zu klein sei, fügten sie heimlich eine Quantität Mehl hinzu, jedoch nicht so viel, daß damit die Summe von vierundzwanzig Körben erreicht war. Die

vierzig Brode von geringerem Gewichte reichten kaum für drei Tage, und man mußte wieder backen. Da die Oberin die zwei Schwestern scharf getadelt hatte, weil sie ihren Befehl nicht vollzogen, nahmen sie jetzt genau nur sechzehn Körbe Mehl; auch diesmal erhielten sie viel kleinere Brode, und dazu noch zwei oder drei weniger, als sonst. Zweimal also hatte der Versuch völlig fehl geschlagen.

Die Schwester Januaria, eine der zwei Bäckerinnen, konnte die Beharrlichkeit der Oberin nicht begreifen und war fast ungehalten über sie. „Ich war," sagte sie, „bei der Sache am meisten verdrießlich über die Vorwürfe der Oberin und die beständigen Besuche der Schwestern, welche kamen und nach dem Wunder fragten. Alle tadelten mich wegen des geringen Vertrauens auf die ehrwürdige Germana. Zudem bemerkte ich, daß viel Holz verbraucht wurde, da der Ofen ebenso viel Hitze nöthig hatte, wie gewöhnlich, während die Brode nicht so lange ausreichten. Doch nahm ich mir nicht heraus, der Oberin Bemerkungen zu machen; denn ich wollte den ersten Schritt hierin nicht thun."

Der größere Holzverbrauch flößte auch der Oberin Besorgnisse ein, und sie dachte bereits daran, den Befehl zurückzunehmen. Sie hätte es am letzten Tage des Novembers wirklich gethan, wären nicht alle Schwestern schon zu Bette gewesen. Da flehte sie noch eimal in heißem, inbrünstigem Gebete zu Germana, sie möchte doch dafür sorgen, daß die Brode morgen nicht so klein ausfielen.

Am 1. December begaben sich die beiden Schwestern wieder an die Arbeit. Ich lasse nun Schwester Januaria selbst erzählen, was sie im Seligsprechungsprocesse bezeugt hat: „Am Montag, den 1. December, nahmen wir für jeden Ofen — es waren deren zwei — acht gewöhnliche Körbe Mehl. Ich war an diesem Tage in sehr übler Stimmung und recht unzufrieden, mit blos acht Körben backen zu müssen, da die Erfahrung mich belehrt hatte, daß die Sache nicht gelingen wollte. Nachdem der Teig gemacht war, sah ich, daß er zu der Quantität Mehl, die ich ge-

nommen hatte, im Verhältniß stand, und bemerkte der Schwester, welche mit mir arbeitete, sie solle die Körbe wohl mit Teig füllen, damit man sehen könne, wie viel geringer die Anzahl Brode sei, und die Oberin einmal einsehen lerne, daß an eine Erfüllung ihres Verlangens nicht zu denken wäre. Im Scherze fügte ich noch bei, daß die selige Germana, da sie das Mehl nicht vermehrt habe, wenigstens schöneres und besseres Brod uns erwirken müsse. Wie aber meine Mitschwester die Körbe füllte, reichte nicht allein der Teig hin, um alle Körbe voll zu machen, sondern man konnte jedes Brod noch vergrößern; außerdem blieben noch zwei oder drei Pfund in der Backmulde übrig. Ich war ganz erstaunt und bestürzt und fühlte mich nicht wenig beschämt über den Mangel an Vertrauen, den ich gezeigt, und über die Aeußerungen, die ich vor der Oberin Mutter und den Schwestern hatte laut werden lassen. Zwanzig Brode hatten wir aus dem Teig, den acht Körbe Mehl ergeben hatten, bereitet; alle waren viel größer, als sonst, wenn wir zwölf Körbe Mehl verbraucht hatten. Wir nahmen für den zweiten Ofen ebenfalls nur acht Körbe Mehl, und nachdem wir eine hinreichende Menge Teig hatten, um den Ofen zu füllen, blieben noch vier Körbe übrig, welche wir bei Seite setzten. Das erste Mal bemerkten wir die Vermehrung des Teiges in dem Augenblicke, als wir die Körbe damit füllten; das zweite Mal beim Bereiten des Teiges. Vormittags kam die Oberin an den Backofen; meine Mitschwester hatte ihr das Wunder mitgetheilt.

„Als ich die Mutter sah, ging ich aus Beschämung bei Seite. Während wir noch an der Arbeit waren, kam die Schwester Oekonomin dazu und überzeugte sich ebenfalls vom Wunder. Ich war sehr geängstigt und beschämt und wagte nicht, öffentlich zu erscheinen. Die Oberin ließ sofort eine gemeinschaftiche Danksagung verrichten."

Das Wunder wiederholte sich dreimal, während der apostolische Proceß der Seligsprechung im Gange war.

Um die gleiche Zeit erfolgte eine wunderbare Vermehrung des Mehles. Im Herbste 1845 wurden 360 Maß Weizenmehl ins Kloster gebracht. Es war noch etwas Mehl übrig, das zuerst verbraucht wurde. Erst am 4. November fing man an, von den dreihundertundsechzig Maß zu nehmen. Zunächst hatte man, um die Decke im Fruchtspeicher zu schonen, nur dreihundert Maß daselbst ausgeschüttet. Da man per Monat regelmäßig einhundertundfünfzig Maß verbrauchte, mußte das Mehl im Speicher in den ersten Tagen des Januars 1846 ausgehen. Hören wir, was die Schwestern diesbezüglich aufs heiligste bezeugen. „Im Monate December," bezeugt Schwester Maria vom hl. Augustin, „bemerkte ich, daß das Mehl sich nicht vermindere, sondern im Gegentheile vermehre." Die Schwester Maria vom hl. Johannes fügt hinzu: „Die Schwester Pförtnerin, welche mit der Besorgung des Mehles insbesondere beauftragt war, hat mir in den letzten Tagen des Decembers zu verschiedenen Malen erklärt, daß sie immer von dem Mehle wegnehme, niemals aber eine Verminderung desselben bemerken könne. Ich selbst habe mit ihr Körbe voll weggenommen, und der Haufen blieb immer unverändert gleich. Am 10. Januar bestieg ich mit Schwester Augustina den Kornboden. Sie zeigte mir, was von den dreihundert Maß noch übrig war, und ich bemerkte ihr: „Zehn Wochen sind es jetzt, seitdem wir von dem Wundermehle leben, und noch ist genug da, um fünfmal zu backen!"

V.

Schon die zweite amtliche Untersuchung vom Jahre 1700, wovon oben die Rede war, wurde zu dem Zwecke vorgenommen, um beim heiligen Stuhle in Rom die feierliche Seligsprechung der demüthigen Schäferin von Pibrac zu befürworten. Das Resultat war mehr als günstig; allein die Zeitverhältnisse gestalteten sich so widrig, daß

die Sache sich wiederum zerschlug. Unterdessen nahm das Vertrauen auf die Fürbitte der Seligen von Jahrzehnt zu Jahrzent stetig zu, und der Zusammenfluß des gläubigen Volkes bei ihrem Grabe wurde immer größer, da es Gott gefiel, das Vertrauen der Gläubigen auf Germana's Fürbitte mit zahlreichen Gnaden und Segnungen zu belohnen. „Wir haben," bezeugen die Visitatoren, „in der Sacristei zu Pibrac ein kleines Grabmal gesehen, worin der Körper der frommen und seligen Germana ruht, die in Pibrac geboren und gestorben ist; an diesem Grabe geschehen Wunder, und werden dadurch Kranke und Bresthafte in großer Menge angezogen, die augenblicklich die Gesundheit oder doch Besserung in ihrem Zustande durch Germana's Fürbitte bei Gott, dem Amächtigen, erlangen."

Im Jahre 1793, zur Zeit der französischen Revolution, wurde Germana's Grab von gottlosen Menschen entweiht, der bleierne Sarg, in welchem ihr Körper ruhte, confiscirt und Kugeln daraus gegossen; den heiligen Leib aber begrub man in den Boden der Sacristei und schüttete Wasser und Kalk darauf, um ihn sicher und rasch zu zerstören. Sobald die Zeiten wieder besser wurden, öffnete man das Grab und fand, daß die Absicht der Revolutionäre nicht völlig erreicht worden. Haut und Fleisch waren vom Kalk verbrannt, das Uebrige war wunderbar erhalten. Das seidene Tuch, welches ihr Haupt umhüllte, und die Blumen fand man unversehrt. Alles wurde in ein werthvolles Grabtuch eingehüllt, und die kostbaren Reliquien an der früheren Stelle in der Sacristei wieder beigesetzt.

Je näher der Augenblick heranrückte, welcher nach Gottes Rathschluß für die Verherrlichung der demüthigen Schäferin bestimmt war, um so zahlreicher wurden die außerordentlichen Gnadenerweisungen, welche die Hilfsbedürftigen durch deren Fürbitte erlangten. Die geistliche Obrigkeit verordnete, daß darüber authentische Protocolle aufgenommen würden. Als hinreichendes Material beisammen war, schlossen sich Bischöfe und Priester dem Erz=

bischofe von Toulouse an, um vom heiligen Stuhle die Seligsprechung der Dienerin Gottes zu verlangen. Der Proceß der Seligsprechung dauerte mit kürzern und längern Unterbrechungen von 1843 bis 1854.

Endlich, am 7. Mai 1854, erfolgte in feierlichster Weise der Act der Seligsprechung durch Papst Pius IX. — Der Donner der Kanonen von der Engelsburg her verkündete der ewigen Stadt die hohe Freudenkunde. Da auf jenen Tag das Schutzfest des hl. Joseph fiel, und es im Officium des Tages heißt; „Gehet zu Joseph, und was er euch sagen wird, das thuet," so sprach Pius, hierauf anspielend, zu den Franzosen, die ihn in der Sacristei in großer Zahl umdrängten: „Gehet zu Germana, und was sie euch sagen wird, das thuet!" Nachdem das Breve der Seligsprechung von einem der Cardinäle feierlich verlesen war, wurde das Te Deum angestimmt und das Bild der Seligen enthüllt, welches frei darstellt, wie sie in Mitte heiliger Engel gen Himmel sich erhebt. Es war ein feierlicher Augenblick. Alles sank auf die Kniee nieder. Glühende Gebete stiegen zu der einst tief gedemüthigten, jetzt glorreich verherrlichten Schäferin empor.

Im folgenden Monate wurde die Feier der Seligsprechung durch ein feierliches Triduum zu Ehren der seligen Germana unter dem Zusammenströmen einer unermeßlichen Volksmenge in der Domkirche zu Toulouse in herzerhebender Weise begangen. Es zeigte sich eine Begeisterung, welche selbst die Gleichgültigsten und Kältesten mit sich fortriß und erbauliche Acte des Glaubens hervorrief. Während des ganzen Tages war die Kirche, in der Germana's Reliquien ausgesetzt lagen, von Andächtigen angefüllt. Die Festlichkeit am Abend war jedesmal unvergleichlich schön; alle Häuser erglänzten von unten bis oben im herrlichsten Lichtglanze.

Zuletzt, am 25. Juli, wurde das Fest der Seligsprechung in dem drei Wegstunden von Toulouse entfernten Pfarrdorfe Pibrac, dem Geburtsorte der Seligen, in fei=

erlicher Weise begangen. Mehrere Bischöfe, bei dreihundert Priester und Gläubige zu vielen Tausenden fanden sich zur Festfeier ein. Alles athmete Jubel und Freude; der Bischof von Poitiers hielt die Festpredigt, die den Zuhörern unvergeßlich blieb; der Erzbischof von Toulouse celebrirte das Hochamt; es war das erste Mal, daß das heilige Opfer zu Ehren der demüthigen Schäferin in Pibrac dargebracht wurde.

Wer hätte an so etwas gedacht, als Germana 253 Jahre früher in einem dunklen Winkel unter der Stiege ihres Vaterhauses auf hartem Lager von dürrem Rebenholz, verachtet und mißkannt, ihr junges Leben schloß? An ihr hat sich das Wort des Herrn bewährt: „Die Niedrigen erhebt Er aus dem Staube.“ Die Verherrlichung Germana's in Mitte unseres stolzen Jahrhunderts bildet einen merkwürdigen Contrast zu der Demüthigung so vieler Großen, welche wie glänzende Meteore vor den Augen des gegenwärtigen Geschlechtes vorüberzogen, aber, kaum aufgegangen, ohne Sang und Klang spurlos wieder untergingen.



Der heilige Theodor, der tapfere Recrut.

I.

Theodor wurde in Syrien von vornehmen und edlen Eltern geboren. Ueber seine Kinderjahre und früheste Jugend sind uns keine Berichte erhalten. Wenn wir aber sehen, wie er als angehender Jüngling, mit religiösen Kenntnissen reichlich ausgerüstet, voll bewunderungswürdigen Heldenmuthes für die Sache Jesu Christi freudig einsteht, bereit, Blut und Leben für Ihn zu opfern, so dürfen wir mit Fug und Recht annehmen, daß er ein lernbegieriger, wackerer, gewissenhafter und frommer Knabe war; denn eine Gesinnung, wie wir sie bei ihm gleich beim Eintritt in den Soldatenstand finden, ist in der Regel die Errungenschaft beharrlicher Tugendübung.

Die politischen Unruhen hielten das Morgenland in steter Aufregung, und immer neue Mannschaft für den Kriegsdienst wurde ausgehoben. Das Loos traf auch Theodor. Die Legion, welcher er eingereiht wurde, erhielt den Befehl, sogleich nach Amasea, einer Stadt in Pontus, zu marschiren, um dort bis auf weitern Befehl zu stationiren. Kaum war sie an ihrem Bestimmungsorte eingetroffen, als (306) das kaiserliche Edict gegen die Christen verkündet wurde. Dasselbe enthielt die strengste Weisung, daß die Christenverfolgung, wie sie 303 durch Kaiser Diocletian angehoben worden, ungeschwächt fortzudauern habe. Den Soldaten wurde die Wahl gelassen, entweder den Götzen zu opfern oder eines grausamen Todes zu sterben. Viele Herzen zitterten und bebten; denn es waren zahlreiche, heimliche Christen im Heere. Sie glaubten innerlich an Christus, wagten aber nicht, ihren Glauben öffentlich zu bekennen. Theodor's Herz aber zitterte und bebte nicht. Christus war sein Leben, und Sterben sein Gewinn. Der eben erst ausgehobene Recrut gehörte zu jenen feurigen

Liebhabern Jesu Christi, welche jeden Augenblick so gestimmt sind, daß sie mit dem Apostel sprechen können: „Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Hunger oder Blöße oder Gefahr oder Verfolgung oder Schwert? Nein! in diesem allem überwinden wir, um Desjenigen willen, der uns geliebt hat. Denn ich bin versichert, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend ein Geschöpf es vermag, uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn!" (Röm. 8, 35 ff.)

Theodor trug seinen Glauben zwar nicht augenfällig zur Schau, verheimlichte ihn aber auch nicht ängstlich; deshalb wurde er als einer der ersten des christlichen Bekenntnisses angeklagt. Bevor er zum Richter geführt wurde, bekannte er noch laut und feierlich vor dem ganzen Heere: „Ich bin Christ und werde den Götzen niemals opfern."

II.

Vor den Richter gestellt, entspann sich folgendes denkwürdige Zwiegespräch:

„Komme, Theodor, edler Jüngling," sagte der Richter, „komme mit zu unsern Opfern!"

„Ich diene meinem Könige Jesu Christo. Ein jeder weiß, wem er dient. Was mich betrifft, so diene ich meinem Herrn, dem himmlischen Könige, meinem Gotte, und seinem eingeborenen Sohne."

„Was? Dein Gott hat sogar einen Sohn?"

„Ja, Er hat einen Sohn; Der ist das Wort der Wahrheit, durch das alles, was gemacht ist, gemacht worden ist."

„Kann man Ihn auch erkennen?"

„O, ich wünschte, daß euch Gott die Gnade verleihen möchte, Ihn vollkommen kennen zu lernen!"

„Und wenn wir Ihn kännten, dürften wir dann vom Kaiser zu Ihm übergehen?"

„Ich weiß wahrlich nicht, was euch daran hindern könnte, die Finsterniß zu verlassen, um zum wahren Lichte zu gelangen! Und — wenn ihr es recht betrachtet — wie kurz ist doch die Zeit, in welcher ihr auf euern irdischen Kaiser eure Hoffnungen setzen könnet, und wie endlos ist die Hoffnung, wenn ihr mit mir zu dem lebendigen Gotte, dem Könige der Welt und ewigen Herrn, gehet und Ihm dienet, wie ich Ihm diene! Ich war schon ein Soldat Christi, bevor ich Soldat des Kaisers geworden; ich bete nur den einen Gott und seinen eingebornen Sohn, Jesus Christus, an; eure Götter sind nichts als böse Dämonen; das ist mein Glaube, für den ich alles zu leiden bereit bin. Schlaget, schneidet, zerfleischet, brennet mich; alle Glieder meines Leibes opfere ich willig, um meinen Gott und Herrn zu bekennen und zu ehren."

„Ich lasse dir eine kurze Bedenkzeit; während derselben denke ein wenig nach; vielleicht wirst du dich bald eines Bessern besinnen."

Theodor wurde für den Augenblick frei gelassen; das erste Verhör war vorüber.

Inzwischen ergriffen die Heiden einige Christen aus Amasea und schleppten sie ins Gefängniß; unser jugendlicher Held folgte ihnen, ermunterte sie zur Geduld und Ausdauer und bat sie, Christo treu zu bleiben bis in den Tod. Sie möchten doch jene nicht fürchten, die blos den Leib tödten, der Seele jedoch nicht schaden könnten, wohl aber Denjenigen, der Gewalt hätte, Leib und Seele in die Hölle zu stürzen. Sein Wort ermuthigte viele, für Christo freudig in den Tod zu gehen. Dem Richter aber, der erwartete, daß er schließlich doch noch den Götzen opfern werde, antwortete er in eigenthümlicher Weise. In der Stadt Amasea hatte Cybele, welche die Heiden die Mutter der Götter nannten, einen vielbesuchten Tempel. Diesen steckte Theodor auf höhere Eingebung in Brand. Er wurde ergriffen und vor den Statthalter Publius geführt. Verhört, gestand er die That offen:

„Ich leugne nicht," sprach er „was ich gethan; ich habe Holz angezündet, um brennbaren Stoff zu verbrennen.



Der heil. Theodor.

Eure Göttin hat sich nicht als feuerfest erwiesen, darum ist sie mitverbrannt." Der Statthalter gerieth ob dem Spott in Raserei. Der heldenmüthige Recrut wurde grau=

sam gegeißelt, dann nochmals aufgefordert, den Göttern zu opfern.

„Nie," erwiderte der Jüngling, „nie werde ich das thun."

Jetzt wurde er entkleidet und auf die Folterbank gespannt; während der grausamen Ausrenkung der Glieder zerfleischten die Henkersknechte mit eisernen Krallen seine Seiten auf das entsetzlichste. Mit himmlischer Geduld ertrug er alles. Inmitten der Qualen sang er mit dem Psalmisten: „Ich werde lobpreisen den Herrn zu aller Zeit; stets wird mein Mund sein Lob verkünden."

„Pfui der Schande," rief ihm der Richter zu, „daß du, so elend wie du bist, dein Vertrauen auf jenen Menschen setzest, den du Christus nennst, und den man einst schmachvoll hingerichtet hat!"

Theodor entgegnete: „Dies ist eine Schande, welche ich und alle, die den heiligen Namen Jesu Christi anrufen, mit großer Freude auf uns nehmen. Du magst meinen Leib mit allen denkbaren Martern zerfleischen; du magst mich durch Schwertstreiche oder durch die Zähne wilder Thiere in Stücke zersetzen lassen, oder mich im Feuer verbrennen, so werde ich doch, solange noch Leben zu einem Seufzer in mir ist, dem Namen meines Heilandes und Erlösers nie entsagen. Ihm habe ich bisher angehört, Ihm gehöre ich jetzt an, und Ihm will und werde ich angehören in alle Ewigkeit. Im übrigen thue, was du willst."

Da der Richter sah, daß alle seine Bemühungen umsonst seien, verurtheilte er den unüberwindlichen Helden zum Feuertode. Das Urtheil wurde sofort auf öffentlichem Richtplatze vollzogen. Als der Scheiterhaufen aufgeschichtet und angezündet war, bezeichnete der Heilige seine Stirne und alle seine Glieder mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und bestieg, als ginge es zu einem Feste, den lodernden Stoß. Solange noch Leben in ihm war, schickte er aus den Flammen Lobgesänge zum Himmel

empor. Eine fromme Matrone, namens Eusebia, verlangte und erhielt seinen Leichnam; sie balsamirte ihn ein und bestattete ihn ehrenvoll. Eusebia selbst erlitt später ebenfalls den Martyrtod.

III.

Schon im vierten Jahrhunderte wurde der Gedächtnißtag des muthigen Bekenners an seinem Grabe alljährlich festlich begangen. Bei dieser Feier hielt einst der heilige Gregor, Bischof von Nyssa († 394), die Festpredigt, welche uns in seinen Schriften erhalten geblieben ist. Die Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts haben behauptet, die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien datire erst aus den Zeiten des dunklen Mittelalters; früher, in der alten Kirche, hätte man nichts davon gewußt. Hören wir nun, was der heilige Festredner sagt.

„Volk Christi," so hebt er an, „heilige Schaar, königliches Priesterthum, die ihr von allen Seiten aus Stadt und Land zusammengeströmt seid, saget an, wer hat euch das Zeichen zu diesem Pilgerzuge gegeben, daß ihr so zahlreich an dieser heiligen Stätte euch eingefunden habet, — jetzt zur rauhen Winterszeit? Ist es nicht offenbar, daß der heilige Martyrer, der dem Soldatenstande angehörte, gleichsam wie mit der Trompete das Signal gegeben und so viele aus verschiedenen Ländern an den Ort seiner Ruhe gerufen hat, nicht um sie zum wilden Kriege aufzureizen, sondern um sie zu dem süßen, dem Christen so geziemenden Frieden freundlich einzuladen. Dieser hat ja, wie wir glauben, vergangenes Jahr den wilden Sturm beruhigt und den unmenschlichen Krieg der grausamen Scythen abgehalten, indem er den anrückenden Barbaren nicht den furchtbaren, dreigezackten Helm zeigte und das scharfe, in der Sonne blitzende Schwert, sondern das unheilabwehrende und allvermögende Kreuz Christi, für das er selbst gelitten und nun diese Herrlichkeit errungen hat.

„Sehet nun, ihr Verehrer und Liebhaber der Martyrer, wie es um einen Gerechten etwas so Großes ist, wie er selbst auf dieser Welt so herrlich belohnt wird. Der ehrwürdige und unbefleckte Leib, das reine Werkzeug jener Seele, die ihn nie durch Leidenschaften entweiht, liegt hier an heiliger Stätte, hoch in Ehren gehalten, wie ein kostbares Kleinod aufbewahrt für den Tag der Auferstehung. Sehet da den großen Unterschied zwischen diesem Körper und dem gewöhnlicher Todter. Andere Todte sind den meisten ein Abscheu; nicht gerne geht man an einem Grabe vorbei, und sieht man eines offen, so wendet man mit Grauen sein Angesicht weg, in der Tiefe des Herzens erseufzend ob der Häßlichkeit, durch welche die Verwesung den Menschen so grausam entstellt. Nicht so ist es hier an dem heiligen Orte unserer Versammlung, wo das Grabmal des Gerechten und seine heiligen Ueberreste sind; wo der Maler die herrlichen Thaten des Martyrers kunstreich an die Wände dieses Tempels gemalt, und uns wie in einem aufgeschlagenen Buche vor Augen gestellt, wie einst der Martyrer gelitten und gestritten hat. Da dürstet ein jeder, sich dem Sarge zu nahen, um aus dessen Berührung Heiligung und Segen zu gewinnen. Und wird ihm gar noch gestattet, etwas Staub von dem Sarge des Heiligen mitzunehmen, so bewahrt er denselben wie einen kostbaren Schatz. Am glücklichsten glaubt er aber zu sein, wenn es ihm vergönnt wird, die heiligen Reliquien selbst zu berühren. Er umarmt und küßt die Gebeine des heiligen Blutzeugen; er vergießt Thränen des Mitleidens und der Liebe, wie wenn er noch am Leben wäre, und fleht ihn in heißem Gebete um seine allvermögende Fürbitte an. Aus allem diesem, o gottesfürchtiges Volk, lerne, daß kostbar vor dem Herrn der Tod seiner Heiligen ist."

So also hat man im vierten Jahrhundert über die Verehrung der Heiligen und deren Reliquien gedacht. Gegen Ende der Festrede blickt der heilige Gregor zum

verklärten Jüngling im Himmel selbst empor und ruft: „Du aber, komme zu uns und sei Vorstand des Festes, komme zu deinen Verehrern als unsichtbarer Freund! Schaue an, was hier geschieht, damit du den Dank gegen Gott verdoppelst, der für ein einmaliges Leiden und einziges frommes Bekenntniß dich mit so vielen Belohnungen segnet. Denn so viel Volk du damals als Zuschauer deiner Marter hattest, so viel Verehrer hast du jetzt. Wir bedürfen vieler Gutthaten; bitte für das Vaterland bei dem gemeinsamen König; denn das Vaterland des Martyrers ist der Ort seiner Marter. An Petrus wende dich und an Paulus, auch an den Gotteslehrer, den geliebten Jünger Johannes, damit sie sich der Kirchen annehmen, welche sie gegründet, für welche sie Fesseln getragen, für welche sie Gefahren und Tod bestanden haben, damit der Götzendienst sein Haupt nicht gegen uns erhebe, damit nicht Ketzereien wie Dornen den Weinstock überwuchern, damit nicht das Unkraut die Saat erſticke. O wunderbarer und unter den Martyrern strahlender Jüngling! bitte und flehe mit ihnen, daß das Land der Christen ein Saatfeld bleibe, welches im Glauben an Christus bis ans Ende der Zeiten reichliche Früchte hervorbringe fürs ewige Leben, das uns verdient hat Jesus Christus, dem mit dem Vater und dem heiligen Geiste Ruhm, Herrschaft und Ehre sei jetzt und immer und in alle Ewigkeit! Amen."



Die heilige Nothburga, die gute und dienstbeflissene Wirthschafterin.

I.

In einem ärmlichen Hause des Städtchens Rattenberg im Unterinnthale wurde einem Hutmacher um das Jahr 1265 ein Töchterchen geboren, unsere liebe heilige Nothburga. Sind uns auch über Nothburga's Kindheit und früheste Jugend keine Berichte erhalten, ja wissen wir nicht einmal, wie ihre Eltern geheißen haben, so sind wir doch aus dem, was wir von ihren reiferen Jahren wissen, zum Schluß berechtiget, daß sie im elterlichen Hause eine vortreffliche Erziehung genossen habe. Wenn sie, erst achtzehn Jahre alt, von einer der angesehensten Adelsfamilien der Grafschaft Tirol in den Dienst begehrt und mit dem Amte einer Haushälterin betraut wurde, so setzt das voraus, daß Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit ihr bereits einen guten Ruf erworben hatten.

Nothburga war ein begabtes, fleißiges und gottesfürchtiges Mädchen, dessen heilsbegierige Seele schon am frühen Lebensmorgen den Lehren der höchsten Weisheit sich erschloß. Das Wort des Herrn: „Gedenke deines Schöpfers in den Tagen deiner Jugend," hat sie sich tief zu Herzen genommen. Und mit Recht. Die Jugendzeit ist ja höchst bedeutungsvoll und für gewöhnlich entscheidend für das ganze Leben. Ist da der Geist zugänglich für die göttliche Wahrheit, das Gemüth frei von jeder unedlen und niedern Leidenschaft, das Herz offen und empfänglich für alles Schöne, Edle und Gute, Leib und Seele unentweiht durch Sünde und Laster, so ist damit ein gutes, solides Fundament gelegt für Zeit und Ewigkeit.

Welch' schwarzer Undank gegen Gott wäre es, meinte unsere Heilige, wenn ich die schöne und kostbare Jugendzeit

der Sunde und dem Laster widmete, um dann erst ein entnervtes Alter dem lieben Gott zu schenken. Ach nein! das kann und darf ich nicht. Alle Augenblicke meines Lebens gehören Ihm, und die Jugend ganz besonders. Er fordert ja ausdrücklich die Erstlinge für sich zum Opfer.

So strömte denn eine Fülle von himmlischen Gnadenerweisungen, für welche sie sich durch ihre entschlossene Opferwilligkeit empfänglich gemacht hatte, in Nothburga's unschuldiges Herz. Kaum den Mädchenjahren entwachsen, steht sie als eine wahre Tugendheldin vor unsern erstaunten Blicken da, an der Demuth, Keuschheit, Gehorsam, treue Gottes- und Nächstenliebe gleich kostbaren Perlen erglänzen. So ausgerüstet verließ sie das elterliche Haus, um bei einer der edelsten Familien des Landes in den Dienst zu treten.

Es liegt auf der Hand, daß Nothburga nie und nimmer in einem so vornehmen Hause an die Spitze der Dienstboten gesetzt worden wäre, wenn sie nicht das Zeugniß für sich gehabt hätte, daß sie, obwohl jung an Jahren, diesem viel verlangenden Posten gewachsen und die Würdigste von allen sei, die sich darum bewarben. Sie hat nicht blos die Unschuld, das Gebet und die Tugend, sondern auch die Arbeit geliebt, und war von Kindheit an bestrebt, alle Kräfte und Fähigkeiten, die sie von Gott erhalten, bestens zu verwerthen und etwas Tüchtiges zu erlernen, um auch bezüglich dieses Punktes Gottes heiligen Willen zu erfüllen, der dahin lautet, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichtes sich sein Brod verdiene. Schon als Mädchen war sie fleißig und thätig wie die Biene, weil sie erkannte, daß der Mensch zur Arbeit geboren, und Müßiggang aller Laster Anfang sei. In allen weiblichen Arbeiten, die für das Leben nützlich schienen, war sie unverdrossen thätig und suchte sich immer mehr und mehr darin zu vervollkommnen. Arbeit und Gebet waren die Wächter ihrer Unschuld und Tugend.

Dies die Grundzüge ihrer ersten Jugend. Nothburga

würde uns aber sicher ernstlich tadeln, wenn sie sähe, daß wir das Schöne und Lobenswerthe an ihrer ersten Jugend ausschließlich ihrem guten Willen und heiligen Eifer zuschrieben und vergäßen, vor allem Gottes Gnade die Ehre zu geben. „Durch Gottes Gnade," ruft sie uns vom Himmel her zu, „war ich von der ersten Kindheit an das, was ich war; und Gottes Gnade war nicht umsonst mit mir." Wer einen herrlichen Baum in seinem Blüthenschmucke oder mit goldenen Früchten behangen vor sich sieht, wird gemahnt, auch an das Erdreich, worauf er steht, und das erwärmende Sonnenlicht zu denken, das ihn erquickt. Himmel und Erde müssen zusammenwirken, damit aus einem Menschensprößlinge etwas Rechtes werde.

II.

Auf einer uralten Tafel, welche einst über dem Grabe Nothburga's hing, heißt es: „Es war einmal ein Edelmann, der hatte eine gottesfürchtige, fromme Dienerin." Diese Dienerin war unsere liebe Heilige; der Edelmann war Heinrich, Ritter von Rottenburg, einem festen Schlosse, auf einer Anhöhe am Inn gelegen, ungefähr drei Stunden vom Städtchen Rattenberg entfernt. Religion und Ordnung, Sittlichkeit und Frömmigkeit führten dort das Regiment. Darum wählte Nothburga diesen Platz. Das eine Nothwendige, die Sorge für ihr Seelenheil, stand ihr obenan; Kost und Lohn liefen nur so nebenbei.

Nachdem sich Nothburga in ihrem neuen Pflichtenkreis umgesehen hatte, ging sie mit einem stillen Aufblicke zu Gott und zu dessen Ehre an die Arbeit, und deren gab es viele. Von morgen früh bis abends spät gab es beide Hände voll zu thun; denn außer dem zahlreichen Burgvolk hatte sie auch für die vielen Gäste zu sorgen, welche auf das Schloß kamen.

Sie war tief von dem Gedanken durchdrungen, daß Gott der eigentliche Arbeitgeber sei; daß durch die Ar-

heit sein heiliger Wille zum Vollzuge komme. Alle die vielen Beschäftigungen, die ihr oblagen, galten ihr als von Gott selbst aufgetragen, und der Gehorsam, den sie der Dienstherrschaft leistete, war ihr Gehorsam gegen Ihn. Darum war sie so dienstwillig und eifrig, so genau und pünktlich, so unermüdlich, so heiter und zufrieden, wie ein Engel Gottes im Himmel. „Herr, dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden! Weil es Dir wohlgefällig ist, daß ich diese Arbeit verrichte, verrichte ich sie; und weil Du auch auf das Geringe und Kleine huldvoll herabschaust, so ist mir auch das Geringe und Kleine wichtig und werthvoll." So sprach sie in ihrem Innern, und daher trugen alle ihre Mühen und Arbeiten, groß und klein, den königlichen Stempel des heiligen Gehorsams an sich und waren verdienstlich vor Gott.

Nothburga war sodann bestrebt, ihre täglichen Arbeiten noch auf eine andere Weise zu heiligen und sie vor Gott verdienstlich zu machen; sie sollten für sie eine fortlaufende Kette von Tugendacten der christlichen Gerechtigkeit sein. Da diese Cardinaltugend verlangt, daß man jedem das Seine lasse, gebe und leiste, und sie im abgeschlossenen Dienstvertrage ihre Kräfte gegen Kost und Lohn der Dienstherrschaft zu widmen versprochen hatte, so erachtete sie es als eine heilige Pflicht, diesem Vertrage auch allseitig Genüge zu leisten.

„Will Gott von jedem Menschen," meinte sie, „daß er fleißig arbeite, so will Er es von mir doppelt; einmal, weil ich, wie jeder andere, ein armer, sündiger Mensch bin, und zweitens, weil ich in einem Dienste stehe, und der eingegangene Vertrag von mir gewissenhafte Arbeit fordert."

Sie verstand aber auch die seltene Kunst, die Arbeit umzumodeln zu einem eigentlichen Gebete. Das Gebet ist eine Erhebung des Gemüthes zu Gott, sei es, um Ihn zu loben und zu preisen; sei es, um Ihm zu danken für alle seine unzähligen Wohlthaten; sei es, um vor Ihm demüthige Abbitte zu leisten wegen der begangenen Sünden,

oder um neue Gnaden zu erbitten. Da nur ihr Herz von Gott und göttlichen Dingen voll war, diente alles dazu, dasselbe zu Gott zu erheben. Gute Gedanken und heilige Anmuthungen strömten ihr gleichsam von selber zu. Bei Bereitung der verschiedenen köstlichen Gerichte z. B. dachte sie an die verschiedenen Grade der himmlischen Glorie, womit einst die Auserwählten je nach Verdienst im Himmel gesättiget werden. Sah sie, wie rohe und harte Dinge durch die Mörserkeule oder durch die Macht der Hitze bewältigt und zu genießbarer, schmackhafter Speise umgewandelt wurden, so dachte sie an die Macht und Bedeutung der christlichen Abtödtung, oder an das vielvermögende Walten der göttlichen Gnade im Reiche der Seelen. Das Feuer auf dem Heerde erinnerte sie an das Feuer der Hölle, womit Gottes Gerechtigkeit die schweren Sünder bestraft, oder an das Fegfeuer, wo auch die geringste Makel gesühnt werden muß. Zu anderer Zeit war ihr das Feuer ein Sinnbild der göttlichen Liebe, welche sie durch häufige Liebesacte, woran sie das Holznachlegen mahnte, zu unterhalten verpflichtet sei.

In der Umgebung von Rottenburg gab es damals keine Kirche und keinen Priester; die nächste Kirche war das ziemlich entfernte Kirchlein von St. Georgenberg, das heute noch steht. Dorthin pilgerte Nothburga, so oft sie konnte, um dem Gottesdienste beizuwohnen oder die heiligen Sacramente zu empfangen. Ein Benedictiner-Pater von St. Georgenberg war ihr Beichtvater und Seelenführer. Aber ach! gar oft, wenn sie so gerne gegangen wäre, mußte sie dringender Geschäfte halber zurückbleiben. Eine geistliche Communion mußte die sacramentale ersetzen. Aber ein Heiligthum, wo sie viel und oft gebetet, hatte sie in nächster Nähe; ich meine ihr Schlafkämmerlein im Schlosse. Hatte sie den ganzen Tag sich müde gearbeitet, so kniete sie am späten Abende noch lange betend vor dem Cruzifixe. Das Mahnwort des Herrn: „So du beten willst, gehe in deine Kammer, schließe die Thüre zu und

bete zu deinem Vater im Verborgenen" — fand bei ihr kein taubes Ohr. Gleich nach ihrem Tode ließ ihr Dienstherr ihr stilles Kämmerlein in eine Capelle umgestalten und entzog es so jedem weltlichen Gebrauch. Nur darum, weil sie dort geschlafen, hat er es sicher nicht gethan, wohl aber deshalb, weil er wußte, daß sie diesen Ort eine lange Reihe von Jahren durch inbrünstiges und heißes Gebet geheiligt habe.

Die Tugend, welche Nothburga in Rottenburg vorzüglich übte, und um derentwillen sie weit umher in hoher Verehrung stand, war die Mildthätigkeit gegen die Armen. Selber armer Eltern Kind, hatte sie von Jugend auf ein überaus mitleidiges Herz gegen die Armen. Sie wußte dieses Mitleid bald auch ihrer Dienstherrschaft einzuflößen, welche ihr erlaubte, die Reste der Mahlzeiten den Armen auszutheilen. Von da an sah man die Bettelpforte zu Rottenburg stets scharf belagert. Arme und Dürftige, groß und klein, jung und alt, strömten in hellen Schaaren dem Ritterschlosse zu. Ihnen gesellte sich zwar mancher Landstreicher und Taugenichts bei, aber Nothburga war mit solchem faulen Gesindel ernst und strenge und wies sie mitunter gänzlich ab; es schien ihr vor Gott nicht recht, daß sie den wirklich Armen das Almosen vom Munde wegstehlen.

War das Essen im Schlosse, im Wirthschaftsgebäude und in der Mägdestube vorüber, und kamen die oft reichlichen Ueberreste der Speisen in die Küche zurück, so richtete sie Nothburga, so gut sie es vermochte, wieder zu, füllte damit einen Korb und eilte voll Freude unter ihre Lieblinge hinaus. Keine Mutter hätte für ihr liebstes Kind eine größere Sorgfalt aufwenden können als sie für ihre Armen. Heinrich und Gutta, ihre Dienstherrschaft, erbauten sich daran und stellten ihr immer reichlichere Gaben zur Verfügung. Während aber Nothburga den Leib der Dürftigen mit Speis und Trank erquickte, vergaß sie auch deren Seelen nicht. Das Almosengeben bot ihr vielmehr

eine willkommene Gelegenheit, den Armen auch eine heilsame Lehre mit auf den Weg zu geben, wußte sie ja, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt, sondern auch von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt, und daß das Herz des Mitmenschen dann vorzüglich für ein gutes Wort sich öffnet, wenn man ihm Gutes thut, wie ja auch der Blumenkelch von selbst sich aufthut, wenn die warme Sonne darauf scheint.

Ihre Freigebigkeit war aber ihrem Herrn ohne Schaden, wie es auf der schon erwähnten Tafel heißt. Vielmehr wurde das Schloß niemals so reichlich mit des Himmels Segen bedacht, wie zur Zeit, da Nothburga unter Zustimmung ihrer Herrschaft mit beiden Händen an die Armen austheilte. Der Segen von Oben ersetzte alles doppelt und dreifach wieder. Man hätte blind sein müssen, um diese Segensfülle nicht zu sehen. So zeigte sich auch hier recht augenscheinlich, daß man durch Almosengeben nicht verarme, da Gott das Ihm Geliehene mit guten Zinsen zurückerstattet. „Das Almosen,“ sagt Jesus Sirach, „ist wie ein Siegelring vor Gott gegenwärtig, und die Güte der Menschen bewahrt Er wie seinen Augapfel. Wende deinen Schatz nach den Geboten des Allerhöchsten an, so wird er dir mehr nützen als Gold. Verschließe das Almosen im Herzen des Armen, und es wird für dich bitten, daß dir nichts Böses widerfahre. Besser als der Schild eines Starken, kräftiger als eine Lanze, wird es für dich streiten. Mein Sohn, entziehe dem Armen sein Almosen nicht, und wende dein Auge vom Dürftigen nicht ab. Mißachte den Hungrigen nicht und verzögere nicht die Gabe dem Bedrängten. Neige ohne Unlust dein Ohr dem Armen und antworte ihm friedlich und sanft. Sei gegen die Waisen barmherzig. So wirst du ein gehorsamer Sohn des Allerhöchsten sein, und Er wird sich deiner erbarmen wie eine Mutter.“

So schaltete und waltete Nothburga im besten Einverständniß mit ihrer Dienstherrschaft als tröstender Engel

im Schlosse zu Rottenburg. Da kam ein jäher Wechsel. Im Jahre 1289 schieden Heinrich und Gutta kurz nach einander aus dem Leben, und ihr Sohn Heinrich II., der sich kurz vorher verehelichet hatte, trat an ihre Stelle. Damit war das Angesicht des Schlosses völlig verändert; denn die junge Frau war keine Gutta, sondern das gerade Gegentheil von ihr. War diese bescheiden, fromm, gutherzig und wohlwollend gegen alle, so war die neue Herrin hochfahrend, selbstsüchtig, hart und lieblos, vor allem aber geizig. Arme Nothburga, wie wird's dir ergehen? Rüste dich! die Zeit harter Prüfung steht vor der Thüre.

III.

Heinrich II. stach zwar von seinem Vater sehr ab, aber im Grunde besaß er kein böses Herz, und es wäre sicher im Schlosse nicht so schlimm gekommen, wenn er bei seiner Heirath nicht eine so unglückliche Wahl getroffen hätte. Wohl hatte seine Gemahlin schon zu den Lebzeiten Gutta's und Heinrich's manchen grimmigen Blick auf Nothburga geworfen, deren Wohlthätigkeit gegen die Armen ihr in der Seele zuwider war; allein solange Heinrich I. lebte, mußte sie ihren Aerger verbergen; denn der edle Ritter hielt die Zügel der Regierung in kräftiger Hand. Kaum aber wußte sie sich als Gebieterin im Schlosse, so zeigte sich auf Rottenburg ein anderer Geist. Ihr harter und stolzer Sinn kam oben auf. Den Armen wurde das Burgthor gänzlich geschlossen, und Nothburga erhielt den gemessenen Befehl, die Ueberreste der Speisen, welche sie bisher an dieselben vertheilt, in Zukunft den Schweinen zu geben. Wie wehe mochte das unserer Heiligen thun! Was that nun Nothburga? Ihre Handlungsweise ist lehrreich und beherzigenswerth. Sie zeigte da einen klaren Blick, aber auch einen festen und entschiedenen Willen.

Insoweit sie glaubte, gehorchen zu dürfen, gehorchte

sie; insoweit sie aber den Befehl ihrer Herrin mit dem Willen Gottes nicht im Einklang fand, hielt sie entschieden fest an dem Worte des Apostels, das da lautet: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen." Von der Stunde an verwendete sie keine Brodkrume mehr vom Eigenthum ihrer Herrschaft zu Almosen, weil sie als Dienstmagd kein Recht dazu hatte. Allein die Ueberbleibsel der Speisen in den Schweinestall zu tragen, hielt sie für unchristlich und gottlos, und sie weigerte sich daher, es zu thun. Wenn es aber geschehen müsse, so möge man sich nach andern Händen umsehen, die sich dazu herbeiließen. Daß jetzt Nothburga bei der jungen Schloßfrau völlig aus der Gnade fiel, läßt sich denken, und wenn sie nicht augenblicklich aus dem Dienst entlassen wurde, so geschah es nur, weil der Schloßherr sein Jawort nicht dazu gab. Sie hatte jetzt einen harten Stand. Unter tausenden hätte es kaum eine ausgehalten. Schon durch ihre Verfügung bezüglich der Speisereste wollte ihre Herrin offenbar an der unschuldigen Köchin ihren Aerger auslassen und sie recht tief und empfindlich kränken. Sicher ließ sie sich dabei nicht einzig und allein vom Geize leiten.

Sanftmüthig und geduldig sein, solange alles wie am Schnürchen geht, ist nicht besonders schwer; demüthig sein, solange man keine Demüthigungen erfährt, ist kein Heldenstück; leutselig und friedfertig sein, solange man freundlich behandelt wird, braucht keine große Tugend; aber geduldig sein, wenn alles ringsum zur Ungeduld reizt; demüthig sein, wenn man von andern ohne Ursache herabgesetzt, verachtet und verunglimpft wird; friedfertig sein, wenn man von ränkevollen, streitsüchtigen, leidenschaftlichen Leuten umringt ist; erlittenes schweres Unrecht gründlich verzeihen und denen gut sein, die uns hassen und verfolgen, das erfordert echten, christlichen Heldensinn. In solch harter Lage hatte Nothburga's Gottes- und Nächstenliebe ihre Feuerprobe zu bestehen und bestand sie auch. Keine Beschwerde, keine Widerwärtigkeit, kein

noch so bissiges Benehmen ihrer Herrin brachte sie außer Fassung. Sie war bereit, das schwere Kreuz zu tragen, das täglich tiefer in ihre Schultern schnitt, eingedenk der Worte des Herrn: „Wer nicht täglich sein Kreuz auf sich nimmt und Mir nachfolgt, ist Meiner nicht werth."

Konnte nun Nothburga von dem Eigenthum ihrer Herrschaft nichts mehr an die Armen austheilen, was ihrem guten Herzen ungemein wehe that, so war damit doch ihre Wohlthätigkeit keineswegs erloschen. Um auch jetzt noch, freilich nur in sehr bescheidener Weise, Almosen geben zu können, sparte sie sich die Bissen vom eigenen Munde ab. Manches Stück Fleisch und Brod, welches ihr zugetheilt war, legte sie für die Armen bei Seite, und manchen Becher Wein ließ sie ungetrunken, um ihn einem armen Kranken schenken zu können. Sie begnügte sich mit dem Nothdürftigsten und litt nicht selten Hunger, nur um den Armen Hilfe bringen zu können. Und da die Armen jetzt nicht mehr in das Schloß kommen durften, trug ihnen Nothburga in freien Stunden das Almosen selbst zu. Gab sie jetzt nur wenig im Vergleich gegen früher, als sie unter Gutta vom Eigenthum ihrer Herrschaft reichlich austheilte, so gab sie jetzt vor Gottes Augen mehr, weil ihre Gaben mit großen Opfern verbunden waren.

Eines Tages kehrte Heinrich II. vom Hoflager seines Lehensherrn, des Grafen von Tyrol, in sein Schloß zurück. Auf der Burgstraße begegnete ihm Nothburga, die eben, ihr Erspartes in ihre Schürze eingewickelt, auf dem Gang zu einem Armen war. Heinrich fuhr sie an und fragte, was sie in der Schürze berge. Nothburga entgegnete, daß sie etwas Brod und Fleisch und ein Krüglein Wein einem Armen bringe. Und um ihren Herrn durch den Augenschein zu überzeugen, öffnete sie sogleich die Schürze. Allein wunderbar — statt der Speise sah Heinrich nur Hobelspäne; er verlangte aus dem Krüglein zu trinken, und statt des Weines schmeckte seine Zunge bittere

Lauge. Heinrich war sehr aufgebracht über diesen vermeintlichen Schimpf und hielt Nothburga für eine gemeine Lügnerin, die ihn zum Besten halten wolle. Er eilte ins Schloß und erzählte entrüstet den Vorfall seiner Frau. Dies war Wasser auf deren Mühle und bot ihr erwünschte Gelegenheit, die Entlassung der verhaßten Köchin zu beantragen. Heinrich stimmte zu. Was für ein Ungewitter über Nothburga bei ihrer Zurückkunft ins Schloß sich entlud, kann sich der Leser denken. Wie ein hungriger Geier über ein armes Hühnchen, fiel die stolze, zornmüthige Frau über sie her, und nachdem sie ihr alles vorgeworfen, was der lange verhaltene Aerger ihr eingab, erklärte sie ihr in aller Härte, daß sie sofort den Dienst zu verlassen habe.

Unsere Heilige nahm, ohne etwas zu entgegnen, alle die Anschuldigungen und Schmähungen geduldig hin und verließ sofort das Schloß. Das war also der Dank für alle ihre Arbeit, Sorge und Treue während sieben langer Jahre, die sie in diesem Dienste verlebt. Aber sie trug es mit unverwüstlicher Sanftmuth und Geduld, und blickte auf Den hin, der nicht wieder schalt, als Er gescholten wurde.

Dem Schlosse Rottenburg gegenüber lag jenseits des Innflusses auf einer Anhöhe ein stiller Weiler, nur aus fünf Bauernhäusern bestehend. „Eben“ hieß der kleine Ort. Dorthin lenkte Nothburga ihre Schritte und trat bei einem der Bauern in Dienst. Wohl hätte sie an vornehmeren Thüren anklopfen können, aber ihre Demuth hielt sie davon ab. Schon oft hatte sie vom Schlosse Rottenburg mit einer Art Sehnsucht nach dem abgelegenen Eben hinübergeschaut; nun, da sie durch Gottes Fügung frei geworden, suchte sie dort Unterkunft. Eine bescheidene Bauernhütte sagte ihr besser zu, als eine stolze Ritterburg.

Bei dem Bauer in Eben verpflichtete sie sich, nicht blos den Dienst in der Küche zu besorgen, sondern auch die Geschäfte einer Stallmagd zu übernehmen und, wenn es die Zeit erlaubte, auf Feld und Wiesen auszuhelfen.

Da mußte sie noch manches lernen; denn das Vieh warten, die Führung des Rechens, der Haue, der Sense, der Sichel und Gabel waren ihr bis jetzt unbekannte Dinge. Wäre nur ein Körnlein geheimen Stolzes in ihrem Herzen gewesen, so hätte sie einen solchen Platz nie und nimmer angenommen.

Bei der Häusergruppe in Eben stand auf einsamem Wiesengrund ein Kirchlein, dem hl. Ruprecht, dem Apostel des Baiernlandes und ersten Bischof von Salzburg, geweiht. Dieses Kirchlein war für unsere Heilige ein Magnet; dort sollte auch einst ihre Grabstätte sein. Es ist, als hätte es Gott eigens so gefügt, daß Nothburga den Ort ihrer künftigen Verherrlichung selbst einweihe und durch Selbstverleugnung die Erhöhung, die ihr an dieser Stätte zu theil werden sollte, verdiene. Von Eben aus sollte einst das Licht ihrer Herrlichkeit erglänzen und die Macht ihrer Fürbitte sich kund geben; darum mußte sie dort in heiliger Demuth den Brunnen der Gnade graben. Ein Weltkind hätte sich gesagt: „Du hast bisher in einem der ersten Häuser des Landes gedient, du darfst dich nicht wegwerfen und nur bei einem vornehmen Herrenhause anklopfen.“ Nicht so Nothburga; sie erniedrigte sich und wurde eine Stallmagd.

Unsere Heilige soll nun für drei Jahre in ganz andern Verhältnissen leben. Sie wohnt nicht länger in einem stolzen Ritterschlosse, sondern in einer ärmlichen Bauernhütte; gemeine Landleute sind ihre Umgebung; nicht mehr eine herrschaftliche Küche, sondern Stall, Tenne und Feld sind der Schauplatz ihrer Thätigkeit. Sie hatte bereits die Kunst erlernt, in allen Dingen nur auf Gott hinzublicken, und ihr einziges Bestreben ging dahin, in jeder Lage Gottes Willen möglichst vollkommen zu thun.

Wir wissen aus ihrem Aufenthalte in Eben nur eine Begebenheit, und zwar wunderbarer Natur. Um sie ins rechte Licht zu stellen, müssen wir etwas weit ausholen.

Als Nothburga mit dem Bauer auf Eben den Dienst-

vertrag abschloß, machte sie die ausdrückliche Bedingung, daß die sogenannten Feierabende an Samstagen und an Vorabenden hoher Feste strenge und gewissenhaft eingehalten würden, und daß es ihr gestattet sei, diese Zeit im Ruprechtskirchlein ausschließlich dem heiligen Gebete zu widmen. Der Dienstherr ging diese Bedingung bereitwillig ein. Vor Alters war es nämlich Sitte, sich auf die Sonn- und Festtage einigermaßen vorzubereiten. Man war dabei eingedenk der Mahnung des weisen Mannes (Sir. 18, 23.): „Ehe du betest, bereite dich dazu vor, und sei nicht wie ein Mensch, der Gott versucht.“ Mit feierlichem Glockengeläute wurden diese Feierabende angekündet. „Laßt die Erde! zu Gott empor die Herzen!“ — rief der eherne Mund den geschäftigen Leuten zu. „Nur Eines ist nothwendig!“ Sense und Sichel wurden weggelegt, Haue und Karst gereinigt; der Schmied stellte den Hammer, der Schreiner den Hobel an seinen Ort; der Bauer spannte seine Ochsen vom Pfluge aus, mit einem Worte, es wurde aufgeräumt. Man wusch sich Gesicht und Hände, legte bessere Kleider an, und viele gingen in die Kirche und beteten dort den heiligen Rosenkranz; manche auch bereiteten sich durch die heilige Beicht zum bevorstehenden Feste vor. So wurde es mit dem sogenannten Feierabend vor Alters gehalten; man hielt es für unschicklich, ohne Vorbereitung als zerstreuter Werktagsmensch in den Sonntag hineinzuspringen.

Nothburga war der Sonntag die Perle unter den Wochentagen; ihn wollte sie, so viel nur immer thunlich, ganz Gott und dem Gebete widmen; auch freie Hand wollte sie haben, um sich gehörig auf denselben vorzubereiten. Lieber dafür etwas weniger Arbeitslohn! So war der Dienstvertrag abgeschlossen. Auch jetzt bedingen sich Dienstboten mitunter Begünstigungen aus; aber gar oft sind dies Dinge, welche voraussichtlich die Seele eher schädigen und deren Wohl bedrohen, als fördern. Man besteht auf Freiheiten, um den Leidenschaften Genüge leisten zu

können; man will Muße haben, um sich dem Geiste der Welt bestmöglich anzubequemen. Wie wenige sind, welche



Die heilige Nothburga.

das Mahnwort des Apostels gründlich zu Herzen nehmen: „Liebet nicht die Welt, noch was in der Welt ist; denn alles, was in der Welt ist, ist Augenlust oder Fleischeslust

oder Hoffart des Lebens." Welch herrliches Beispiel gibt da Nothburga! Gott und ihr Seelenheil stehen bei ihr oben an.

Die Legende erzählt nun folgendes. An einem Samstag im Sommer war man mit der Weizenernte beschäftigt, und der Dienstherr wäre gerne mit dem Schnitte auf jenem Acker noch fertig geworden. Als daher das Feierabendgeläute erschallte, machte er keine Miene, die Arbeit einzustellen. Nothburga aber ließ sich nicht beirren und schickte sich an, den Acker zu verlassen. Allein der Bauer bedeutete ihr, daß für dieses Mal nicht das Geläute vom Kirchthurm her, sondern die letzte Weizengarbe den Feierabend ankünde. Nothburga erinnerte ihn an den ein für allemal abgeschlossenen Dienstvertrag. Umsonst! So ist's alte und neue Regel in der Welt; wenn der Dienst Gottes und der Dienst der Welt zusammenstoßen, so muß der Dienst Gottes fast immer den Kürzeren ziehen; das Zeitliche geht voraus, Gott und die Seele müssen hintanstehen. Nothburga aber, die eben kein furchtsames Weltkind, sondern eine Heilige war, bestand darauf, daß Gott und der Gerechtigkeit der erste Platz gebühre, und trug, durch eine Einsprechung des heiligen Geistes dazu gemahnt, darauf an, den Entscheid dem lieben Gott anheimzustellen. Und was thut sie? Mit aufgerichtetem Körper und ausgestrecktem Arme hielt sie im Angesichte ihres Dienstherrn und der übrigen Schnitter und Schnitterinnen ihre Sichel, das Werkzeug ihrer Arbeit, so hoch als möglich empor, mit den Worten: „So möge denn Gott richten zwischen mir und dir!" — zog dann die Hand zurück, und, o Wunder! die Sichel schwebte frei in der Luft, als wäre sie aufgehängt an einem Nagel. Alle Anwesenden staunten das Wunder an; der Bauer erkannte sein Unrecht, und Nothburga begab sich gerechtfertigt und unbehindert in das Kirchlein zum Gebet. Gewiß, das war ein denkwürdiger Feierabend!

In diesem wunderbaren Ereignisse liegt der klare Beweis, daß die gewissenhafte Aufrechthaltung eines ein=

gegangenen Vertrages eine heilige und Gott wohlgefällige Sache ist, und daß Er es nicht gerne sieht, wenn der Mensch das Gebet und den Dienst Gottes aus Eigennutz dem ersten besten zeitlichen Vortheil zum Opfer bringt. Nothburga trat herzhaft als Sachwalterin Gottes auf und bestand furchtlos auf Einhaltung des geschlossenen Vertrages; sie wandte sich mit unbegrenztem, kindlichem Vertrauen an den Herrn als den höchsten Richter, und Er nahm seine treue Dienerin sichtbar in Schutz. Die Sichel in Nothburga's Hand ruft uns laut und deutlich zu: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? — Nur Eines ist nothwendig. Suchet vor allem und zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles übrige wird euch hinzugelegt werden." Die Heilighaltung des Feierabends hätte an jenem Erntetage nach dem Gutbefinden des Dienstherrn dem zeitlichen Interesse weichen sollen; aber die heilige Schnitterin sagte: „Nein! der erste Platz gehört und bleibt dem lieben Gott."

Das **Brod** und die Flasche in der gesenkten Linken unserer lieben Heiligen predigt uns ihre opferfreudige Nächstenliebe; die Sichel in ihrer erhobenen Rechten ihre heilige Gottesliebe.[1]) Das Evangelium gipfelt in diesen zwei Geboten: „Liebe Gott über alles und den Nächsten wie dich selbst!" und die beiden Sinnbilder unserer Heiligen verkünden, daß sie eine treue, gelehrige Schülerin Jesu Christi war. Schauen wir recht oft unparteiisch unsere Rechte und Linke an und fragen wir sie, was sie bis jetzt für Gott und was sie für das Wohl des Nächsten gethan? Vielleicht haben wir uns redlich abgemüht und geplagt, aber nur für uns, nie zu Gottes Ehre und unserer Mitmenschen Nutzen. Drei Jahre diente Nothburga in Eben als Feld-, Küchen- und Stallmagd; dann kam sie wieder in das Schloß Rottenburg zurück.

---

[1]) Nothburga wird häufig so abgebildet.

IV.

Wie sah es nach ihrem Weggange in diesem Schlosse aus? Kaum war die Heilige fort, als dort des Himmels Rache einzog. Die junge Schloßfrau erkrankte und zwar so bedenklich, daß es sich bald herausstellte, ihr Leben sei unrettbar verloren. In des Lebens Blüthe sollte sie Abschied nehmen von der Welt und vor Gottes heiligen Richterstuhl treten, um dort den Lohn ihrer Werke in Empfang zu nehmen. Und ach! sie war für diesen ernsten Gang in die Ewigkeit so wenig vorbereitet; auch dachte niemand daran, — so scheint es — ihr die herbe Botschaft zu bringen, daß sie sterben müsse; noch viel weniger, ihr ernstlich vorzustellen, was sie zu thun habe, um nicht eines unseligen Todes zu sterben. Es kommt ja nur zu oft vor, daß hohe Personen, wenn es zum Sterben kommt, infolge verkehrten Mitleides oder knechtischer Furcht von ihrer Umgebung nicht auf das Wahre ihrer Lage aufmerksam gemacht werden, daß man vielmehr aus erbärmlicher Schwäche die kostbaren Augenblicke verstreichen läßt, bis es zu spät ist. Diese Gefahr drohte auch hier. Da eilte Nothburga herbei, um ihre frühere Herrin vom ewigen Untergange zu erretten. Eine wahre Nothburga — eine Burg in höchster Noth. Sie übte Liebe an der hohen Kranken und bot alles auf, um dieselbe zu einer reumüthigen Beicht und zum Empfang der heiligen Sterbe-Sacramente zu vermögen. Sie empfing dieselben auch wirklich aus der Hand eines Benedictiner-Paters, der aus dem Kloster St. Georgenberg herbeigeholt wurde, und gab bald darauf ihren Geist in die Hand ihres Schöpfers zurück.

Der Schloßherr, Heinrich II., wurde kurze Zeit nachher in eine lange, verderbliche Fehde verwickelt. Er mußte fort in den Krieg, und als er nach harten Schicksalsschlägen im Sommer 1293 in sein Schloß zurückkam, bot alles einen überaus traurigen Anblick. Der Kummer

drückte ihn nieder. Er blickte zurück auf die frühere Zeit, als noch sein Vater und seine treffliche Mutter das Scepter im Schlosse führten, und Nothburga mit ihrer Bewilligung in echt christlicher Liebe waltete. Damals herrschte Glück und Segen in erfreulicher Weise. Er erinnerte sich dann, wie Unglück und Jammer in Rottenburg einkehrten, sobald Nothburga's mildes und liebevolles Walten nach dem Tode seiner Eltern dem Stolze und der Habsucht hatte weichen müssen. Die Unglücksfälle machten ihn mürbe und öffneten ihm nach und nach die Augen. Er kam zu besserer Einsicht und fing wieder an, mehr an Gott zu denken und Pflicht und Gewissen gelten zu lassen. Von Kümmernissen gedrückt, wandte er eines Tages seine Schritte zur nahen Benedictiner-Abtei St. Georgenberg, um sich mit dem Abte, der, wie es scheint, sein Gewissensrath und Beichtvater war, über seine Familienangelegenheiten zu berathen. Da es sich darum handelte, das Hauswesen von neuem zu ordnen und aus dem Verfall zu erheben, war es vor allem nöthig, sich nach einem festen Grundstein umzusehen. Das Unglück hatte ihn so nüchtern gemacht, daß er klar erkannte, daß die verjagte Nothburga ein solcher Grundstein sei. War sie ja früher eine Reihe von Jahren der Segen und der schützende Engel Rottenburgs gewesen.

Der fromme Abt, Rupert von Thaur, bestärkte ihn in dem Gedanken, Nothburga wieder für das Schloß zu gewinnen, und fügte noch manche gute und heilsame Lehre bei, wie er es anfangen solle, um das Hauswesen in bessern Gang zu bringen und sich des Himmels Gnade und Segen zu sichern. So ermuthigt, kehrte Heinrich zurück. An einem der nächsten Tage veranstaltete er eine Jagd und richtete es so ein, daß er, scheinbar wie von ungefähr, am Hofe Eben, wo Nothburga diente, mit seinem Gefolge vorüberkam. Er verlangte sie zu sprechen und ersuchte sie dringend, ihren frühern Dienst auf Rottenburg wieder anzutreten.

Wäre Nothburga eine Magd gewöhnlichen Schlages gewesen, so hätte sie jetzt gute Gelegenheit gehabt, hochmüthig zu triumphiren und die Spröde zu spielen. Doch echte Tugend handelt nicht so. Nothburga's Herz war frei von Selbstsucht und Stolz; sie schaute nur auf Gottes Ehre und das Wohl des Nächsten, sowie auf ihr eigenes Seelenheil. Von diesen Gesichtspunkten geleitet, ging sie mit christlicher Klugheit zu Werke. Sie war sich bewußt, warum sie vom Schlosse Rottenburg war weggewiesen worden; sie wußte um Heinrichs Feindschaft mit einem seiner nächsten Verwandten, und daß bis dahin noch keine aufrichtige Aussöhnung stattgefunden; sie erwog, daß Heinrich Witwer war und sich aller Wahrscheinlichkeit nach bald wieder verheirathen würde; sie hatte erfahren, wie viel auf die Hausfrau ankomme, was für ein Geist im Schlosse einst unter Gutta herrschte, und wie es nach deren Tod unter ihrer Nachfolgerin aussah. Das alles überlegte Nothburga reiflich, ehe sie ihr Jawort gab; denn sie wollte eine gewisse Sicherheit haben, nicht wegen des Lohnes und der Behandlung, sondern aus Rücksicht auf höhere Dinge. Erst als Heinrich ihr hierüber feste Versprechungen gemacht, sagte sie zu. Das stille demüthige Leben im bescheidenen Eben war zwar mehr nach ihrem Geschmacke, als das geräuschvolle Leben auf Rottenburg, und der Wechsel kam ihr hart an, aber sie brachte das Opfer, weil sie glaubte, damit etwas Gutes zu thun; — auch galt ihr der Wunsch des Abtes von Georgenberg wie ein Befehl.

Schloß Rottenburg war für Nothburga der eigentliche Schauplatz ihres Wirkens; der dreijährige Aufenthalt auf dem Hofe Eben kann nur als ein kurzes Zwischenstück gelten. Es ist, als hätte Gott seine treue Dienerin für einige Zeit in einen andern Wirkungskreis stellen wollen, damit sie auch da für viele ein Vorbild der Tugend werde. „Wir können noch einen anderen Grund anführen," sagt ein Lebensbeschreiber von ihr, „wie es nach

dem Willen Gottes gekommen sein mag, daß unsere Heilige die ehrenvolle Stellung in einem Herrenhause mit dem Dienste einer gemeinen Stallmagd vertauschte. Eine der größten leiblichen Wohlthaten Gottes für die Menschen ist das Vieh. Wie viel Hilfe und Nutzen verdanken wir den Thieren! Besonders in Gebirgsländern ist das Vieh der Reichthum der Bevölkerung. Wie vielen Gefahren und Unfällen ist dasselbe aber nicht ausgesetzt, und welch großen Schaden bringen Unglücksfälle im Viehstande dem Hauswesen! Wäre es nun gar so undenkbar, daß der liebe Gott, der seine Wohlthaten gerne durch seine Diener spendet; der will, daß wir seine Heiligen ehren und ihre Fürbitte suchen, der sie gerne durch Erhörung ihrer Fürbitte auch auf Erden verherrlicht, — wäre es gar so undenkbar, daß Gott in der liebevollen, für alle Noth so zugänglichen hl. Nothburga seinen Gläubigen eine Patronin des Viehes hätte geben wollen? Und wollte Gott seine Dienerin zur Gnadenspenderin in all der mannigfachen Noth, welche das Vieh betrifft, machen, so dürfte er auch gewollt haben, daß sie in ihrem Erdenleben zur Pflege der Thiere hinabsteige und durch die demüthigen Arbeiten einer Stallmagd ihre Hände zum Gnadenspenden einweihe."

Wie mag es Nothburga zu Muthe gewesen sein, als sie nach dreijähriger Abwesenheit mit ihrem armseligen Kleiderbündel den Schloßweg hinanstieg und alle die Räumlichkeiten, wo sie früher sieben Jahre geweilt, wieder vor sich sah! Ein anderes, ein neues Leben umgab sie jetzt. Heinrich, durch harte Schicksalsschläge und durch die allwaltende Gnade von oben religiös geworden, ließ ihr volle Freiheit, zu schalten und zu walten nach bestem Wissen und Gewissen. Er wußte aus Erfahrung, wie segenbringend die Wege seien, welche Nothburga wandelte, und ließ ihr darum in Verwaltung des Hauswesens freie Hand. Die Armen pilgerten wieder in hellen Schaaren nach dem Schlosse, und die Mildthätigkeit wurde jetzt

in erhöhtem Maße geübt. Sie war von da an, wie man zu sagen pflegt, die Seele des Schlosses, und Glück und Segen, die mit ihr verschwunden waren, kehrten mit ihr in die alten Räume zurück. Kam sie das zweite Mal, wie allgemein angenommen wird, im Jahre 1293 nach Rottenburg, und starb sie dort im Jahre 1313, so dauerte ihr zweiter Aufenthalt daselbst volle zwanzig Jahre. Zwei Jahre nach ihrer Rückkehr vermählte sich Heinrich wiederum. Seine Wahl fiel auf das edle Fräulein Margaretha von Hoheneck, eine nahe Anverwandte des (damals bereits verstorbenen) Erzbischofes Rudolph von Salzburg. Es war dies eine vortreffliche Wahl.

Heinrich hatte einen Knaben von seiner ersten Frau; Margaretha schenkte ihm drei Söhne und zwei Töchter. Daß er und seine Gemahlin Nothburga hoch schätzten und ihr das vollste Vertrauen schenkten, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß sie ihr sogar die Erziehung dieser Kinder anvertrauten. Und gewiß, sie hätten keine bessere Erzieherin wählen können. Das Erste und Vorzüglichste bei dem so hochwichtigen Geschäfte der Erziehung ist und bleibt ja doch immer, daß der Mensch für seine wahre Bestimmung herangebildet werde, die keine andere ist, als Gott zu erkennen, Ihn zu lieben, Ihm zu dienen und dadurch selig zu werden. Nur wenn dieses unter dem Beistande der göttlichen Gnade erzielt wird, hat die übrige Bildung einigen Werth; alles Wissen und Können ohne Religiosität gleicht einer Reihe von Nullen, der keine zählende Ziffer vorangeht. Das wußte Nothburga und handelte darnach. Sie war vor allem bestrebt, die Keime des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, welche die heilige Taufe in die Herzen der ihr anvertrauten Kinder gepflanzt hatte, mit Liebe und heiligem Ernste, durch Lehre und Beispiel und anhaltendes Gebet zur blühenden Saat zu entwickeln und zur Reife zu bringen.

Ueber die letzten zwanzig Jahre des Aufenthaltes und Dienstes unserer Heiligen auf Rottenburg ist uns leider

sonst nichts aufbewahrt worden. Wenn wir aber bedenken, wie der liebe Gott später Nothburga wunderbar verherrlichet hat, so müssen wir annehmen, daß sie ihren ganzen Pflichtenkreis mit seltener Vollendung allseitig ausgefüllt hat. Als sie achtundvierzig Jahre alt war, pflückte sie Gott als eine für den Himmel reife Frucht.

V.

Ein Lebensbeschreiber Nothburga's erzählt ihren Tod in folgenden einfachen Worten: „Im Jahre 1313 nach der Geburt des göttlichen Heilandes ward Nothburga von ihrer letzten Krankheit ergriffen und wanderte aus dieser Wohnung der Sterblichkeit fromm und selig hinüber zur freudigen Unsterblichkeit, nachdem sie die heiligen Sterbe-Sacramente empfangen und ihren Gebieter Heinrich auf die Bedingung ihres Begräbnisses aufmerksam gemacht hatte, während ihre ganze Umgebung in Thränen zerschmolz und namentlich die Armen vor Leid fast vergingen."

Treten wir im Geiste einen Augenblick vor die früh Verblichene hin. Aus ihrem milden Antlitze strahlt uns jener himmlische Frieden entgegen, den die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann. Ihr erloschenes Auge scheint noch auf das Crucifix gerichtet. Der Tod schien alles Schreckens beraubt. „Selig sind die Todten, die im Herrn sterben," hallt es wieder in den Herzen der Anwesenden; „selig die Todten! sie ruhen aus von ihren Mühen, und ihre Werke folgen ihnen nach. Es sterbe meine Seele den Tod der Gerechten, und mein Ende werde wie das ihre!" Das Tagewerk ist vorüber; der ewige Feierabend ist angebrochen; der überreiche Lohn wird ausbezahlt. Die Hingeschiedene hat die Hungrigen gespeist, die Durstigen getränkt, die Fremden beherbergt, die Nackten bekleidet, die Kranken besucht, die Gefangenen erlöst und vernimmt nun mit unaussprechlicher Wonne aus dem Munde Jesu das beseligende Wort: „Komm her, du Ge-

benedeite meines Vaters, und nimm Besitz von dem Reiche, das dir seit Anbeginn der Welt bereitet ist," von dem Reiche, von dem geschrieben steht: „Kein Auge hat es je gesehen, kein Ohr je gehört und keines Menschen Herz je empfunden, was Gott denen bereitet hat, die Ihn lieben." Und Nothburga hatte Ihn geliebt mit jeder Faser ihres Herzens. Der heilige Ambrosius sagt: „Ein heiliges Leben ist der Weg zu einem heiligen Tod; und ein heiliger Tod ist der Weg zu dem wahrhaftigen Leben, zu dem ewigen und ewig glückseligen Leben." Diesen Weg ist Nothburga von ihrer ersten Kindheit an unermüdet gewandelt, und nun ist sie am Ziele.

Der Grundzug ihrer Seele war aus der Liebe Gottes stammende Nächstenliebe, die sich besonders kund gab in Ausübung von Werken der Barmherzigkeit. Sie war mehr Martha als Maria, darauf bedacht, ihre unermüdliche Thätigkeit von morgens früh bis abends spät durch wahre Gottes- und Nächstenliebe zu heiligen. Für alles, was sie angriff, zeigte sie Sinn und Geschick, und ein seltener Segen Gottes lag in ihren arbeitsvollen, mildthätigen Händen. Sie ist und bleibt ein vortreffliches Muster und Vorbild für die vielen Tausende, die in einem niedrigen Stande im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienen müssen; sie zeigt ihnen die große und doch so einfache Kunst, wie man bei steter Arbeit dennoch heilig leben könne. Möchte sie doch recht viele Nachfolger und Nachfolgerinnen finden!

Wunderbare Dinge werden erzählt über das Begräbniß Nothburga's. Bei ihrem zweiten Eintritt auf Rottenburg hatte sie, wohl in Folge eines himmlischen Gesichtes in Eben, bei ihrem Dienstherrn, Ritter Heinrich, ihre einstige Begräbnißordnung mit in den neuen Dienstvertrag aufgenommen. Diese Bedingung sollte nun in Vollzug kommen. Ihr gemäß ließ der Ritter einen Leichenwagen herrichten, ein Paar Ochsen daranspannen und den heiligen Leichnam, in einem Sarge verschlossen, darauf-

legen. Dann trieb man die Thiere an und ließ ihnen freie Wahl, zu wandern, wohin sie wollten. Das Gespann zog den Schloßweg hinab zur Landstraße. Dort begrüßte den Leichenzug das Weinen und Wehklagen der Armen, die gekommen waren, ihrer Nothhelferin die letzte Ehre zu erweisen. Auf der Landstraße gingen die Thiere mit ihrer heiligen Last nur eine kurze Strecke voran und wandten sich dann plötzlich nördlich, dem Innstrome zu. Voll Staunen folgte der Leichenzug. Am Ufer des Flusses angekommen, trat das Ochsenpaar stracks ins Wasser hinein, das sich theilte und einen festen Pfad frei ließ, auf welchem das Fuhrwerk an das jenseitige Ufer gelangte. Dann flossen die Fluthen wieder zusammen. Die Legende berichtet, die Zugthiere seien mit ihrer Last in der Mitte des Flusses ein Weilchen stille gestanden. Als das israelitische Volk ins gelobte Land einzog, schritten die Priester mit der Bundeslade allein voran in den Jordan; das herabfließende Wasser staute sich zurück und gewährte dem Volke Gottes sichern Paß. Ein Gleiches geschah hier am Innstrome. „Es war aber auch da eine Bundeslade Gottes — die Leiche einer Heiligen, deren Herzen die göttlichen Gebote fester eingegraben waren, als den zwei steinernen Tafeln; deren Speise das wahre Manna, das Wort Gottes nämlich und das Brod des Himmels, gewesen; deren unbefleckte Reinigkeit schöner geblüht hat, als Aarons Ruthe."

Ritter Heinrich und sein Gefolge schauten voll Verwunderung dem Schauspiele zu, wie der Leichenwagen zwischen den aufgethürmten Fluthen des Inn auf festem Boden dahinzog. Ihr Vertrauen scheint aber zu schwach gewesen zu sein, um selbst zu folgen und den wunderbaren Weg zu betreten. Sie ließen den am jenseitigen Ufer weilenden Fährmann herüberkommen und in seinem Schiffe sich übersetzen.

Unterdessen gingen die Ochsen auf dem Wege gegen das Dorf Jenbach fort, bis sie zu einem Kreuze kamen, wo der Weg zum sogenannten Käsbach abzweigt. Dort

rasteten sie, um das Geleite zu erwarten. Jenbachs Bewohner verwunderten sich nicht wenig, als sie den Leichenwagen ohne Begleitung daherkommen sahen, und wußten sich die Sache gar nicht zu deuten. Nach einer halben Stunde kam Ritter Heinrich mit seinem Gefolge und löste ihnen das Räthsel. Man war nun der Meinung, daß die heilige Jungfrau in Jenbach begraben werden wolle. Allein während über das Begräbniß berathschlagt wurde, brach das Ochsenpaar mit dem Leichenwagen wieder plötzlich auf und steuerte munter dem Käsbach zu.

Auf der Straße daselbst, die ins Achenthal führt, und eine Stunde steil aufwärts geht, wanderten sie fort, während das Gefolge aus den umliegenden Häusern sich mehr und mehr vergrößerte. Auf dem halben Wege rasteten sie wieder eine Viertelstunde. Auf der Höhe angelangt, wandten sie sich rechts dem Weiler Eben zu. Bei Heinrich und seiner Begleitung war nun kein Zweifel mehr, daß Nothburga das ihr so werthe Ruprechtskirchlein zu ihrer Begräbnißstätte auserseheu habe. Vor dem Kirchlein befand sich eine Haselstaude, in deren Schatten die Ochsen stillstanden, und man schickte sich an, die Leiche vom Wagen zu nehmen. Indes ehe man dazu kam, gingen die Ochsen rasch in das Kirchlein und kamen bald mit dem leeren Wagen wieder zur Thüre heraus; Engelhände hatten die Leiche vom Wagen gehoben und vor den Altar niedergelegt. Wunderbar ist auch, wie die Thiere mit dem Wagen in dem engen Kirchlein die Umkehr bewerkstelligen konnten.

Der hl. Leib wurde nun vor dem Altare, etwas gegen die Epistelseite hin, nahe bei den Männerstühlen, mit den herkömmlichen Ceremonien zur Erde bestattet. Am nächsten Tage fand der Leichengottesdienst statt, nach dessen Beendigung Ritter Heinrich nicht ohne Thränen von seiner treuen Dienerin Abschied nahm, nachdem er noch sich und sein ganzes Haus ihrer Fürbitte empfohlen hatte. So begann bei Nothburga gleich mit dem Leichenbegängniß ihre Verehrung.

VI.

Nothburga war nun nicht mehr unter den Lebenden, aber sie lebte in den Herzen des gläubigen Volkes fort. Kaum von dem Begräbniß seiner heiligen Dienstmagd zurückgekehrt, ließ Ritter Heinrich an jener Stelle, wo die Ochsen zum zweitenmal gerastet hatten, eine schöne Linde pflanzen, welche dann aus frommer Verehrung für die Heilige zweihundert Jahre lang sorgfältig gepflegt und erhalten wurde. An dem Platze, wo die Ochsen nach dem Ueberschreiten des Flusses zuerst stille gehalten, ließ er kurz darauf eine niedliche Capelle bauen und darin ein Bild anbringen, auf dem Künstler-Hand den wunderbaren Durchzug durch den Inn getreu dargestellt hatte; daneben errichtete er einen Opferkasten für milde Beiträge, die für das arme Ruprechtskirchlein, wo die Heilige während ihrer dreijährigen Dienstzeit auf Eben so viel gebetet hatte, bestimmt waren. Diese Capelle, die Rast genannt wurde, ward in der Folge zerstört, aber wieder aufgebaut und besteht noch jetzt. Noch hängt in ihr das genannte Bild der Heiligen. Die Schlafkammer Nothburga's ließ Ritter Heinrich in eine Capelle umwandeln, welche, obschon nur von Holz gebaut, bei einem zweimaligen Brande des Schlosses wunderbarer Weise unversehrt blieb. Auch Küche und Gesindenstube, in denen die Heilige vorzüglich gewaltet, blieben verschont. Es ist, als ob der liebe Gott hätte zeigen wollen, daß ein frommes und heiliges Leben eine gute Schutzwehr gegen das Unglück sei.

Nachdem die Verehrung unserer Heiligen durch den edlen Ritter von Rottenburg selbst angebahnt war, setzte sich dieselbe in immer weiteren Kreisen bei dem gläubigen Volke fort, besonders nachdem die Wallfahrtskirche auf Eben, die in der Folge der Zeit zu ihrer Ehre erbaut wurde, von der kirchlichen Behörde mit geistlichen Gunstbezeugungen und reichlichen Abläßen begnadigt worden.

Bald verbreitete sich ihre Verehrung über Eben hinaus in Tirol, Bayern, Kärnten, Krain, Steiermark, Görz und Kroatien.

Zahlreiche Gebetserhörungen vermehrten die Andacht zu der Heiligen stetig. „Nothburga," bemerkt einer ihrer Lebensbeschreiber, „hat sich hilfreich erwiesen durch Gnadenspendungen der verschiedensten Art, besonders in Geburtsnöthen, bei Krankheiten und Gebrechen von Kindern wie von Erwachsenen, bei Seelenleiden, bei Gefährdung von Hab und Gut, vorzüglich bei allen Gefahren für das Vieh."

Als eine Viehseuche in der Umgegend von Ebensfeld wüthete, nahm ein Bewohner des Dorfes Damschall, nachdem alle angewandten Mittel fruchtlos geblieben waren, seine Zuflucht zu Nothburga. Fast plötzlich verschwand die Seuche, und das kranke Vieh wurde wieder gesund. Dem Jacob Gregoritsch war während derselben Seuche bereits ein Ochs gefallen und ein zweiter angesteckt. Da wandte er sich an Nothburga, ließ ihr zu Ehren eine heilige Messe lesen und rief sie mit lebendigem Vertrauen an. Die Heilige erhörte ihn; das kranke Thier genas, und das übrige Vieh blieb verschont. Michael Baupetschick hatte durch die Seuche bereits zwei Kühe verloren, und das übrige Vieh verschmähte schon seit zwei Tagen das Futter. Da rief er abends vor dem Schlafengehen mit Vertrauen Nothburga an. Als er morgens voll Besorgniß, wieder eines seiner Thiere todt zu finden, in den Stall trat, fand er alles Vieh vollkommen gesund und das Futter in der Krippe aufgezehrt. Vor Freude über diese Wohlthat eilte er nach Ebensfeld, um Nothburga zu Ehren das heilige Opfer darbringen zu lassen und ihr ein Weihegeschenk zu widmen.

Ueberaus zahlreich sind die glaubwürdig bezeugten Krankenheilungen, die durch die liebevolle Vermittelung Nothburga's geschahen. Unter den vielen Beispielen führe ich hier nur eines an. Mit dem Bäcker des Frauenklosters Michelstetten in Krain, Johann Cosou mit Namen,

war es am 6. Juli 1739 zum Aeußersten gekommen; die bereits ganz verglasten und gebrochenen Augen deuteten auf das herannahende Ende; die Sterbekerzen waren angezündet. Da riethen die Klosterfrauen seinem Weibe, sie solle sich in dieser äußersten Noth mit Vertrauen an Nothburga wenden und ihr eine Wallfahrt nach Ebensfeld geloben. Die hart bedrängte Frau that dies und rief mit ihren Kindern knieend die Heilige voll Vertrauen um Hilfe an. Noch während sie mit lauter Stimme beteten, sieh! da bewegte ihr todtkranker Mann auf einmal die bereits erstarrten Augen, schaute um sich, richtete sich im Bette auf und war bald darauf so hergestellt, daß er mit Frau und Kindern nach Ebensfeld ging, um Gott und Nothburga seinen Dank zu erstatten.

Jahrhunderte waren die Gebeine der heiligen Jungfrau Nothburga im Ruprechtskirchlein begraben gelegen, und dieses selbst zerfallen, als im vorigen Jahrhundert Freiherr Joseph von Tannenberg, Pfandinhaber der Herrschaft Rottenburg, an seine hochfürstliche Gnaden, den hochwürdigsten Fürstbischof von Brixen, Kaspar Ignaz von Künigl, das unterthänige Bittgesuch einreichte, zur Ausgrabung und Erhebung des heiligen Leibes schreiten zu dürfen. Der hochwürdigste Fürstbischof gab die gewünschte Erlaubniß. Am 22. August 1718 begannen vier Bergknappen in Gegenwart dreier geistlicher Herren, die als Zeugen bestellt waren, die Arbeit des Ausgrabens. Der Platz war ganz verschüttet, so daß zuerst mühsam die Grundmauern des alten Ruprechtskirchleins aufgesucht werden mußten. Am 30. August stieß man auf ein menschliches Gerippe; dieses trug einen schmalen Ledergürtel um die Hüften, der, kaum berührt, in Stücke zerfiel, und die Reste eines Weiberrockes, in drei Falten zusammengelegt, fanden sich daneben. Es war Nothburga's Leichenkleid. Man war hocherfreut über den kostbaren Fund. Daß es der Leib unserer Heiligen war, konnte keinem Zweifel unterliegen; denn niemand außer ihr war an jener Stätte

begraben worden. Am 21. September kam der hochwürdige Fürstbischof von Brixen selbst nach Eben, ließ sämmtliche Reliquien in reine Leinwand hüllen und, nachdem er das heilige Haupt ehrerbietig geküßt hatte, in ein eigens dazu angefertigtes Kästchen legen. Dieses wurde, mit drei Schlössern und fünf Siegeln verwahrt, in einem alten Sacramentshäuschen geborgen, dessen Schlüssel der Bischof selbst an sich nahm.

Pater Anton Söll aus der Gesellschaft Jesu verfaßte eine eigene Schrift, worin er urkundlich nachwies, daß Nothburga von ihrem Tode an stets als eine Heilige verehrt worden sei, daß die in der Kirche zu Eben aufgefundenen Gebeine keine andern als die ihrigen sein können, und daß nach den Gesetzen der Kirche deren öffentliche Verehrung angestrebt werden dürfe. Nachdem auf dieses hin eine nochmalige actenmäßige Prüfung unter bewährter Zeugenschaft stattgehabt, wurde die öffentliche Ausstellung und Verehrung der Reliquien unserer Heiligen und ihr Cult durch Decret vom 29. Juli 1735 vom hochwürdigsten Ordinarius förmlich gestattet. Darüber zeigte sich große Freude in der Gemeinde Eben und deren Umgebung, namentlich bei der edlen Familie von Tannenberg. Mit heiliger Begeisterung zeigten die Leute auf den Acker hin, wo das Wunder mit der Sichel einst geschehen war.

Man dachte nun daran, die heiligen Reliquien gebührlich zu fassen. Die fromme und edle Frau von Tannenberg erbat sich die Ehre, die Fassung besorgen zu dürfen. Der hochwürdigste Ordinarius gewährte die Bitte und sandte seinen Weihbischof nach Eben, um die kirchliche Uebergabe der heiligen Reliquien an die edle Dame vorzunehmen. Diese Feierlichkeit hatte statt am 19. October 1735. Während Nothburga's heiliger Leib zu Schwaz von kunstgeübten Frauenhänden auf das herrlichste gefaßt und geschmückt wurde, trug man im Frühlinge des Jahres 1736 die alte Kirche zu Eben bis auf die Grundmauern ab, und es kam das gegenwärtige zu Ehren Nothburga's

errichtete Gotteshaus zu Stande, das 96 Fuß lang, 32 Fuß breit und bei 34 Fuß hoch ist. Unter großer Feierlichkeit und persönlicher Theilnahme des hochwürdigsten Bischofs von Brixen wurde Nothburga's heiliger Leib, in Gold und Edelsteine gefaßt, im September 1738 in diese neue Kirche übertragen; und bei diesem Anlasse wurde die Heilige von den vier dabei vertretenen Ständen Tirols zur Patronin des Landes erwählt. So zieht der liebe Gott die Seinen ans Licht. Vom Hochaltar herab leuchtet noch zur Stunde ihr heiliger Leib in Gold-, Silber- und Perlenglanz, und wird, will's Gott, sagt ihr neuester Lebensbeschreiber, dort leuchten, bis er am großen Tage der Auferstehung von seiner heiligen Seele belebt und mit noch herrlicherer Klarheit überstrahlt werden wird.

Nur noch Eines fehlte jetzt am Tempel der Verehrung unserer Heiligen, die Billigung und Gutheißung von seiten des päpstlichen Stuhles. Hatte das gläubige Volk infolge wunderbarer Gebetserhörungen, die es ihrer Fürbitte zuschrieb, schon seit Jahrhunderten sie kindlich verehrt, und hatte auch die geistliche Obrigkeit der Diöcese, der sie angehörte, ihre Anrufung und Verehrung aus guten Gründen gebilligt und erlaubt, so hatte doch die höchste Autorität in der katholischen Kirche, der römische Stuhl, noch nicht endgültig entschieden. Ihr Fest wurde nur in der Kirche gefeiert, in welcher ihre Gebeine ruhten; die sonst Allverehrte war von Rom aus noch nicht heilig gesprochen. Aber auch diese höchste Ehre für einen sterblichen Menschen sollte ihr in neuester Zeit durch Papst Pius IX. zu theil werden.

Dem hochwürdigsten Fürstbischof Vincenz, der im Jahre 1857 den bischöflichen Stuhl von Brixen bestieg, gebührt das Hauptverdienst, der populärsten Heiligen seiner Diöcese diese höchste kirchliche Auszeichnung erwirkt zu haben. Persönlich von tiefer Verehrung gegen diese demüthige Magd des Herrn durchdrungen, bot er alles auf, in Rom die Bewilligung ihres Cultus zu erwirken, mit

der Befugniß, ihr Fest in seinem ganzen Bisthume mit Messe und Tagzeiten zu feiern. Die bischöfliche Mensa hatte um diese Zeit die Herrschaft Rottenburg, wo einst Nothburga als Köchin und Wirthschafterin den Himmel erkauft, vom Staate käuflich erworben; und so war der Bischof Nachfolger der Herren von Rottenburg. Die Ruinen des einstigen stattlichen Schlosses waren sein Eigenthum. Bald nach seiner Weihe zum Bischof besuchte er die Gräber der Apostelfürsten in Rom, und da war es eine seiner vorzüglichsten Herzensangelegenheiten, diese Sache zu einem glücklichen Ende zu führen.

Nachdem von der zuständigen kirchlichen Behörde alle Dinge sorgfältig und fleißig geprüft und erwogen und die nöthigen Beweise für die Heiligkeit der Dienerin Gottes unwiderleglich erbracht waren, erfolgte am 27. März 1862 das diesbezügliche Decret des römischen Stuhles, welches die Bulle der Heiligsprechung Nothburga's vertritt. Darin heißt es unter anderm, daß „gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu Rattenberg von Eltern niedrigen Standes eine Dienerin Gottes geboren worden sei, namens Nothburga, und daß sie das Leben eines gemeinen Dienstboten geführt habe, beschäftigt theils mit den gewöhnlichsten Hausarbeiten, theils mit den Arbeiten des Feldes. Dieselbe hat in solcher Reinheit der Sitten geblüht und in solchem Glanze aller Tugenden, besonders aber der christlichen Nächstenliebe, geleuchtet, daß sie nicht nur bei den Menschen einen ausnehmenden Ruf der Heiligkeit sich erworben, sondern auch von Gott mit ausgezeichneten Gnadengaben verherrlicht zu werden verdiente, der ihren Leichenzug und ihr Grab mit vielen Wundern geziert hat".

Das Leben dieses einfachen, demüthigen Mädchens aus dem Lande Tirol ist ein schöner Beweis, daß man auch in niedriger Lebensstellung, bei anstrengenden, viele Zeit beanspruchenden Arbeiten vollkommen und heilig werden kann.

Der heilige Baldomer, Schlosser und Hufschmied.

I.

Der heilige Baldomer wurde um den Anfang des siebenten Jahrhunderts in der französischen Landschaft Forez von armen, aber sehr gottesfürchtigen Eltern geboren, die ihm von der ersten Kindheit an eine tief religiöse Erziehung gaben. Beide Eltern, gründlich fromm, leiteten ihn durch Wort und Beispiel zu einem wahrhaft christlichen Leben an. „Bet' und arbeit', Gott hilft allzeit", war die Summe der Lebensweisheit, welche sie ihrem Kinde unaustilgbar in das junge Herz einzuprägen bemüht waren. Auch gewöhnten sie ihn daran, jede, selbst die geringste Arbeit, mit dem schönen Spruche: „In Gottes Namen!" zu beginnen und mit einem „Gott sei Lob und Dank!" zu beschließen. Baldomer seinerseits, der seine Eltern aufrichtig liebte und ein für alles Gute empfängliches Herz von Gott erhalten hatte, war stets aufs eifrigste bestrebt, durch Folgsamkeit ihnen Freude zu machen. So wuchs der muntere Knabe heran unter Gebet und Arbeit, der Trost und der Stolz seiner lieben Eltern.

Etwas größer und stärker geworden, wurde er in die Lehre gethan, um das Schlosserhandwerk und daneben die nöthigsten Arbeiten eines Hufschmiedes zu erlernen. Er zeigte für alles ein eigenthümliches Geschick und war wegen seines artigen Betragens und pünktlichen Gehorsams bald die Freude seines Meisters. Baldomer wollte etwas Rechtes lernen, um seine lieben Eltern, die mühsam ihr tägliches Brod verdienten, unterstützen zu können; denn er besaß ein dankbares Herz. Als er ausgelernt hatte und Lohn bekam, ging er mit demselben sehr sparsam um. Er vergeudete nichts an schöne Kleider, mied die Wirthshäuser und floh das Spiel, um den Eltern

recht viel heimschicken zu können. So war der junge Geselle die Stütze ihres Alters, eingedenk der Wohlthaten, die er in der Kindheit und in den ersten Jünglingsjahren von ihnen empfangen. Ein schönes Beispiel für alle Söhne und Töchter.

Baldomer war von Jugend auf ein vorzüglicher Liebhaber der Keuschheit. Ein engelreiner Sinn glänzte aus seinem klaren, ungetrübten Auge, und nie ging ein ungeziemendes Wort über seine Lippen. Mehrmals ward ihm Gelegenheit geboten, sich vortheilhaft zu verehelichen; aber er hatte sich fest entschlossen, in unversehrter Jungfräulichkeit Gott zu dienen alle Tage seines Lebens, und blieb unentwegt bei diesem einmal gefaßten Entschlusse. Dabei war er nichts weniger als ein Duckmäuser oder Kopfhänger; nein, immer sah man ihn heiter, frisch und fröhlich. Er war leutselig und freundlich gegen alle; auch ertönte hie und da ein unschuldiges Liedchen von seinen Lippen.

II.

Nach dem Tode seiner Eltern begab sich Baldomer nach der großen, gewerbreichen Stadt Lyon. Hier erwarb er sich eine Werkstätte und trieb sein Handwerk auf eigene Faust. Der wackere Geselle war zum Meister vorgerückt. Er hielt sich strenge und gewissenhaft an die Tagesordnung, die er sich selbst gemacht. Alles war da bemessen und festgesetzt: wann er aufstehen, wann und wie lange er beten, wie viele Stunden er arbeiten, wann er essen, wann er sich erholen, und wann er abends zur Ruhe gehen wollte. Die reiflich überdachte Tagesordnung hatte er zuerst seinem Beichtvater vorgelegt, und nachdem sie dieser genehmigt und gutgeheißen, verpflichtete sich Baldomer durch ein Gelübde, dieselbe zu halten. Dadurch schnitt er sich den Weg zu dem so verderblichen Schlendrian vieler Handwerksleute und zur launenhaften Unbeständigkeit ab. Mit diesem Gelübde hatte er sich

eine heilige Pflicht auferlegt, und eben dadurch erlangten alle seine Arbeiten eine doppelte Verdienstlichkeit. Die Dinge, welche er in die Tagesordnung aufgenommen, gehörten zu seinem Berufe und zu einem christlichen Lebenswandel, waren also schon an sich Gott wohlgefällig; durch die Tugend des Gehorsams erlangten sie nun noch einen höhern Werth. Man sieht daraus, daß es unserm Handwerksmann ernst war mit der Heiligung seines Lebens. „Wer nach einer bestimmten Ordnung lebt," sagt der hl. Gregor von Nazianz, „der lebt für Gott." Und wie sah denn das tägliche Leben bei Baldomer aus? Ich will's erzählen.

In aller Frühe stand er mit einem andächtigen Aufblick zum lieben Gott von seinem harten Lager auf. Weichlichkeit war ihm, dem Liebhaber der Abtödtung, ganz und gar unbekannt. Das harte Lager und das frühe Aufstehen dienten ihm als kräftige Mittel zu einem heiligen Zwecke; denn er wußte, daß die Lilie der Keuschheit, die er über alles schätzte und um jeden Preis unverletzt erhalten wollte, ohne Abtödtung in Gefahr kommen müsse. Nachdem er sich aus Ehrfurcht vor dem heiligen Schutzengel sittsam angekleidet hatte, warf er sich vor dem Bildniß des Gekreuzigten nieder und betete knieend mit Inbrunst sein Morgengebet. Dann eilte er in die nächstgelegene Kirche, um der heiligen Messe andächtig beizuwohnen. So that er immer, die Arbeiten mochten noch so dringend sein; sein unabänderlicher Grundsatz war und blieb: „Die Erstlinge des Tages gehören Gott." „Morgenstund hat Gold im Mund, und dieses Gold bringe ich dem Herrn." Von der Kirche zurückgekehrt nahm er mit seinen Lehrjungen und Gesellen gemeinschaftlich das Frühstück. Vor und nachher wurde gebetet, und ebenso mittags und abends vor und nach dem Essen. Nach dem Frühstück ging's munter an die Arbeit. „Kommet, Kinder," sprach er freundlich, „kommet, Freunde! Im Namen Gottes angefangen!" Und alle

wiederholten seinen Spruch: „In Gottes Namen angefangen!" In keiner Werkstatt um und um ward fleißiger gearbeitet und bessere Waare zu Tage gefördert, als in der Baldomers. Der Segen Gottes war mit ihm und gab ihm gutes Gelingen. Stets hatte er Arbeit in Hülle und Fülle.

Das unnütze Schwätzen während der Arbeit wußte Baldomer in seiner Werkstatt durch Wort und Beispiel, Geduld und Beharrlichkeit nach und nach völlig abzustellen, so daß dieselbe, wenn man vom Geklirre der Hämmer absieht, manchem Klosterconvente zum Muster hätte dienen können. Das vom Meister vorgeschriebene Stillschweigen wurde zuweilen nur durch ein: „Gott sei Lob und Dank!" oder ein: „Im Namen Gottes!" unterbrochen; jenes zum Zeichen, daß ein Stück Arbeit fertig sei; dieses zum Zeichen, daß man mit einem neuen beginne. Und mittags und abends legte keiner den Hammer, die Zange oder die Feile aus der Hand, ohne einen dankbaren Aufblick zum Himmel für Gottes Schutz und Segen. „Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf, — das ist der beste Lebenslauf!"

Jeden Tag schloß Baldomer mit einem inbrünstigen Abendgebet; auch dieses verrichtete er auf den Knieen. Uebrigens war sein ganzes Tagwerk wegen der stets erneuten guten Meinung ein ununterbrochenes Gebet. Das Wort Jesu Christi: „Ihr sollt beten ohne Unterlaß!" wußte dieser einfache Handwerksmann getreulich zu befolgen, ohne seinem Geschäfte irgendwelchen Eintrag zu thun. Baldomers Leben war freilich sehr schlicht; ein Tag glich dem andern, wie ein Ei dem andern; aber seine Tage waren volle Tage, vor den Augen Gottes höchst angenehm und sehr verdienstlich. So gibt es viele Christen, die ein schlichtes, vor den Augen der Welt verborgenes Leben in Gebet und Arbeit führen. Niemand achtet ihrer, aber vor Gott sind sie wohlgefälliger, als mancher König in seiner Pracht und Herrlichkeit.

III.

Baldomer überwachte mit wahrer Vaterliebe die ihm anvertrauten Lehrlinge; kein Vater hätte für ihr leibliches und geistiges Wohl besser sorgen können, als er es that. Als er unter dem sichtlichen Segen Gottes sich einiges Vermögen erworben hatte, nahm er Söhne armer Eltern ohne irgend welches Lehrgeld in seine Werkstätte auf und bildete sie zu tüchtigen Arbeitern heran; hatten sie dann ausgelernt, so war er aufs eifrigste bemüht, ihnen eine passende Stelle bei einem andern gewissenhaften und frommen Werkmeister zu verschaffen. Er ruhte nicht, bis er sie an Leib und Seele wohl versorgt wußte. Eingedenk der Worte der Schrift: „Wenn jemand für die Seinigen und besonders für die Hausgenossen keine Sorge trägt, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger, als ein Ungläubiger" — hielt er sich vor Gott namentlich für seine Lehrlinge verantwortlich. Er glaubte, Vaterstelle an ihnen vertreten zu müssen, und hätte es für eine große Sünde gehalten, dieselben nur wie lebendige Maschinen in Bewegung zu setzen, sie zu gebrauchen und auszunützen, und dann wieder auf die Seite zu stellen. Er sorgte darum, so gut es ein gewissenhafter Meister kann, für eine tüchtige Berufsbildung seiner Lehrlinge, aber besser als tausend andere für das Heil ihrer unsterblichen Seelen. Sein Vaterauge hatte unabläßig acht auf jede Störung der Eintracht und des Friedens unter ihnen, auf jeden Ausbruch auftauchender Leidenschaften und auf alle Gefahren der Unschuld. Nicht geringen Nachdruck legte er auf gewissenhafte Heiligung des Sonntages, auf fleißige Anhörung des göttlichen Wortes und öftern Empfang der heiligen Sacramente. Wer nicht christlich und gewissenhaft leben wollte, hielt es bei ihm nicht lange aus; er ging oder wurde entlassen. „Was nützt es dem Menschen," war Baldomers Wahlspruch, „wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet?

— Was will er geben, um die verlorne Seele wieder einzulösen?" Mit einem Worte, er war ein christlicher Meister.

Baldomer duldete in seiner Werkstätte keine Gesellen zweideutigen Wandels; schlüpfrige und leichtsinnige Reden waren aufs strengste verpönt. Jede, auch die leiseste Verletzung dieses so wichtigen Punktes wurde von ihm zuerst in Güte und Liebe, aber mit Ernst gerügt; half es nicht, so wurde der Schuldige unerbittlich entlassen, wenn es auch sonst der tüchtigste und beste Arbeiter war. Auch duldete er keine Gesellen, welche die Lehrlinge mit Härte behandelten. Dabei war er so wohlwollend, so freundlich und rücksichtsvoll gegen alle seine Leute; so besorgt für eine gute und nahrhafte Kost und nichts weniger als knauserig mit dem Lohn, daß man es nirgends so gut fand, als bei Meister Baldomer. Wer bei ihm war, wurde nicht mit Unrecht glücklich geschätzt. Sein Name hatte weit über Lyon hinaus einen so guten Klang bei den vorzüglichsten Meistern seines Handwerkes, daß ein junger Mensch keine bessere Empfehlung vorlegen konnte, als die, daß er längere Zeit bei Meister Baldomer zu dessen voller Zufriedenheit im Dienste gestanden. Dies bedeutete so viel als: das muß ein tüchtiger und zugleich ein recht braver Geselle sein.

Viele seiner Lehrlinge gewannen in der Lehrzeit ihren Meister so lieb und wurden ihm so anhänglich, daß sie mit schwerer Betrübniß der Stunde entgegensahen, wo sie sie sich von ihrem geliebten Meister und Vater trennen und in die Welt hinaus mußten. Heiße Dankesthränen der jungen Bursche rieselten gar oft auf die gütige und wohlthätige Hand des Meisters herab, wenn er sie ihnen in Begleit eines guten Mahnwortes zum Abschied reichte. Aehnlich war's beim Abschied von Gesellen, die sich seiner würdig gezeigt hatten; sein Andenken blieb ihnen theuer und unvergeßlich. Sein Haus war eine Stätte der Eintracht, des Friedens, der Liebe, eine Pflanzschule der schönsten und herrlichsten Tugenden.

IV.

Einen andern edlen Zug, den wir bei vielen Heiligen wahrnehmen, finden wir auch an Baldomer; ich meine seine unbegrenzte Liebe zu den Armen. Da sein Geschäft sich mehrte, und jeder seiner Schritte und Tritte sichtlich von oben gesegnet war, so erwarb er sich bedeutend mehr, als er brauchte; aber alles, was er durch Entsagung, durch Fleiß und Sparsamkeit gewann, gehörte ausschließlich den Armen. Es ist wirklich staunenswürdig, was der schlichte Handwerksmann geleistet hat. Die Armen fanden an ihm einen reichlich spendenden Wohlthäter; besonders wird ihm nachgerühmt, daß er mit ungemeinem Zartsinn verschämte Hausarme in der Stille zu unterstützen verstand. In diesem Sinne ist es auch zu nehmen, wenn er arme Knaben ohne Lehrgeld annahm; er gab sich den Anschein, als ob man ihm durch Ueberlassen derselben eine Wohlthat erwiese, obschon es für ihn ein nicht geringes Opfer war. Die Almosen spendete er übrigens mit umsichtigem Blicke. Ganz leer ließ er niemanden ausgehen, weil er es dem Heiland schuldig zu sein glaubte, jedermann um Seinetwillen wenigstens etwas zu geben; aber reichlichere Gaben flossen nur jenen zu, von denen er wußte, daß sie arbeitsliebend und sparsam waren, aber trotzdem nicht so viel erwerben konnten, als sie für sich und ihre Kinder bedurften. Diesen kräftig zu helfen, war sein Lieblingsgeschäft; kein Opfer schien ihm dafür zu groß; selbst liebgewonnene und schwer entbehrliche Werkgeschirre, Hausgeräthe, Kleidungsstücke wurden geopfert. In den Wintermonaten ging er bisweilen mit zweckmäßigen Kleidungsstücken für Kinder in die Häuser verschämter Armen und benützte diese Gelegenheit, die Kinder zum Gebete, zum Gehorsam gegen die Eltern, zur fleißigen Erlernung des Katechismus, sowie zum Kirchenbesuche zu ermahnen und die Eltern zum Gottvertrauen aufzumuntern. So brachte er eine dop=

pelte Gabe und durfte versichert sein, daß sein Mahnwort auf empfänglichen Boden fiel; derselbe war ja durch eine edle, großmüthige Wohlthat zuerst gepflügt und geegget.

Einst betete Baldomer in der Kirche vor einem Muttergottesaltar. Da fing der Abt Vincentius mit ihm ein Gespräch an über fromme Dinge, und erbaut und erfreut über des schlichten Mannes hohe Weisheit, bot er ihm eine Zelle in seinem Kloster an. Darüber war Baldomer hocherfreut. Er vertheilte all sein Vermögen unter die Armen und verbrachte den Rest seines Lebens in einer armen Klosterzelle, ganz den Uebungen der Frömmigkeit und der Abtödtung ergeben. Von der Reinheit und Güte seines Herzens gaben sogar die scheuen Vögel Zeugniß. „Alle Tage," wird von ihm berichtet, „wenn er zu Mittag speiste, kamen die Vögelein des Himmels herbeigeflogen und pickten munter die Speise aus seiner Hand, die er mit ihnen großmüthig theilte." Dann sprach er freundlich zu seinen gefiederten Gästen: „So, jetzt habt ihr gegessen; nun singet auch wieder fröhlich dem Herrn des Himmels eure Loblieder!" Und die Vögelein setzten sich auf ein nahes Fenstergesims und trillerten folgsam dem Allerhöchsten ein Liedchen.

Reich an Tugenden und Verdiensten starb Baldomer im Jahre 660 nach Christi Geburt, mit den Worten: „Gott sei Lob und Dank für alles!" — Sein Leben war ja selbst ein zwar einfaches, aber doch wohlklingendes Loblied Gottes. Sein Grab in Lyon wurde in der Folge durch viele Wunder und Zeichen verherrlichet, und die Kirche, welche darüber erbaut wurde, war fast tausend Jahre ein vielbesuchter Wallfahrtsort, bis sie durch die rohe Hand der Calvinisten der Verwüstung anheimfiel.

Der selige Nikolaus von der Flüe, genannt „Bruder Klaus“.

I.

Nikolaus von der Flüe wurde am 21. März 1417 in der Pfarrei Saxeln, im obwaldnerischen Landestheile des Cantons Unterwalden, als Sohn wohlhabender und sehr tugendhafter Eltern geboren. „Von der Flüe“ wird er genannt nach seinem stillen Heim, das am Fuße eines großen Felsstockes liegt. Ein Felsstock aber heißt im Volksmunde eine „Fluh“ oder „Flüe“. Das Wort: „Wunderbar ist Gott in seinen Heiligen,“ sehen wir gleich bei seinem Eintritte in die Welt bewährt. Wie er später seinem Freunde Heinrich im Grund, Pfarrer von Stans, bezeugte, sah er bei seiner Geburt seine Mutter und die Hebamme. Auch sah er sich selbst zur Taufe tragen und erkannte den ihn taufenden Priester. Die Taufe fand aus nicht aufgeklärten Gründen in der Pfarrkirche von Kerns statt. Der Weg dahin ging durch den Ranft — eine Wildniß im Tobel der Melcha,— wo Nikolaus später als Einsiedler lebte.

Sobald es seine Kräfte gestatteten, half Nikolaus seinen Eltern in der Pflege des Viehes und bei den Arbeiten auf dem Felde. Schon damals heiligte er alle seine Verrichtungen durch inbrünstiges Gebet. Beim Viehhüten betete er fleißig den heiligen Rosenkranz. Ein Zeitgenosse, der ihn noch persönlich kannte, schildert die frühesten Jugendjahre des Hochseligen mit folgenden schönen Worten: „Nikolaus war der vortrefflichste Knabe, auf das beste gesittet. Er liebte die Wahrheit über alles und hegte gegen jedermann Liebe und Achtung. Muthwillen und Ausgelassenheit waren ihm durchaus fremd. Sein Gehorsam und seine Ehrfurcht gegen die Eltern erregten Bewunderung. Unter den Hausgenossen und Geschwistern war er nur

auf Liebe und Eintracht bedacht. Er war niemanden, als etwa jenen, welche sich schlecht aufführten, lästig; denn er forderte nicht selten seine Altersgenossen zur Liebe Gottes auf." Vor der kleinsten Sünde erschrak sein unschuldiges Herz. So war er von der ersten Kindheit an aufs eifrigste bestrebt, nicht blos seine Taufunschuld unverletzt zu bewahren, sondern auch seine Seele mit den schönsten Tugenden auszuschmücken. Arbeit und Gebet füllten die Tage seiner Jugend. Aber noch zwei andere Züge machten sich bei ihm schon frühe bemerkbar, zwei Züge, welche ihn später zu einem Wunder für Mit- und Nachwelt machten; — ich meine seine Liebe zur Einsamkeit und sein strenges Fasten.

Schon als Knabe ging Nikolaus, wo es nur immer, ohne jemand zu verletzen, geschehen konnte, zu und von der Arbeit ganz allein, um sich ungestört mit Jesus und Maria in stiller Betrachtung zu unterhalten. Selbst den lieben Seinigen entzog er sich nach dem Beispiel Dessen, der gesprochen hat: „Wußtet ihr denn nicht, daß ich in dem sein muß, was meines Vaters ist?" Und bereits als unmündiger Säugling übte er wöchentlich mehrere Male, vorzüglich am Freitag und Samstag, wunderbare Enthaltsamkeit. Dann fastete er, und zwar lange, bevor er zum kirchlichen Fasten verpflichtet war, alle Freitage, später jeden Montag, Mittwoch, Freitag und Samstag. Besonders übte er strenge Enthaltsamkeit während der vierzigtägigen Fasten. Während dieser Bußzeit genoß er nie warme Speisen, sondern aß alle Tage nur einmal einige gedörrte Birnen und ein Stücklein schwarzes Brod. Wurde ihm tadelnd bemerkt, seine Jugend gestatte einen solch strengen Abbruch nicht, so entgegnete er heiter: „Gott will es so, und mein Körper wird darunter keinen Schaden nehmen. Die Jünglinge am Hofe zu Babylon, welche fasteten, waren gesunder und blühender, als diejenigen, welche von der königlichen Tafel sich sättigten." Und wirklich wuchs er trotz seines strengen Fastens zu einem blü-

henden, stattlichen und kräftigen Jüngling empor. Dabei war er nichts weniger, als finster, sondern stets heiter und vergnügt. Die selbstlose Uneigennützigkeit und Dienstgefälligkeit, die ihm eigen waren, machten ihn zum Liebling derer, die so glücklich waren, in seiner Nähe zu leben. Er war ein Liebling Gottes und der Menschen.

II.

Kaum hatte der Selige das zwanzigste Altersjahr hinter sich, da erging der Ruf an ihn, als Wehrmann für das Vaterland ins Feld zu ziehen. Nikolaus war ein groß und schlank gewachsener Mann von starkem Gliederbau; er hatte einen hellen Kopf und ein männliches Herz. An Vaterlandsliebe und Tapferkeit stand er keinem nach, und er leistete so den Beweis, daß Frömmigkeit der Tapferkeit keinen Eintrag thut. Damals, 1436 bis 1446, wüthete in der jungen Eidgenossenschaft der sogenannte Alte Zürcherkrieg. Ist es auch nicht ermittelt, bei welchen Schlachten er während dieses Krieges mitgekämpft und den Sieg erringen half, so ist doch genug bezeugt, daß er immer und überall ein tapferer Wehrmann gewesen ist. Und hatte er im blutigen Gefechte muthig wie ein Löwe gekämpft, so war er milde und barmherzig gegen den überwundenen Feind. Jede Art von Leidenschaft oder Rache war seinem edlen Herzen fremd. Gott allein weiß es, wie oft während dieser Zeit durch sein beredtes Wort und Beispiel Leben und Habe der Besiegten geschont worden ist.

Auch im Kriegsleben vergaß Nikolaus nie seine Christenpflichten. So oft er konnte, hörte er die heilige Messe und empfing mit Inbrunst die heiligen Sacramente; täglich betete er den Rosenkranz. Während seine Kameraden die Stunden der Waffenruhe mit Spiel und unnützen Unterhaltungen oder gar mit sündhaftem Zeitvertreib vergeudeten, suchte er eine Kirche oder einen einsamen Ort

auf, um da zu beten. Dabei war er kein menschenfeindlicher Sonderling oder widriger Duckmäuser, sondern stets aufgeräumt und munter, freundlich und dienstwillig.

Im Jahre 1460 begegnet uns Nikolaus im Thurgauer-Krieg wieder, jetzt als sogenannter Rottmeister. Dieser Feldzug der Eidgenossen galt dem Herzog Sigismund von Oesterreich, dem der Thurgau damals unterthan war. Bald waren alle festen Plätze erobert, nur Dießenhofen hielt sich hartnäckig. Aber auch es fiel am 28. October nach verzweifelter Gegenwehr. Eine ziemliche Anzahl der überwundenen österreichischen Soldaten zog sich in das nahe gelegene Frauenkloster St. Katharinenthal zurück. Da wollten die Eidgenossen Feuer in das Kloster werfen, um sie daraus zu verjagen. Das ehrwürdige Gotteshaus war in schrecklicher Gefahr. Als Nikolaus dies erfuhr, fiel er vor einem Crucifix zum Gebet auf die Kniee, ging dann zu den Hauptleuten, und es gelang ihm wirklich, die Zurücknahme des gegebenen Befehles zu erwirken. Jetzt eilte er auf den Schauplatz der bereits begonnenen Verwüstung, wehrte mit Lebensgefahr den auflodernden Flammen, riß die Brandfackeln den rohen Soldaten aus den Händen und rettete so das Kloster von dem Untergang. Zum Andenken an diese schöne That wurde Nikolaus nach Vollendung des Feldzuges von der Obrigkeit mit einer goldenen Denkmünze beschenkt.

III.

Ungefähr dreißig Jahre alt verehelichte sich Nikolaus mit einer Jungfrau aus einer angesehenen Familie. Zwar hätte er dem jungfräulichen Stande bei weitem den Vorzug gegeben; denn seine Herzensneigung ging dahin, von allen irdischen Banden gelöst, in stiller Abgeschiedenheit ausschließlich Gott und seinem Seelenheil zu leben. Doch die Vorsehung wollte es anders. Seine Eltern äußerten wiederholt den sehnlichsten Wunsch, daß er als der Erst-

geborne sich verehelichen möchte. Nikolaus glaubte darin einen Wink von oben zu erkennen und fügte sich. Nach vielem Gebete, nach ehrerbietiger Rücksprache mit seinen



Nikolaus rettet das Kloster St. Katharinenthal.

Eltern und sorgfältiger Berathung mit frommen und einsichtsvollen Männern, erkor er sich aus den Töchtern seiner Heimat Dorothea Wißling zur Braut. Das war eine vortreffliche Wahl. Dorothea war das frömmste und tugendreichste Mädchen weit und breit. Diese Ehe war ein

treues Bild der geheimnißvollen Vereinigung Jesu Christi mit seiner heiligen Kirche. Nikolaus liebte Dorothea mit reiner, opferfreudiger Liebe, und wurde von ihr mit ähnlicher Liebe wieder geliebt.

Als Ehemann änderte er nichts in seinen von Jugend her beobachteten religiösen Uebungen, außer daß er sie noch vermehrte, und Dorothea zeigte sich seiner würdig. Die eheliche Liebe schmälerte hier die Liebe Gottes nicht; sie wurde vielmehr durch letztere nur erhöht und geadelt. Wenn Nikolaus in stiller Mitternacht vom Bette aufstand zum Gebete oder zur Betrachtung, so behelligte ihn Dorothea keineswegs; sie hatte nur eine um so größere Ehrfurcht vor ihm. Sie wußte und anerkannte es, daß er ihr Herr und ihr Haupt sei, wie Christus der Herr und das Haupt seiner Kirche ist, und war aufs eifrigste bestrebt, die Frömmigkeit ihres Ehegatten nachzuahmen. Es war eine glückliche und sehr zufriedene Ehe. Ein Lobredner des Hochseligen schildert diese Ehe so schön als wahr mit folgenden Worten: „Seine Ehegattin dankte oft dem Himmel für die Gabe, die sie von ihm in ihrem Manne empfangen hatte. Nichts fand sie an ihm, was ihr Band verdrießlich machte, nichts, was nur den Schatten eines Fehlers hatte; hingegen alles, was die Last der Ehe erleichtern konnte. Die vor dem Altare verheißene und unverletzte Treue, wahre Aufrichtigkeit, reine Liebe, sorgfältige Hilfe, sein vernünftiger Umgang, sein gottseliger Lebenswandel unterhielten die fortwährende Freundschaft und die täglich sich erneuernde Zufriedenheit. Er liebte sie als seine Gattin und ehrte sie als seine tugendhafte Freundin und Hausfrau. Die Pflege der Tugend war die wichtigste Aufgabe seines Lebens. Er verlor durch den Ehestand nichts von der Liebe zu Gott, vielmehr schien er nun zwei Herzen zu haben, mit denen er Ihn liebte.“ Ach wie viele, unzählig viele Ehen sind unglücklich und liebeleer, weil man Gott, der ewigen Liebe, darin den Abschied gibt! Wie will ein Band dauernd halten, wenn es Gottes

Vaterhand nicht zusammenhält? — Die Ehe unseres Seligen war mit Kindern reich gesegnet; fünf Söhne und fünf Töchter entsproßten ihr.

IV.

Hatte Nikolaus seine Gattin am Altare als eine freie Gabe Gottes entgegengenommen, so sah er jetzt noch mehr in seinen Kindern ein unverdientes Geschenk des Himmels. Sie galten ihm als Gottes eigenstes Eigenthum, das ihm für einige Zeit anvertraut war, und wofür er einst dem ewigen Richter strengste Rechenschaft abzulegen habe. In Erwägung, daß nach dem Ausspruche des heiligen Geistes „der Anfang der Weisheit die Furcht des Herrn ist", war er aufs eifrigste bestrebt, ihnen die heilige Gottesfurcht ins junge Herz zu pflanzen. Sie sollten sich frühe daran gewöhnen, immer und überall zum unsichtbaren Vater im Himmel mit Ehrfurcht aufzublicken, Ihn zu fürchten und Ihn zu lieben, damit so die Keime jeder sündhaften Neigung in den jungen Herzen ertödtet oder niedergehalten würden. Im Bestrafen wie im Belohnen war er stets umsichtig und gewissenhaft. Das Maß der Strafe bestimmte die Schuld des Kindes, nicht die augenblickliche Gemüthsstimmung des Vaters. Wo es nöthig war, konnte er strenge sein, aber seine Strenge war beseelt von heiliger Liebe. Sein ältester Sohn Johannes bezeugte später: „Mein Vater hat allweg das Arge mit großem Mißfallen bestraft und die Billigkeit lieb gehabt." Im Belohnen vermied er sorgfältig alles das, was bei dem Kinde die Eitelkeit hätte nähren können.

Nikolaus war ein Mann des Gebetes. Auch seine Kinder mußten frühzeitig beten lernen. In seinem Hause hielt er viel auf gute Ordnung; für Arbeit und Gebet war gebührende Zeit festgesetzt. Mit Frau und Kindern betete er täglich gemeinschaftlich das Morgen- und Abendgebet, das Gebet vor und nach dem Tische, den englischen

Gruß und den heiligen Rosenkranz. Wenn immer möglich, wohnte er auch an Werktagen der heiligen Messe bei; im Vor- und Nachmittagsgottesdienste an Sonn- und Feiertagen fehlte er nie; mit großer Andacht empfing er häufig die heiligen Sacramente der Buße und des Altars. Dieses herrliche Beispiel hatten die Kinder, während sie heranwuchsen, vor Augen. Darf es uns Wunder nehmen, wenn es heißt, daß sie alle ohne Ausnahme brav und gottesfürchtig waren?

Im Hause an der Flüe war jede Art von Müßiggang verpönt. Die Hauptbeschäftigung war die Landwirthschaft. Zu thun gab's genug, und der kluge Vater wußte jedem Kinde eine passende Arbeit anzuweisen. Die umfangreiche Liegenschaft bearbeitete er mit Frau und Kindern selbst; Fremde wurden nur dann angestellt, wenn es dringend nöthig war. Durch Fleiß und umsichtiges Walten nahm mit dem Segen des Himmels der Wohlstand seines Hauses von Jahr zu Jahr sichtlich zu.

Obschon Nikolaus wußte, daß seine Kinder gewissenhaft, gut und brav seien, so hatte er doch stets ein wachsames Auge auf sie. Waren sie nicht in seiner Nähe, so wollte er wissen, wo und bei wem sie seien. Er legte ihnen, wie die Gelegenheit sich bot, ein gutes, passendes Wort ans Herz. Possen, unsittliche oder zweideutige Reden duldete er nie in seinem Hause; wer sich dergleichen Dinge vor seinen heranwachsenden Söhnen und Töchtern zu schulden kommen ließ, der erfuhr bei Zeiten, wie viel Uhr es für ihn geschlagen hatte. Hierin war Nikolaus unbeugsam und strenge. Unschuld und gute Sitten galten ihm als der Jugend höchstes, unantastbares Kleinod. Und weil er wußte, daß der Satan, der umhergeht wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlinge, vorzüglich in der Nacht die unerfahrne Jugend in seine Klauen zieht, so verdoppelte er zu dieser Zeit seine Wachsamkeit. Er legte sich nicht zu Bette, bevor alle die Seinigen zur Ruhe gegangen waren.

Mancher denkt vielleicht: „Nun ja, an religiöser Erziehung fehlte es da nicht, aber auf sonstige Bildung wurde gewiß bei der Familie des seligen Bruder Klaus nicht viel gesehen?" Diesem gegenüber behaupte ich, auch hieran fehlte es keineswegs. Ich erinnere da nur an einige unumstößliche Thatsachen. Zwei seiner Söhne, Johann und Walter, bekleideten die höchste Würde im Canton; der erstere sogar zu wiederholten Malen. Das Standeshaupt mußte mitunter mit Königen und Fürsten und andern Würdenträgern und deren Abgeordneten bald schriftlich, bald mündlich unterhandeln und hatte die oft sehr schwierigen Landsgemeinden zu leiten. Setzt dies nicht einen nicht geringen Grad weltlicher Bildung voraus? Der jüngste Sohn des Seligen, der den Namen seines Vaters trug, glänzte durch sein reiches Wissen auf den Universitäten von Basel und Paris, wurde Priester und einer der würdigsten Pfarrer seiner Heimatsgemeinde. Die Töchter des seligen Bruder Klaus wurden von den angesehensten Männern des Landes zur Ehe begehrt. Sagt das nicht sonnenklar, daß Nikolaus mit seinen Kindern auch da keineswegs hinter andern zurückgestanden ist; daß er auch da die erforderlichen Opfer nicht gescheut hat?

V.

Nikolaus war auch Beamter, aber er suchte die Aemter nicht. „Weltliche Ehren und Würden," bezeugt von ihm ein Zeitgenosse, „welche viele so hoch achten und mit großer Begierde suchen, hat Nikolaus ernstlich verachtet. Er wollte lieber verborgen und unterthan sein, als hoch stehen und andern vorstehen, lieber sich selbst als andere beurtheilen! Er wußte wohl, daß die amtlichen Geschäfte und Händel die innere Ruhe und den Frieden der Seele stören, und daß in größern Würden größere Gefahr zum Falle sei."

Zu wiederholten Malen drang die Landsgemeinde von

Obwalden in ihn, die höchste Ehrenstelle des Landes, das Landammannamt, anzunehmen; allein alle diesbezüglichen Bemühungen blieben umsonst; sein Widerstand war felsenfest und unbesieglich. Nur dazu ließ er sich nach vielem Drängen herbei, die Stelle eines Rathsherrn und Richters anzunehmen. In dieser Stellung änderte er jedoch nichts in seiner gewohnten Lebensweise; alle Vornehmthuerei lag ihm fern. Gegen jedermann war er herablassend und freundlich; niemand kehrte in seinem Hause ein, ohne die liebreichste Aufnahme bei ihm zu finden; mit Vorliebe nahm er sich der Armen und Verlassenen an und half in Wort und That, wo er nur helfen konnte. Hatte er halbe Nächte im Gebete zugebracht, so war er bei Tagesanbruch wieder so heiter, so rührig bei allen seinen Familien- und Berufsgeschäften, daß jeder, der in seine Nähe kam, sich überzeugen mußte, daß er nicht nur auf das eifrigste bestrebt war, Gott zu geben, was Gottes ist, sondern auch dem Kaiser, d. h. hier dem Amte, was seines Amtes war. Und wo er den Wünschen nicht entsprechen konnte, wies er die Leute nie barsch ab, sondern hatte stets eine passende Tröstung bei der Hand. Sein Biedersinn gewann ihm die Herzen aller Guten. Nikolaus war ein umsichtiger, gewissenhafter, leutseliger Rathsherr und ein gerechter, unbestechlicher Richter. Dieses alles war bei ihm eine natürliche Folge seines tief religiösen Sinnes. Einer seiner neuesten Lebensbeschreiber schildert Nikolaus als Beamten mit beredten Worten, wie folgt:

„Keine vorgefaßte Meinung, keine kleinlichen Rücksichten, keine unedlen Absichten begleiteten ihn auf den vaterländischen Rathssaal oder in die Gerichtsstube, sondern allein der Eifer für Gottes Ehre, des Vaterlandes Nutzen und seiner Mitbürger Wohlfahrt. Der Wahlspruch seines Herzens in seiner amtlichen Stellung war daher immer: Gott, Freiheit und Vaterland! Nach solchen Ansichten und Grundsätzen sprach er vor seinen Miträthen über die

Geschäfte und Angelegenheiten des Landes mit einer solchen Einfalt und umfassenden Einsicht, wie wenn ein höheres Wesen aus seinem Innern redete. Nach solchen Ansichten und Grundsätzen verfuhr er auch in richterlichen Dingen, wobei nur strenge Rechtlichkeit und eine edle Unbefangenheit allen seinen Entscheidungen und Aussprüchen zu Grunde lagen. Solcher Gestalt war Nikolaus während einer Reihe von neunzehn Jahren in allen seinen amtlichen Verrichtungen der erste und wärmste Vertheidiger der alten, wohlerworbenen Freiheiten und Rechtsamen seines Volkes, der eifrigste Handhaber aller gesetzlichen Ordnung und Sittlichkeit, der muthvollste Vertheidiger jeder gekränkten oder unterdrückten Unschuld und Armuth, und im eigentlichen Sinne des Wortes ein wahrer, treuer Freund Gottes und des Vaterlandes." — Seinem Freunde und Gewissensrath Pfarrer Heinrich Imgrund von Stans bezeugte der Hochselige bezüglich seines amtlichen Lebens wörtlich also: „Ich bin von Gott mit einem guten Verstande begabt gewesen, in Geschäften des Vaterlandes viel zu Rathe gezogen worden, habe auch viele Urtheile gegeben; ich kann mich aber nicht erinnern, daß ich mittelst göttlicher Gnaden in solchen etwas wider mein Gewissen gehandelt oder auf eine Person gesehen habe. Niemals bin ich von der Gerechtigkeit abgewichen."

O daß alle Beamten, alle Richter vor dem Angesichte Gottes sich ein gleiches Zeugniß geben dürften!

VI.

Gegen Ende seiner amtlichen Wirksamkeit wurde eines Tages ein wichtiger Streit dem richterlichen Entscheide unterbreitet. Die Wogen der Leidenschaften tobten auf beiden Seiten heftig, und auch die Richter wurden theilweise ins Parteigetriebe hineingezogen. Bei der Abstimmung nun sah Nikolaus mit Entsetzen, wie aus dem Munde etlicher Richter Schwefelflammen hervorgingen.

Er konnte sich die Sache nicht anders erklären, als daß diese Flammen aus ungerechten, parteiischen und bestochenen Herzen kämen. Von diesem Tage an konnten ihn weder Bitten noch Zureden dazu bewegen, die Ausführung des früher schon gefaßten Entschlusses, allen Würden und Aemtern zu entsagen, weiter hinauszuschieben. Er legte Amt und Würde nieder und lebte wieder ausschließlich Gott, seinem Seelenheil und seiner Familie. Allein bald ließ ihm ein unwiderstehlicher Zug nach noch größerer Abgeschiedenheit von der Welt keine Rast und keine Ruhe. Unerforschlich sind die Rathschlüsse Gottes, und eigenthümlich oft die Wege, die Er die Seinigen führt.

Als Nikolaus eines Tages, noch in der Blüthe seiner Jahre stehend, während des Hütens sich ins betrachtende Gebet vertiefte, wurde er im Geiste verzückt. Auf einmal war es ihm, er sähe eine Lilie von himmlischem Wohlgeruche aus seinem Munde hervorwachsen, so schön und herrlich, wie er noch keine sah. Die Lilie wurde größer und größer und wuchs zum himmelanstrebenden Baum empor. Die Thiere weideten ruhig um ihn her; da fielen seine Blicke auf sein schönstes Pferd, das gerade in seiner Nähe war, und seine Augen weilten mit Wohlgefallen auf dem stattlichen Thier. Siehe, da bog sich die Lilie vom Himmel gegen die Erde; das Pferd faßte sie mit den Zähnen und fraß sie bis auf die Wurzel ab. Nikolaus erschrak, und, über die Bedeutung dieses Gesichtes nachdenkend, sprach er wehmüthig zu sich selbst: „Wie, diese herrliche Lilie — die übernatürliche Gottesliebe — die aus meinem Herzen herauswachsend schon bis zum Himmel reichte, soll zu Grunde gehen und von einem Pferde gefressen werden! Ach, leider ist meine Sorge für die irdischen Dinge noch viel zu groß, und die beseligende Gottesliebe muß von ihr verzehrt werden, wenn ich mich nicht mit Gewalt von den vergänglichen Gütern losreiße!" — Um diese Losschälung von allem Irdischen in vollkommenster Weise zu üben, entschloß er sich, fünf=

zig Jahre alt, zu einem wahrhaft heroischen Acte der Weltentsagung.

Im Herbste 1467 trat er eines Tages nach langem und heißem Gebete vor seine theure Gattin hin und sprach: „Dorothea, ich habe dir etwas Wichtiges zu eröffnen, ich darf Gott nicht länger widerstehen. Er will, daß ich einsam und getrennt von dir und meinen Lieben lebe; ich bitte dich in seinem Namen um deine Einwilligung dazu. Die Kinder sind zum größern Theil erwachsen, und das Hauswesen steht durch Gottes Gnade so, daß du es mit ihnen leicht in gutem Stande erhalten kannst. Ich werde für die zeitlichen Geschäfte mit jedem Tage untauglicher." Dorothea bat tief ergriffen und erschüttert um etwas Bedenkzeit, die ihr der Gatte auch gewährte; dann aber brachte sie mit bewunderungswürdigem Heldenmuthe das Opfer, das Gott von ihr verlangte. Als Tag der Trennung wurde der 16. October, das Fest des heiligen Gallus, bestimmt, der ebenfalls einst Haus und Heimat verlassen, um im fremden Lande einzig Gott zu dienen. An diesem Tage trat Nikolaus barhaupt und barfuß, mit einer langen braunen Kutte angethan, den Wanderstab und Rosenkranz in der Hand, vor die Seinen hin, dankte ihnen für alles Gute, bat sie um Vergebung, wenn er sie je durch Wort oder Beispiel beleidiget hätte, mahnte sie, vor allem Gott zu fürchten, segnete sie und schied von dannen. Mit verweinten Augen und schwerem Herzen schauten die Zurückgebliebenen ihm nach.

Dem Zuge des Geistes folgend wanderte Nikolaus ohne Geld und ohne Zehr seinen Weg dahin. Seine Absicht war, außerhalb des Vaterlandes eine stille Einöde aufzusuchen und vom Almosen guter Menschen zu leben. Bereits hatte er den Hauenstein überschritten und lenkte seine Schritte gegen Liestal; da schien es ihm auf einmal, als stünde dasselbe in hellen Flammen. Ueber das Gesicht erschrocken, wagte er nicht, den Ort zu betreten. Er

kehrte eine kleine Strecke weit zurück und suchte Nachtherberge in einer Bauernhütte. Der Bauer, den er bat, ihm einen schicklichen Ort für eine Einsiedelei zu zeigen, mahnte ihn, in seine Heimat zurückzukehren, um dort Gott zu dienen. Das würde Gott wohlgefälliger sein, als fremden Leuten zur Last zu fallen. Nikolaus gehorchte wie ein Kind und verließ sogleich die Hütte, um den Rückweg anzutreten. Seine Nachtruhe nahm er auf dem Felde neben einem Zaun. Im Schlafe kam über ihn ein Glanz vom Himmel, der sein Innerstes durchdrang; dabei fühlte er in seinen Eingeweiden einen solchen Schmerz, als ob ihm jemand dieselben mit einem scharfen Messer herausschneide. Zugleich war es ihm, als würde er an einem Seile zur Heimat gezogen, und er sah darin einen Wink Gottes und kehrte um. Von diesem Tage an empfand er weder Hunger noch Durst und lebte neunzehn und ein halbes Jahr lang, d. h. bis zu seinem Tode, ohne irdische Nahrung. Nur das Brod der Engel genoß er während dieser langen Zeit, sonst nichts. In seiner Heimat angekommen, bezog er zuerst eine abgelegene Alp, Klüster genannt, bald darauf die wilde Thalschlucht des Ranft — nur zehn Minuten von seinem Vaterhaus entfernt, dessen Schwelle er aber nie mehr betrat. Dort wurde er ein Bußprediger für die Sünder, ein Tröster der Betrübten und ein Retter seines schwer bedrohten Vaterlandes.

VII.

Die junge Eidgenossenschaft war rasch zum Gipfel des Ruhmes emporgestiegen; ihre Tapferkeit wurde überall anerkannt. Das Glück aber erzeugte bald Uebermuth. Die frühere Genügsamkeit, die fromme Vätersitte, die uneigennützige Vaterlandsliebe machten der Selbstsucht, dem Ehrgeize, der Habsucht, dem Parteiwesen und der Ungebundenheit Platz. Mehr als mißlich stand die Lage

der Dinge gegen das Ende des Jahres 1481. Zusammenkünfte wurden veranstaltet, um den bedrohten Frieden zu erhalten. Aber alles umsonst. Auch auf der Tagsatzung von Stans ging es nicht anders. Drei Tage hatten sich die Tagherren bereits bekämpft, und die Erbitterung wurde immer größer; am Freitag vor Weihnachten, den 21. December, gingen sie bei einbrechender Nacht mit wuthentbrannten Gesichtern ohne Abschied auseinander. Der letzte Tag der Eidgenossenschaft schien da zu sein.

In dieser äußersten Noth eilet der um das Vaterland besorgte Pfarrer Heinrich Imgrund von Stans nach dem über drei Stunden entfernten Ranft, um Bruder Klausen die Lage der Dinge mitzutheilen und bei der Liebe zum Vaterlande zu beschwören, daß er die erbitterten Gemüther miteinander auszusöhnen suche. Als er im Ranft ankam, ging ihm Nikolaus schon entgegen. Durch höhere Eingebung waren dem Vielseligen die Vorgänge in Stans bereits bekannt. Er beauftragte deshalb den Pfarrer, vorauszueilen und die Boten zu bitten, sich noch einmal zu versammeln. Von Schweiß triefend, kommt Imgrund um die Mittagsstunde nach Stans zurück; schon war man im Begriffe abzureisen, um die Sache durch das Schwert zu entscheiden. Mit weinenden Augen bittet er die Tagherren, sich um Gottes und Bruder Klausens willen noch einmal zu versammeln und des hochgeehrten Einsiedlers Rath und Meinung zu vernehmen. Sie verstehen sich hiezu.

Bald erscheint Bruder Klaus, ein hochgewachsener hagerer, vom Alter nicht gebrochener Mann, mit einem Blicke von außerordentlicher Klarheit, voll Liebe und Ernst, den Stab in der einen, den Rosenkranz in der andern Hand, barfuß und barhaupt, wie immer. Und was die mächtigen Herren nicht zu Stande gebracht, das gelang dem armen Waldbruder. Vor Jahren hatte er durch das heilige Kreuzzeichen vom Flüeli aus wunderbar

den Brand von Sarnen gelöscht; hier löschte er nicht weniger wunderbar durch sein eindringliches Wort einen viel gefährlichern Brand. Die Versöhnung kam ganz und voll zu Stande. Mit dem fröhlichsten Danke gegen Gott erfüllt schieden die Häupter der Eidgenossen; die Glocken aller Kirchen verkündeten den geschlossenen Frieden durch alle Gaue, und in den Kirchen erscholl das fröhliche Te Deum — „Herr Gott, Dich loben wir." Der damalige Stadtschreiber von Luzern schrieb ins Protocoll, „daß die Gesandten zunächst heimbringen sollen die Treue, Mühe und Arbeit, welche der fromme Mann, Bruder Klaus, in diesen Angelegenheiten gehabt hat, und daß sie ihm das treulich verdanken sollen".

VIII.

Gegen zwanzig Jahre lebte Bruder Klaus im Ranft ein wunderbares Leben ohne irdische Nahrung, durch Wort und Beispiel ein Bußprediger in der Wüste, wie einst Johannes der Täufer. Die stille Einsiedelei im Ranft wurde zu einer Kanzel der Belehrung, der Warnung, der Erschütterung, aber auch des Trostes für Tausende von nah und fern.

Als Nikolaus noch bei den Seinen lebte, erschienen ihm einst drei Männer ehrwürdigen Aussehens. Einer derselben sprach zu ihm: „Nikolaus, willst du dich ergeben mit Leib und Seele in unsere Gewalt?" Er entgegnete: „Ich habe mich schon längst meinem Gott und Herrn ganz ergeben." Das gefiel den Dreien, und einer redete zu ihm die prophetischen Worte: „So thue das, was du vorhast! Im siebzigsten Jahre deines Alters wirst du den Lohn empfangen. Sei muthig, und du wirst siegen. Dein Beispiel wird viele zur Nachfolge wecken. Du wirst ihnen vorangehen und aufgenommen werden in die Glorie des himmlischen Reiches. Zum Zeichen deiner Beharrlichkeit sollst du dann ein weißes

Panner und darin eine Bärentatze führen." — Darauf verschwanden die Männer.

Als sein siebzigstes Jahr der Vollendung entgegenging, war Bruder Klaus überzeugt, daß er nun bald am Ziele sei. Eine schmerzhafte Krankheit sollte das Maß seiner Verdienste voll machen. Sein Krankenlager war das gleiche harte Brett, das ihm bisher als Ruhestätte gedient. Die Schmerzen marterten seinen ganzen Leib, besonders in den Eingeweiden litt er so unsägliche Peinen, daß er sich wie ein Wurm hin und herwand. Nachdem er acht Tage mit unüberwindlicher Geduld diese Leiden ertragen, verlangte er mit großer Sehnsucht die heilige Wegzehrung, — jene himmlische Speise, die so viele Jahre seine einzige Nahrung gewesen. Er empfing sie mit außerordentlicher Ehrfurcht und Andacht. Die Schmerzen ließen nun etwas nach, waren aber immerhin noch sehr groß, allein Nikolaus achtete ihrer wenig; unaufhörlich betete er und lobte Gott, voll Dank für alles Gute, das Er ihm erwiesen. Unter steter Anrufung der heiligsten Namen Jesus und Maria gab er seinen Geist auf am Tage seiner Geburt, den 21. März 1487. Bei seinem Ende waren gegenwärtig Dorothea, seine treue Gattin, mit ihren Söhnen und Töchtern und sein alter Freund, der Pfarrer Heinrich Imgrund. Groß war der Schmerz der Trennung von ihm, und heißes Verlangen, zugleich mit ihm in die ewige Heimat einzugehen, erfüllte alle Herzen.

Auf die Kunde von seinem Tode entstand allgemeine Trauer im Lande. Alle priesen seine erhabenen Tugenden, seinen frommen Wandel und sein segenreiches Wirken. Das gläubige Volk zählte ihn jetzt schon zu den Heiligen Gottes. Alle Werkstätten waren geschlossen, alle Arbeiten eingestellt, aller Gottesdienst im ganzen Lande unterblieb an seinem Begräbnißtage, weil alle Geistlichen mit ihrem Volke nach Sachseln geeilt waren. Gottes gnadenreiche Vorsehung machte bereits an diesem Tage aufmerksam auf die Macht der Fürbitte des Seligen, indem verschiedene

Kranke und Bresthafte, da sie von dem Grabe weggingen, sich plötzlich geheilt sahen. Das sind Dinge, welche von Hunderten von Augenzeugen sattsam bezeugt sind. Gott preisend kehrten die Leute an ihren häuslichen Herd zurück. Die Verehrung des Seligen war unter dem Volke bereits angebahnt.

IX.

Die kirchliche Seligsprechung erfolgte erst im Jahre 1669 unter Papst Clemens IX., jedoch ohne besondere Feierlichkeit. Ein Breve vom 8. März dieses Jahres gestattete die öffentliche Verehrung des seligen Bruder Klaus an seinem Grabe in Sachseln. Zwei Jahre später wurde diese Erlaubniß auf die sieben katholischen Cantone der Schweiz und das ganze Bisthum Constanz ausgedehnt.

Bruder Klaus wurde nicht blos nach seinem Tode als ein Heiliger betrachtet und um seine Fürbitte angerufen; nein, bereits während seines Lebens galt er als ein Heiliger, und zwar nicht blos in seiner Heimat; nein, der Ruf seiner Heiligkeit war schon frühe weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen. Hans von Waldheim, ein deutscher Adeliger, der nach Unterwalden reiste, um den Seligen zu sehen, schreibt von ihm: „Ja, es war zu ihm ein großer Zulauf aller Deutschen. Die Leute gingen dorthin, wie Wallfahrter, weil er allen heilsame Ermahnungen und Lebensregeln ertheilte. In der christlichen Sittenlehre war er ein ebenso scharfsinniger als gründlicher Rathgeber, der sich ans Evangelium hielt und mit Wort und Werken viele von den Lastern zu einem bessern Wandel brachte. Er besaß eine besondere Gabe, nicht nur die Einfältigen zu ermahnen, sondern auch die Traurigen zu trösten, die ihm die Kraft Gottes wegen seiner vollkommenen Reinigkeit ertheilt hatte... Es ist kein Zweifel, es habe ihm durch Gottes Gnade der Geist der Weissagung beigewohnt."

Ein anderer Zeitgenosse des Hochseligen berichtet, Nikolaus von Flüe werde für einen Mann angesehen, der sich in gleich wunderbarer Weise durch Gebet, Nachtwachen, Selbstverleugnung und himmlische Betrachtungen auszeichne, der von einem großen Theile des Volkes, hohen und niedern Standes, aus ganz Deutschland wegen seiner außerordentlichen Tugenden besucht und bewundert werde, dessen Leben den ersten und heiligsten Vätern in der Wüste an die Seite zu stellen sei, so daß der Tag nicht ferne sein könne, daß er nicht blos von allem Volke zum voraus, sondern auch von den höchsten Kirchenfürsten den heiligen Eremiten beigezählt werde. Und das spreche man aus mit einem Sinne, mit einem Geiste, unter allgemeiner Zustimmung. Der Ruf seiner Heiligkeit war allgemein.

Zu dem Zeugniß der Menschen trat, was mehr ist, das Zeugniß Gottes hinzu; Wunder über Wunder verherrlichten sein Grab. Darum darf es uns nicht in Staunen setzen, wenn wir sehen, daß in kurzer Frist nach seinem Tode zahlreiche Wallfahrer nicht blos aus den mittlern und niedern, sondern auch aus den höhern und höchsten Ständen sich beim Grabe des Seligen in Sachseln und bei seiner ehemahligen Zelle im Ranft einfanden, um da in verschiedenen Anliegen Rath und Hilfe zu suchen und sich seiner mächtigen Fürbitte anzuempfehlen. Die immer wachsende Zahl der ankommenden Pilger machte es nothwendig, eine größere Capelle im Ranft zu erbauen, die im Jahre 1501 begonnen und 1504 vollendet wurde. Unter den Pilgern, welche zu Bruder Klausen wallfahrteten, werden Cardinäle, Nuntien, Bischöfe, Fürsten, Grafen, königliche Gesandte, vornehme Damen genannt, die es nicht unter ihrer Würde hielten, den Ueberresten des Hochseligen ihre Huldigung darzubringen und ihn um seine Hilfe anzurufen. Ich nenne Cardinal Matthäus Schinner, Bischof von Sitten, und den heiligen Cardinal Erzbischof Karl Borromäus von Mailand, welche beide eigens nach

Sachseln kamen, um das Grab des sel. Nikolaus von der Flüe zu besuchen und vor demselben zu beten. Vor einem Bilde, das den Seligen vorstellte, sagte Karl Borromäus die bekannten Worte: „Wahrhaftig, das ist das Bild eines großen heiligen Mannes."

Melchior Lussi, der ihn bat, sich bestmöglich für die Heiligsprechung des Bruders Klaus zu verwenden, gab der heilige Karl zur Antwort: „Er solle nur wohl getröstet sein und gute Hoffnung haben; er habe wegen Bruder Klausens Heiligkeit und Wunder schon genugsame Berichte; deswegen wolle er sich diese Sache angelegen sein lassen; denn Bruder Klaus sei dieser Ehre wohl werth." Der schon 1583 erfolgte Tod verhinderte den heiligen Karl an der Ausführung dieses heiligen Vorhabens.

Es sind nun bereits vierhundert Jahre verflossen, seitdem der selige Bruder Klaus in den Himmel, sein ewiges Vaterland, eingegangen ist; aber gewiß liebt und beschützt er noch heute sein einstiges Vaterland. Und tausend und abertausend gläubige Schweizer blicken noch heute mit Vertrauen zu ihm empor und bitten ihn dringend, wie einst an St. Thomastag 1481 Pfarrer Heinrich Imgrund von Stans: „Vater, rette das Vaterland!" —

Das walte Gott!



Die heilige Margarita von Cortona — das bekehrte Weltkind.

I.

Margarita wurde um das Jahr 1250 zu Luviano in Toscana von armen, aber gottesfürchtigen Eltern geboren. Sie erhielt den Beinamen „von Cortona," weil sie nach ihrer Bekehrung in dieser Stadt gelebt hat, allda gestorben ist und vorzüglich verehrt wird. Sieben Jahre alt, hatte sie das Unglück, ihre fromme und liebevolle Mutter zu verlieren, und die Stiefmutter, welche an deren Stelle trat, war leider eine harte und strenge Frau.

Margarita war ein bildschönes, aber auch eitles Mädchen; hübsche Kleider waren ihre größte Freude, der Spiegel ihr bester Freund. Putz- und Gefallsucht nahmen mit jedem Tage zu. Die Liebe zum Gebete, welche ihr die verstorbene Mutter frühzeitig eingeflößt, verschwand allmählich ganz aus ihrem Herzen. Alle Uebungen der Frömmigkeit wurden ihr zur Last. Die Mahnungen ihres Vaters schlug sie in den Wind, das stiefmütterliche Scepter aber war ihr geradezu unerträglich. So schoß das Unkraut jugendlicher Leidenschaften üppig auf in ihrem liebedürstenden Herzen. Wie die Liebe Gottes schwand, nahm die Weltliebe völlig überhand. Die Schmeicheleien, die man ihrer Schönheit darbrachte, entzückten ihr eitles und gefallsüchtiges Herz. All ihr Dichten und Trachten ging dahin, der Welt zu gefallen. Sie ahnte wohl zuerst nicht, wie tief der Abgrund sei, an dessen Rande sie stand. Aber „ein Abgrund ruft dem andern," warnt die heilige Schrift.

Allmählich drang der Stachel der Fleischeslust in ihr Herz und ließ ihr keine Ruhe. Von leichtfertigen Liebeleien mit Personen des andern Geschlechtes stürzte sie rasch

in schwere Sünden. Das Gewissen und ihr Vater mahnte, aber umsonst. Um ungestörter den Weg wandeln zu können, den sie betreten, entfloh sie, sechzehn Jahre alt, aus dem elterlichen Hause und begab sich nach der nicht fernen Stadt Montepulciano. Dort fand sie Sündengenossen in großer Zahl. Unter diesen fesselte bald ein gewissenloser Edelmann, der ein vermöglicher Kaufmann war, ihr Herz; ihm warf sie sich ohne Rückhalt in die Arme. Das ihr vom Satan vorgespiegelte Glück, in einem reichen Kaufmannshause als elegante Dame zu glänzen und sich von einem jungen Herrn vor tausend andern geliebt zu wissen, war für sie so reizvoll und verführerisch, daß sie den letzten Rest von Gottesfurcht, Ehr- und Schamgefühl ablegte. Der junge Herr wollte Margarita nicht ehelichen, — wenigstens jetzt noch nicht — er begehrte sie nur als Werkzeug der Sünde. Und Margarita war gewissenlos genug, in dieses schändliche Verhältniß einzutreten. So führte sie neun volle Jahre das Leben einer schamlosen Buhlerin. Eine Umkehr schien undenkbar. Aber beim lieben Gott ist kein Ding unmöglich. Der gute Hirt verlor dieses verirrte Schäflein nicht aus seinem Auge. So beharrlich dasselbe sich Ihm entzog, so beharrlich ging Er ihm nach, bis Er es gefunden.

II.

Als Margarita fünfundzwanzig Jahre zählte, geschah es, daß ihr Liebhaber eines Tages in Kaufmannsgeschäften für einige Zeit verreiste und ihr treues Hündlein mit sich nahm. Nach drei Tagen kam das Hündchen heulend und wimmernd allein zurück. Es sprang an ihr empor, zog und zupfte sie am Kleide und ließ nicht los; es war, als wollte es sagen: „Ich bitte, komme mit mir!" Dieses geschah mehrere Tage wiederholt. Ob des langen Ausbleibens wurde ihr endlich angst, und sie ging mit dem treuen Thier. Das Hündchen lief voraus und führte sie

in den Wald, durch den der Edelmann seinen Weg genommen. Plötzlich bog es von der Straße ab und lief



Die heilige Margarita von Cortona.

wimmernd einem Haufen abgehauener Aeste zu. Dort fing es an zu scharren, als wollte es etwas ausgraben. Margarita räumte die Aeste hinweg und sah — o Schrecken

und Entsetzen! — den bereits in Verwesung übergehenden Leichnam ihres Buhlen vor sich liegen. Im Innersten erschüttert und wie vom Blitz getroffen, stürzte sie mit den Worten: „Ach, wo wird seine Seele sein?" zur Erde nieder und fing dann an, lange und bitterlich zu weinen.

Ein Wetterleuchten aus der Ewigkeit zeigte ihr mit einem Male die ganze Häßlichkeit der Sünde und das schreckliche Ende, das ihrer harrte! „Ach! wo wird seine Seele sein, und wo einst die meine?" klagte sie verzweifelnd. Aber aus dem Sturme des wildesten Schmerzes und der bittersten Seelenangst sprach vernehmlich die tröstende Stimme der Gnade zu ihr, und Margarita lauschte ihr begierig. „Mein Jesus, Barmherzigkeit!" rief sie, „fahre wohl, schnöde Welt, auf ewig fahre wohl! Buße will ich thun mit der Gnade Gottes, strenge Buße, um der verdienten Hölle zu entgehen; vielleicht, daß sich Gott meiner noch erbarmet. Er will ja nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe." Mit solchen Gedanken schwankte sie nach Hause. Eine schmerzliche, tiefe Reue durchglühte ihre Seele. Sie verließ sofort den Ort der Sünde und kehrte, freilich mit bangem und zitterndem Herzen, zurück in ihre Heimat zu ihrem tiefgekränkten Vater. Das Herzeleid, das sie demselben durch ihre Entweichung und ihr sündhaftes Leben angethan hatte, lag schwer auf ihrer Seele, und es drängte sie, ihn dafür um Verzeihung zu bitten.

III.

Zitternd fiel Margarita vor ihrem Vater nieder und bat laut schluchzend um Verzeihung und um Wiederaufnahme ins elterliche Haus. Der Vater verzieh dem reuigen Kinde und hätte sich wohl auch bewegen lassen, sie wieder in sein Haus aufzunehmen; allein die Stiefmutter, kalt und hart wie Stahl, duldete dieses nicht. Bitten und Thränen und das Versprechen, sich gewiß zu bessern, er=

reichten nichts. Margarita hatte von ihrem Buhlen ein Kind, einen Knaben, und mit diesem war sie zurückgekommen. Die Stiefmutter aber hatte mit dem unschuldigen Kinde kein Mitleid; „diesen Schandfleck der Familie," sagte sie beharrlich, „dulde ich nicht im Haus." Nur kurze Zeit durfte sich Margarita aufhalten. Sie erkannte wohl, daß sie nichts Besseres verdient habe; aber tief schnitt's ihr doch ins Herz.

Um das Aergerniß, das sie besonders den jungen Leuten in ihrer Heimat durch ihr schlechtes Beispiel gegeben, wenigstens in etwa zu sühnen, erschien Margarita an einem Sonntage mit einem Stricke um den Hals vor der Kirchthüre zu Luviano und bat die Ein- und Ausgehenden unter Thränen um Verzeihung wegen des gegebenen Aergernisses. Allein diese Verdemüthigung diente nur dazu, die Leute noch mehr gegen sie aufzubringen. Man glaubte nicht an ihre reuige Gesinnung, noch viel weniger an eine wahre Lebensbesserung. „Sehet da," sprach man, „sehet da, jetzt spielt sie die heilige Büßerin, die durchtriebene Gleißnerin!" Die Stiefmutter und der von ihr beherrschte Vater stießen sie nach diesem Auftritte aus dem Hause, und Margarita sah sich mit ihrem Kinde dem Elend anheimgegeben. Die letzte Nacht in ihrer Heimat brachte sie, tief gebeugt vom Kummer, in einem abgelegenen Garten schlaflos zu. Die Hölle raffte sich zusammen, um das vor kurzem gepflanzte Bäumchen des guten Vorsatzes zu entwurzeln. „Was willst du Unmögliches beginnen?" sprach der Versucher; „die gemachten Vorsätze kannst und wirst du ja doch nicht halten." Dann wieder: „Du bist jetzt noch jung; genieße das Leben, solange es blüht. Später kannst du schon noch Buße thun." Oder umgekehrt: „Der Gnaden hast du schon zu viel mißbraucht. Du bist so wie so ganz gewiß unrettbar verloren." Versuchungen zur Vermessenheit wie zur Verzweiflung preßten ihre geängstigte Seele und drohten sie gleichsam zwischen Thür und Angel zu erwürgen. Händeringend schrie sie

laut auf: „O mein Heiland und Erlöser, willst Du mich denn wirklich zu Grunde gehen lassen? Ich kann's nicht glauben. Meine Seele hat Dich ja so viel gekostet, als die Seele der Maria Magdalena. Ach, der Du mich um den Preis deines Blutes erkauft hast, verlaß mich nicht! Mein Heiland und Erlöser, erbarme Dich meiner! Gewiß, es ist noch Gnade für mich möglich!" — Als die schwere Nacht vorüber war, nahm sie das Kind auf ihre Arme und wanderte, ausschließlich auf Gottes Vorsehung sich verlassend, nach der Stadt Cortona.

IV.

In Cortona wurde Margarita von zwei mitleidigen Frauen aufgenommen und ihr sammt ihrem Kinde eine bescheidene Wohnung angewiesen. Eines ihrer ersten Geschäfte war nun, einen frommen und erfahrenen Priester aufzusuchen, um ihm zu beichten. Als sie einen solchen in einem Franciscaner-Pater gefunden, beichtete sie ihm nach sorgfältigster Vorbereitung — es heißt, daß sie acht Tage dazu verwendete, — unter heißen Thränen alle Sünden und Verirrungen ihres ganzen Lebens. Er gab ihr die Lossprechung und ermahnte sie zur Treue. Gleich nach abgelegter Generalbeicht bat sie dringend um Aufnahme unter die Zahl der büßenden Schwestern vom Dritten Orden des hl. Franciscus; allein diesem Wunsche wurde nicht sofort entsprochen. Man verlangte vorerst überzeugende Beweise ihrer wahrhaft bußfertigen Gesinnung. Erst nachdem sie drei volle Jahre die Probe musterhaft bestanden, wurde die Bitte ihr gewährt. Durch Handarbeit, worin sie sehr geschickt war, erwarb sie für sich und ihr Kind ihr tägliches Brod.

Sie führte ein äußerst strenges Büßerleben. Die neun Jahre, während welcher sie einst schnöde der Sinnenlust gefröhnt, hat sie nach ihrer Bekehrung durch eine dreiundzwanzigjährige, ununterbrochene Abtödtung härte-

ster Art soviel wie möglich wieder gut gemacht. Sie lebte abgeschlossen von aller Welt in einem armen, engen Kämmerlein, das sie nur verließ, wenn der Gehorsam es gebot. Zu Ehren des Schweigens Jesu Christi, und wegen der Gefahr, in Zungensünden zu fallen, beobachtete sie das allerstrengste Stillschweigen. Ihre Nahrung war etwas Brod und Wasser; Fleisch und Fische aß sie nie. Ihr Bett war der harte Boden, und als Kopfkissen diente ihr ein Stein. Täglich geißelte sie sich bis aufs Blut. Den größern Theil der Nacht brachte sie vor dem Crucifixe knieend im Gebete zu, und keinen Tag ließ sie vorübergehen, ohne Gott mit Inbrunst zu danken, daß Er sie nicht in ihren Sünden habe sterben lassen. Das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi stand unablässig vor ihrem Geistesblick und weckte in ihr ein heftiges Verlangen, um seinetwillen viel zu leiden. Wurde sie verachtet und verhöhnt, so war sie voll Freude, wie ein Weltmensch, wenn man ihn erhebt und lobt. Kurz, ihre Bußgesinnung war ungeheuchelt, feuerfest und echt. Aber nicht so leicht und rasch, wie sich die Sache liest, wurde der Sieg errungen. Hart und mühsam war ihr Kampf, bis sie Fleisch und Hölle unter ihre Füße getreten hatte. Fühlte sie sich ermattet, so holte sie aus der Betrachtung des Leidens Jesu Christi immer wieder neue Kraft. Als sie eines Tages bei sich überdachte, was der Heiland alles für uns gelitten, stand Er plötzlich selbst vor ihr und hieß sie Ihm folgen auf dem Leidensweg. „Meine Tochter," sprach Er zu ihr, „halte dich bereit auf einen harten Kampf durch dein ganzes Leben! Wie das Gold im Feuerofen, so mußt du geläutert werden durch Trübsal, Angst und Noth, Versuchungen und Verlassenheit; nur mit schwerem Kreuze beladen, wirst du eingehen in die Glorie und Herrlichkeit." — „Hier bin ich," erwiderte sie; „ich bin bereit, aus Liebe zu Dir, mein Herr und Gott, jede Pein auf mich zu nehmen." Und wahrlich, was sie alles litt, ist nicht gering.

Von den zahllosen Versuchungen, womit Welt, Fleisch und Hölle das arme Menschenherz bedrängen, ist kaum eine nicht auch an Margarita herangetreten. In der ersten Zeit nach ihrer Bekehrung litt sie schrecklich von unreinen Versuchungen. Die härtesten Abtödtungen machten sie nicht frei davon, und oft glaubte sie unterliegen zu müssen. Aber unentwegt hielt sie an ihrem gekreuzigten Heilande fest. Da ihre körperliche Schönheit ihr Gefahren bereitete, war sie im Begriffe, mit einem scharfen Messer ihr Angesicht erbarmungslos zu entstellen; aber eine innere Stimme sagte ihr, daß sie dieses ohne ihres Beichtvaters Wissen nicht thun dürfe. Sie befragte ihn daher; er verbot es ihr, und sogleich warf sie das Messer weg, das sie zu diesem Zwecke bereits zu sich genommen. Ueberhaupt gehorchte sie ihrem Beichtvater in allem auf das Wort. Mit der unüberwindlichen Waffe des Gehorsams ausgerüstet, blieb sie in allen Gefahren Siegerin. Christus selbst sagte ihr einst, da Er ihr erschien: „Der Beichtvater wird dir sagen, was du thun sollst."

War es auf einem Gebiete ruhiger geworden, so brach der Kampf auf einem andern los. So ging es fast ohne Unterbruch über zwanzig Jahre fort. Mitunter wurde sie aber auch durch übernatürliche Dazwischenkunft wunderbar getröstet und gestärkt, wie bereits angedeutet. Als sie eines Tages aufs heftigste versucht war, warf sie sich vor dem Bildnisse des Gekreuzigten nieder und rief Ihn um Hilfe an; da hörte sie deutlich und vernehmbar eine Stimme, die zu ihr sprach: „Du armes Kind, was willst du denn?" — „Ich suche und will nichts," antwortete sie schnell, „als nur Dich, mein Herr Jesus Christus!" — „Sei guten Muthes!" fuhr die Stimme weiter. „Ich bin bei dir in allen deinen Versuchungen. Mit dem Beistand meiner Gnade wirst du allzeit überwinden." Margarita glaubte sich wie neu geboren. Die wunderbaren Gunstbezeugungen von seiten Jesu Christi, der allerseligsten Jungfrau, ihres Schutzengels und mehrerer Heiligen, deren

sie sich wiederholt erfreute, stärkten und stählten ihre Kraft und machten sie unbesieglich. Eine Art unblutigen Marterthums hatte ihr der Heiland zugedacht; aber Er vor allem war auch und blieb ihre Hilfe und ihr Trost bis an ihres Lebens Ende.

Die vorzüglichsten Kennzeichen echter Bußgesinnung sind tiefe Demuth und Freude am Leiden. Beide besaß Margarita in hohem Grade. Wiewohl sie lange Zeit beharrlich den Bußweg gewandelt war und von dem Herrn zahlreiche Beweise seiner Liebe erhalten hatte, ging sie doch stets mit großer Angst zur hl. Communion, weil sie sich in ihrer Demuth derselben ganz unwürdig erachtete. Aber sie demüthigte sich nicht nur vor dem Herrn, sondern auch vor den Menschen. Einst kam ein Weib in ihre Zelle und lästerte sie auf alle nur mögliche Weise. Mehrere Frauen, welche zugegen waren, suchten die Wüthende zu beruhigen; aber dieselbe erging sich nur in desto gröberen Schmähungen. Margarita hörte eine Zeitlang ruhig zu; dann kniete sie nieder und betete inbrünstig für ihre Beleidigerin. Als sie sich wieder erhoben hatte, nahm sie ihr ärmliches Abendessen, ging auf das immer noch schimpfende Weib zu, küßte es voll Liebe und bat es demüthig, die wenigen Speisen von ihr als Geschenk anzunehmen. Dadurch ward der Zorn desselben besänftigt.

Ihre Liebe zum Leiden war so groß, daß sie einmal ihrem Beichtvater sagte: „Allen Kranken und Leidenden würde ich, wenn ich könnte, ihre Schmerzen abnehmen, und ich allein möchte alle Leiden und Widerwärtigkeiten auf mich nehmen."

V.

Die letzten Tage ihres Lebens waren voll süßen Friedens. Die frühere Angst vor dem Jenseits hatte sich schließlich aufgelöst in ein sehnsuchtsvolles, seliges Hoffen. Zu Anfang des Monats Februar 1297 er=

schien ihr noch einmal Jesus Christus und zeigte ihr an, daß sie noch im gleichen Monate in den Himmel eingehen werde. War sie auch fieberkrank, so achtete sie es kaum. Heiliger Jubel erfüllte ihre Seele. Die siebzehn letzten Tage ihres Lebens genoß sie keine andere Nahrung mehr als das Brod des Lebens im heiligsten Sacramente. Heiter, ruhig, stillvertrauend und gottergeben erwartete sie unter heißen Schußgebeten die Ankunft Jesu Christi. Einen letzten Kuß auf die Seitenwunde des ihr dargereichten Crucifixes pressend, übergab sie in der Morgenstunde des 22. Februar 1297 ihre geläuterte Seele in die Hände ihres Schöpfers. Ein großer Diener Gottes sah zur selben Stunde, wie ihre Seele von Engelhänden in großer Herrlichkeit zu Gottes Thron hinaufgetragen wurde, begleitet von den Seelen, welche sie durch Gebet und Bußwerke aus den Flammen des Fegfeuers befreit hatte.

Kaum hatte sich das Gerücht von Margarita's Tod in der Stadt verbreitet, so drängte sich Hoch und Niedrig in das arme Kämmerlein, um, wie es sogleich hieß, die Heilige zu sehen. Ihr Leichnam wurde in ein kostbares Todtenkleid gehüllt und unter großem Zulaufe des Volkes in der Kirche des heiligen Basilius zu Cortona begraben. Papst Leo X. erlaubte der Stadt Cortona infolge gut bezeugter Wunder, die auf ihre Anrufung erfolgten, besonders in Erwägung, daß ihr Leib durch Jahrhunderte unverwest geblieben, wie er mit eigenen Augen sah, das Fest dieser großen Büßerin feierlich zu begehen. Urban VIII. dehnte dieses Privilegium auf den ganzen Franciscaner-Orden aus, und Benedict XIII. setzte 1728 ihren Namen feierlich unter die Zahl der Heiligen. Feuerfeste, wahre Buße ist eine Art zweite Unschuld. „Wären eure Sünden roth wie Scharlach, sie sollen weißer werden als der Schnee!"

Der heilige Isidor, der gottesfürchtige Bauersmann.

I.

Zwei Heilige dieses Namens zählt die Kirche, beide Spanier. Der erste, eine herrliche Leuchte seiner Zeit, wurde zu Carthagena von vornehmen Eltern geboren, führte gegen vierzig Jahre den Bischofsstab von Sevilla und starb am 4. April 636 eines heiligen Todes. Der zweite war ein schlichter, einfacher Bauersmann, und von ihm ist hier die Rede.

Isidors Wiege stand in einer Bauernhütte in der Nähe von Madrid, der Hauptstadt des Landes. Seiner frommen Eltern erste und vorzüglichste Sorge war, die göttliche Saat, welche das heilige Sacrament der Taufe in ihres Kindes Seele niedergelegt, zu hegen, zu pflegen und groß zu ziehen. Schon als Knabe betete Isidor gerne und viel; er befliß sich eines reinen Wandels und war ängstlich bestrebt, die Taufunschuld zu bewahren. Die Mahnung des Herrn: „Du sollst Vater und Mutter ehren!" hatte er sich tief in die Seele geprägt. Er betrachtete sie als die Stellvertreter Gottes an ihm und hegte daher vor ihnen eine heilige Scheu, die aber seiner kindlichen Liebe keinen Eintrag that. Sein Gehorsam war allseitig und freudig; was immer die Eltern ihm auftrugen, verrichtete er mit gewissenhaftem Eifer. So war er ihre Freude und ihr Trost, und es gilt von ihm in gewissem Sinne, was vom göttlichen Knaben zu Nazareth geschrieben steht: „Er war ihnen unterthan und nahm zu wie an Alter, so auch an Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen."

Als Isidor in die reiferen Jahre getreten war, verehelichte er sich nach dem Wunsche seiner Eltern mit einem schlichten Mädchen vom Lande, namens Maria Torribia.

Gewiß that der gottesfürchtige Jüngling diesen Schritt nicht ohne vieles Gebet und reife Ueberlegung. In der aus dem Glauben gewonnenen Ueberzeugung, daß Gott, ohne dessen Wissen und Willen kein Sperling vom Dache fällt, jedem Menschen seinen Stand und Beruf anweise, hielt er es für seine heiligste Pflicht, bei dem so wichtigen Geschäfte der Standeswahl vor allem in heißem Gebete Rath von oben zu erflehen. Der Beruf kommt vom Himmel. Ach, wie viele bedenken das nicht und vergreifen sich so an Gottes Oberhoheit, der ein unumschränktes Verfügungsrecht hat nicht blos über die unfreie, sondern auch über die freie Creatur! Jeder Stand und Beruf hat seine besondern Gnaden, die jenen zu theil werden, die dafür berufen sind. Und ist nicht die Ehe sogar ein heiliges Sacrament? Wer dürfte sich eindrängen ohne Beruf? Ja, die Ehe soll vorher im Himmel von Gott beschlossen sein, ehe sie auf Erden von den Menschen geschlossen wird.

Bei der Wahl der Person sah Isidor nicht auf vergängliche Güter oder flüchtige Schönheit, wohl aber auf Frömmigkeit und Seelenadel. Auch nahm er in kindlicher Ehrerbietigkeit, wie ein Lebensbeschreiber von ihm meldet, geziemende Rücksicht auf den Wunsch seiner Eltern. Und er traf wirklich eine vortreffliche Wahl. Das einfache Mädchen, das er sich nach dem Wunsche seiner Eltern zur Lebensgefährtin erkor, war ihm an Unschuld und Tugend sehr ähnlich. So traten Isidor und Maria nach einer sittenrein verlebten Jugend wie zwei Engel an den Traualtar, ein Brautpaar in schlichtem Gewande, von der Welt kaum beachtet, aber hochansehnlich vor den Augen des Himmels.

Ihre Ehe war eine glückliche. Zwar besaßen sie keine irdischen Güter, aber sie waren reich an echter, ungeheuchelter, in Gott gegründeter Liebe, und diese Liebe machte die beiden Ehegatten glücklich. „Ihr Männer,“ mahnt der Apostel, „liebet eure Frauen, gleichwie Christus

seine Kirche geliebt hat!" Und wie hat denn Christus seine Kirche geliebt? Wir wissen es alle. Er hat sie geliebt mit einer echten, treuen, opferbereiten, heiligen Liebe. So liebte auch Isidor die brave Maria. Und sie zeigte sich dieser Liebe würdig. Wie sie das bravste Mädchen der Umgegend gewesen, so war sie jetzt die beste Frau.

Ist auch der jungfräuliche Stand erhabener und vollkommener, als der Ehestand, so ist doch auch letzterer von Gott geheiligt und von Christus sogar zu einem Sacramente erhoben worden. Isidor und hundert andere vor ihm und nach ihm haben in ihm Mittel und Wege zur Uebung heroischer Tugend und evangelischer Vollkommenheit gefunden und selbst die Palme der Heiligkeit davongetragen. Christus hat am Stamme des heiligen Kreuzes auch diesem Stande durch sein kostbares Blut und seinen heiligen Tod eine besondere Gnade verdient, die Er denen, die Ihn demüthig und beharrlich darum bitten, zu geben versprochen hat.

Isidors Ehe wurde in der Folge mit einem Kinde, einem Söhnchen, beglückt, über dessen Lebensschicksale aber nichts bekannt ist.

II.

Isidor wird Pächter. Ein angesehener und vermöglicher Mann von Madrid hatte ein Landgut in der Nähe der Stadt, das er an einen gewissenhaften Bürger in Pacht zu geben gesonnen war. Die Wahl fiel auf unsern Isidor. Nachdem alles wohl erörtert und besprochen war, wurde der Pachtvertrag geschlossen, und Isidor ging an seine Arbeit. Der junge Pächter hatte sich bereits einen obersten Lebensgrundsatz, von dem er nie abwich, aufgestellt, und dieser Grundsatz war, immer und überall Gott und dem Göttlichen den rechten Platz einzuräumen, nach der evangelischen Weisung: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles übrige wird

euch beigegeben werden." Die beste Zeit des Tages, meinte er, das ist die Morgenstunde. „Morgenstund hat Gold im Mund." Diese Stunde widmete er daher ganz und voll dem lieben Gott, und zwar das ganze Jahr, Sommer und Winter, Frühling und Herbst; mochte die Arbeit noch so drängen, er ließ sich nicht davon abhalten. Ein andächtiges Morgengebet und die Anhörung der hl. Messe behaupteten bei ihm unabänderlich stets den ersten Platz.

Die ewige Weisheit sagt: „Ich liebe, die Mich lieben, und die frühe zu Mir wachen, werden Mich finden." „Darum gewöhnt der Weise sein Herz daran, frühe zu erwachen zu dem Herrn, seinem Schöpfer, und vor dem Allerhöchsten zu beten." (Sprüchw. 8, 17; Sir. 39, 6.)

Also erhob Isidor gleich beim Erwachen Herz und Gemüth zum lieben Gott. Wenn irdische Gedanken sich vordrängen wollten, sprach er entschieden: „Ein wenig Geduld! Alles in guter Ornung! Die Erstlinge gehören dem lieben Gott!" Er bemühte sich, das Morgengebet jedesmal mit einer Andacht und einem heiligen Eifer zu verrichten, als ob der beginnende Tag der letzte seines Lebens wäre. Acte des Dankes, des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, des Vertrauens, der Hingabe an Gott, der Anempfehlung in den Schutz der lieben Mutter Gottes und aller Heiligen, waren ihm so geläufig, daß sie wie von selbst aus seinem Herzen quollen. Wenn er in der Frühe mit dem Psalmisten sprach: „Gott, mein Gott, zu Dir erwache ich beim frühen Morgenlicht," so war dies bei ihm kein leeres Wort. Sein erster Gang nach dem Morgengebete war der Gang in die Kirche zur andächtigen Anhörung der heiligen Messe.

Die Anhörung der heiligen Messe galt ihm als die Sonne aller geistlichen Uebungen, als der Mittelpunkt seiner täglichen Andacht, als der vorzüglichste Huldigungsact gegen Gottes höchste, anbetungswürdigste Majestät. „Welcher Gläubige," sprach er mit dem heiligen Gregor, „welcher Gläubige zweifelt, daß im Augenblicke der Wand=

lung auf das Wort des Priesters der Himmel sich öffnet, und daß bei diesem göttlichen Geheimnisse Jesu Christi die Chöre der Engel gegenwärtig sind? Und dies zu meinem Segen, zu meinem Heile; und ich sollte nicht hingehen, das göttliche Geheimniß mitzufeiern!“ Von dieser heiligen Ueberzeugung durchdrungen, eilte er jeden Morgen zur Kirche, um mit dem Priester vereinigt das tägliche Morgenopfer mit aller Inbrunst seines Herzens Gott darzubringen.

War Isidor auch nur ein einfacher, schlichter Mann vom Lande, so war doch sein Glaube licht und hell. Er lebte aus dem Glauben. Im heiligen Meßopfer sah er ein vortreffliches Heilmittel zur Ueberwindung des Bösen und zum Fortschritt in der Tugend. Trat der Priester an den Altar, so stellte er sich im Geiste auf den heiligen Berg, wo einst Christus in unendlicher Liebe und Erbarmung das blutige Opfer am Kreuze für ihn dargebracht, und bedachte in heiliger Ehrfurcht, daß nun vor seinen Augen das nämliche Opfer unblutiger Weise erneuert werde, ein dem Allerhöchsten unendlich wohlgefälliges Lob-, Dank-, Bitt- und Versöhnungsopfer. Durch einen solchen Act lebendigen Glaubens suchte er seine Gedanken zu sammeln und die rechte Stimmung des Herzens zu gewinnen, welche zur verdienstlichen und nutzbringenden Anhörung der heiligen Messe erforderlich ist, und durch welche die Zuwendung der göttlichen Gnaden erlangt werden muß. Ein bloßes gedankenloses Gegenwärtigsein bei der heiligen Messe wäre ihm mit Recht als eine große, unverzeihliche Unbild gegen Jesus Christus, seinen größten Wohlthäter, erschienen. Er war vielmehr voll von dem Gedanken: „Ich bin da, um das göttliche Opferlamm Jesus Christus in tiefster Demuth und heiliger Ehrfurcht anzubeten, Ihm aufs wärmste zu danken für seine unendliche Liebe und für alles Gute, das Er mir schon erwiesen hat und noch erweisen wird, Ihn reumüthig um Verzeihung zu bitten wegen der begangenen Sünden,

Ihn mit kindlichem Vertrauen um neue Gnaden anzuflehen und den Bund der Liebe und Treue bei diesem göttlichen Opferact zu erneuern."

Da Isidor wußte, daß alle Anwesenden im Sinne und Geiste der Kirche bei dem hochheiligen Opfer sich einfinden sollten, nicht blos, um die heilige Messe anzuhören, sondern auch, um mit dem Priester in einem gewissen Sinne selbst den anbetungswürdigen Leib und das Blut Jesu Christi Gott aufzuopfern, so war er bestrebt, dem Priester bei der hl. Handlung Schritt für Schritt zu folgen. Bei den Bitt- und Bußgebeten, welche der Priester beim Beginn der heiligen Messe an den Stufen des Altars betet, erinnerte er sich an den elenden Zustand, in welchem sich die Menschheit vor der Ankunft Jesu Christi befand, und wie bedauerungswürdig er selbst ohne Christus wäre, und bat bei dem Kyrie eleison Gott demüthig und reumüthig um Verzeihung. Wohl wissend, daß wir bei allem, was wir von Gott erflehen, keinen andern Grund der Erhörung haben als seine unendliche Barmherzigkeit, sprach er voll Inbrunst das wiederholte: „Herr, erbarme Dich unser!" Bei dem Jubelgruß „Gloria in excelsis Deo" — „Ehre sei Gott in der Höhe" — jubelte sein Herz in Lob und Dank zu Gott empor für die unermeßlich große Wohlthat der Menschwerdung des ewigen Wortes. Das: „Dominus vobiscum" — „der Herr sei mit euch" — und die Antwort: „Et cum spiritu tuo" — „Und mit deinem Geiste" — galten ihm als Bitte um den Gnadenbeistand des heiligen Geistes, um andächtig und in Gott wohlgefälliger Weise beten zu können. Gott selber muß uns recht beten helfen. So legte er dann in heißen Gebeten die verschiedenen Anliegen seines Herzens vereint mit dem Priester Gott, dem Allerhöchsten, vor.

Die Epistel stellte ihm die Lehre des Alten Testamentes vor und die Predigt des heiligen Johannes des Täufers, die gleichsam der Uebergang zum heiligen Evangelium Jesu Christi war. Das Graduale, welches auf die

Epistel folgt, erinnerte ihn an die Buße, welche das Volk auf die Predigt des heiligen Johannes that. Das Alleluja, welches sich an das Graduale reiht, war ihm der Ausdruck der Freude einer Seele, die Verzeihung ihrer Sünden erlangt hat. Im Evangelium sah er die Lehre Jesu Christi, und wenn er andachtsvoll Stirne, Mund und Brust mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnete, erneuerte er seinen Entschluß, sich der Lehre Jesu Christi nie zu schämen, sie vor den Menschen offen mit dem Munde zu bekennen und im Herzen wie ein kostbares Kleinod unversehrt zu bewahren. Das Aufstehen beim Evangelium erinnerte ihn an die Bereitwilligkeit, mit welcher der Christ immer und überall für den Glauben einstehen soll, wenn es auch Gut und Blut kosten sollte. In dieser Gesinnung betete er voll Ehrfurcht das Credo.

Bei der Opferung brachte Isidor sich selbst mit Leib und Seele, mit allem, was er hatte, dem lieben Gott zum Opfer dar. Bei der Vermischung des Weines und Wassers dachte er mit heiliger Ehrfurcht an die wunderbare Vereinigung der Gottheit Jesu Christi mit seiner Menschheit und an die Vereinigung der Gläubigen mit Jesus Christus. Während der Präfation lobte und verherrlichte er voll Dankes mit dem Priester den Herrn der Heerschaaren und vereinigte sich im Geiste mit den heiligen Engeln und Erzengeln, mit den Cherubim und Seraphim, von ganzem Herzen einstimmend in den Lobgesang, welchen sie vor dem Throne Gottes singen ohne Unterlaß: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr, der Gott der Heerschaaren!“ und begrüßte Jesus mit dem Freudenrufe, womit das Volk Ihn einst bewillkommte, als Er am Tage seines Triumphes einzog in die Stadt Jerusalem: „Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna in der Höhe!“

Bei der heiligen Wandlung geht der Priester gleichsam aus seiner Person heraus und nimmt die Person Jesu Christi an. Er sagt nicht: „Das ist der Leib Jesu

Christi; — das ist der Kelch des Blutes Jesu Christi," sondern: „Das ist mein Leib; — das ist der Kelch meines Blutes, des neuen und ewigen Bundes, das für euch und für viele wird vergossen werden," gerade als wäre er Christus beim letzten Abendmahle. Aber zugleich eingedenk, daß er nur Staub und Asche ist, beugt er sein Knie, betet die consecrirte Hostie an und hebt sie zur Anbetung empor. So betete denn auch Isidor mit dem Priester in tiefster Ehrfurcht, Demuth und heiliger Liebesreue das göttliche Opferlamm an; es war ihm, als sähe er vor sich das Kreuz erhöht und Jesum daran geheftet, der sich fort und fort darbringt zur Sühne für unsere Sünden.

Wie er beim „Memento Domine" — „Gedenke, o Herr!" — vor der Wandlung recht inständig in der Stille für Freunde, Verwandte und Wohlthäter, für alle, welche sich in sein Gebet empfohlen hatten, aber auch für seine Feinde und Widersacher gebetet, so rief er beim Memento der Abgestorbenen nach der Wandlung die Barmherzigkeit Gottes für die armen Seelen im Fegfeuer an.

Das Pater noster betete er mit großer Inbrunst des Herzens. Er sah darin eine Bittschrift, worin alles enthalten, was wir für unser zeitliches und ewiges Wohl bedürfen, eine Bittschrift, die wir in der heiligen Messe durch die Hände Jesu Christi dem himmlischen Vater vorlegen. Wer sollte da nicht mit heiliger Zuversicht und kindlichem Vertrauen beten?

Bei der Communion des Priesters erweckte Isidor einen lebendigen Glaubensact an die wirkliche und wesenhafte Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Sacramente, eine brennende Begierde, Jesus in diesem göttlichen Geheimnisse zu empfangen, und endlich einen Act liebevoller geistiger Vereinigung mit Ihm, der da ist die süße Erquickung heiliger Seelen. Diese Uebung der geistlichen Communion war für ihn zugleich eine treffliche Vorbereitung auf die sacramentale Communion.

Nach der heiligen Communion betete er wieder mit

dem Priester: „Was soll ich dem Herrn vergelten für alles, was Er mir gegeben hat?" und dankte, so gut er konnte, für die unermeßliche Wohlthat des göttlichen Opfers. Mit diesen Gefühlen des Dankes und mit der Bitte um den göttlichen Gnadenbeistand für das beginnende Tagewerk empfing er dann am Schlusse den heiligen Segen. — Und der liebe Gott bezeugte in wunderbarer Weise sein Wohlgefallen an der Uebung unseres Heiligen, täglich die heilige Messe also andächtig anzuhören.

III

Eines Tages kam ein Mann zu Isidors Lehensherrn und sagte: „Mit Bedauern muß ich euch melden, daß Isidor das übernommene Pachtgut vernachlässigt. Er verschleudert die schöne Morgenzeit mit unnützem Kirchenbesuch, anstatt seine schuldige Arbeit zu thun. Wird nicht rechtzeitig eingeschritten, so geht das Gut in Bälde zurück." Der Lehensherr, Wargas mit Namen, rief Isidor vor sich, machte ihm bittere Vorwürfe und bemerkte, man dürfe um der religiösen Uebungen willen nie seine Pflichten vernachlässigen. Isidor nahm die Vorwürfe geduldig und gelassen hin, setzte aber hinzu, daß er um nichts in der Welt die Uebung, täglich die heilige Messe zu hören, aufgeben werde; und wenn er nach dem Urtheil erfahrner und unparteiischer Männer das Pachtgut vernachlässiget habe, so sei er bereit, den erwachsenen Schaden zu vergüten. Der Lehensherr war durch diese Antwort seines Pächters besänftiget; doch nahm er sich vor, Isidor zu beobachten und sich durch den Augenschein zu überzeugen, ob die gegen Isidor vorgebrachte Anschuldigung auf Wahrheit beruhe.

In dieser Absicht versteckte sich Wargas eines Tages in der Nähe des Weges, auf welchem Isidor von der Kirche herkommen mußte, und sah ihn wirklich vorübergehen; zugleich aber bemerkte er, daß die Nachbaren be=

reits an der Arbeit waren. Wie er nun dem Ackerfeld, auf dem Isidor pflügte, näher kam, sah er plötzlich noch zwei angespannte Pflüge und bei jedem Gespann einen weißgekleideten Jüngling. Er ging nun auf Isidor zu, um zu sehen, wer die Männer seien, die mit ihm pflügten; aber auf einmal waren diese sammt ihren Pflügen verschwunden. „Wer waren denn die beiden weißgekleideten Jünglinge mit den zwei andern Pflügen?" fragte er voll Staunen. „Es war niemand hier als ich und der liebe Gott," entgegnete Isidor. „Ihn und seine heiligen Engel rufe ich immer bei meiner Arbeit an, und der Beistand von oben fehlt mir nie." Wargas, ein gläubiger Christ, war nun überzeugt, daß er an Isidor einen guten, von des Himmels Segen reichlich beglückten Pächter habe, und daß nur Neid und Mißgunst seiner Nachbaren jener Anschuldigung zu Grunde liege.

„Denen, die Gott lieben, gereichen alle Dinge zum Besten." So war es auch hier. Gott ließ den armen Pächter nicht im Stiche; die Anschwärzungen beim Gutsherrn hatten die Folge, daß dieser unsern Heiligen erst recht kennen und verehren lernte und ihm alle seine ländlichen Besitzungen mit unbedingtem Vertrauen zur Verwaltung übergab. Und Isidor zeigte sich dieses Vertrauens werth. Um und um war er der gewissenhafteste, treueste und sorgfältigste Lehensmann. Gab er auch Gott und göttlichen Dingen die erste Stelle, so vernachlässigte er seine Dienstpflicht keineswegs, und der Segen Gottes waltete sichtlich über all seinem Thun.

Isidor war sich des Werthes der Zeit wohl bewußt. Jede Stunde, ja jede Minute schien ihm ein kostbares Gut, das er verwerthen müsse für den großen Tag der Vergeltung. Gebet und Arbeit waren daher die Angelpunkte seines Lebens. Er wußte, daß jeder noch so kleine Abschnitt der Zeit, wenn er nach dem Willen und zur Ehre Gottes benützt wird, einen unvergänglichen Gewinn bringe, und daß Gott dem sündigen Menschen die Arbeit

als heilſame Buße auferlegt habe, da Er ſprach: „Im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen, bis



Der heilige Iſidor.

du wieder zur Erde zurückkehrſt, von der du genommen biſt.“ Und waren die Arbeiten, die gethan werden mußten, noch ſo gewöhnlicher Art, ſo wußte er ihnen durch die

reine und heilige Absicht, womit er sie verrichtete, eine höhere Weihe zu geben. Alles, was er that, that er um Gottes willen, aus heiliger Liebe zu Ihm, getreu die Mahnung des heiligen Apostel Paulus befolgend: „Alles, was ihr thut, das thuet im Namen des Herrn Jesu Christi!“

Kein Tag, ja keine Stunde, meinte Isidor, darf vorübergehen ohne gute Benützung, ohne Zuwachs an Verdiensten fürs ewige Leben. Die Arbeit war bei ihm eine fortlaufende Uebung der Tugend. War diese erniedrigend, so bot ihm das einen willkommenen Anlaß zur Uebung der Demuth; war sie mühevoll und anstrengend, oder die Witterung ungünstig, so übte er sich im Geiste der Abtödtung, gedenkend der Worte des Herrn: „Wer Mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge Mir nach.“ Waren seine Mitarbeiter unverträglich, so übte er sich in der Tugend der Sanftmuth, Geduld und opferwilligen Nächstenliebe. Eine ruhige und zufriedene Miene oder ein freundliches Wort beschwichtigte in der Regel die erregten Gemüther; mit einem Worte, die Arbeit wurde bei ihm zu einer wahren Tugendschule.

Das eigentliche Geheimniß seines Lebens aber war der beständige Wandel in Gottes heiliger Gegenwart. Das Wort des Allerhöchsten: „Wandle vor Mir und sei vollkommen!“ hatte in seiner Seele tiefe Wurzeln geschlagen; es schien seines einfachen, stillen und wenig beachteten, aber an Tugenden so überaus reichen Lebens oberster Grundsatz zu sein. Voll von dem Gedanken, daß Gott als der Unermeßliche an jedem Orte gegenwärtig sei; daß Er, der Allwissende, wie die Tiefen der Nacht, so auch die geheimsten Gedanken und Absichten des menschlichen Herzens allezeit durchschaue; daß vor Gottes Auge durchaus nichts verborgen sein könne, sprach er oft in heiliger Ehrfurcht bei sich: „Also Gott ist mir gegenwärtig; ich kann nicht daran zweifeln. Mein Zimmer,

mein Haus, der Garten, die Wiesen, die Felder, der Wald, kurz alles, wie es mit Luft angefüllt ist, so ist's auch von Gottes heiliger Gegenwart voll. Und so muß ich mit dem hl. Sänger David ausrufen: „Herr, wo soll ich hingehen vor deinem Geiste und wohin fliehen vor deinem hl. Angesichte? Stieg' ich gen Himmel, so wärest Du da! Stieg' ich in die Hölle, so wärest Du wieder da! Und nähme ich mir Flügel von der Morgenröthe und wohnte am äußersten Ende des Meeres, so würde auch dahin deine Hand mich führen, und auch dort deine Rechte mich halten." (Ps. 138, 1—10.)

„Auch ist Gott mir nicht als gleichgültiger Zuschauer gegenwärtig, sondern Er achtet mit Sorgfalt und voll Theilnahme auf mich, und zwar so, als ob ich allein auf der Welt wäre. „Sage nicht," heißt es im Buche des Predigers, „wer wird von der Höhe meiner gedenken? Denn was ist meine Seele unter so unendlich vielen Geschöpfen?" Gott erkennt und wägt ab alle Herzen. Er hat acht nicht blos auf alle Schritte und Tritte, auf alle Worte und Werke, sondern auch auf die verborgensten Absichten und geheimsten Gedanken. Also, wenn ich Ihn fürchte, so sieht Er diese meine Ehrfurcht vor Ihm; wenn ich Ihn liebe, so sieht Er diese meine Liebe; wenn ich Ihn beleidige, so geschieht diese meine Beleidigung vor seinem heiligen Angesichte; wenn ich Ihn anrufe, und wäre es auch nur durch einen Gedanken meines Herzens, so dringt dieser mein Ruf zu seinem göttlichen Herzen. Er ist mir gegenwärtig als Schöpfer, als Vater, als Lehrer, als Ermahner, als Helfer, als Tröster und Richter. Jonas wollte vor Ihm fliehen und fand Ihn überall; er begab sich auf das Meer, und er begegnete Ihm in den tobenden Wellen und gewahrte seine Gegenwart im Innern des Walfisches; er wurde ausgeworfen ans Gestade, und Gottes Hand führte ihn nach Ninive. Es schien, als dächte Gott nur an Jonas, und doch dachte Er in Huld und Erbarmung auch an die Millionen in der gewaltigen Stadt,

und wieder an einen jeden aus ihnen, als hätte Er nur für diesen zu sorgen."

„Gott sieht mich," sprach Isidor in der Stunde der Versuchung; „wie könnte ich ein so großes Uebel thun und sündigen vor meinem Gott? Gott sieht mich, der Dreimalheilige, vor dessen Augen die Sünde ein Greuel ist. Gott sieht mich, der unendlich Gerechte, der die Sünde so furchtbar straft sowohl in diesem, als im andern Leben. Gott sieht mich, von dessen Wink mein zeitliches und ewiges Heil abhängig ist. Gott sieht mich; ich arbeite also nicht umsonst oder unbeachtet; ich kämpfe und leide nicht vergebens; denn bei mir steht der getreue Zeuge und große Vergelter meiner Arbeit, meines Kampfes, meines Leidens. Arbeitet denn nicht der Taglöhner munter und freudig in Gegenwart seines Herrn? Und kämpft nicht der Soldat doppelt muthig und unerschrocken vor den Augen seines Feldherrn? Die Hoffnung auf eine Beförderung oder Auszeichnung läßt ihn selbst die Todesgefahr verachten. Unsere Kämpfe schauet Gott, schauet Christus, schauen die heiligen Engel; also muthig voran! Wen sollte der Gedanke, von Christus, dem ewigen Richter, einst herrlich gekrönt zu werden, nicht zur standhaften Ausdauer im Guten mächtig ermuntern?"

Mein Christ! schaue auf dieses Beispiel und ahme es nach. Gewiß, der herzerhebende Gedanke: „Gott sieht mich," wird auch bei dir nicht umsonst sein, sondern manches Gute ans Licht fördern. In diesem Gedanken an Gottes heilige Allgegenwart wirst du einerseits Muth und Kraft zur Ueberwindung des Bösen und andererseits freudige Entschlossenheit zur Ausübung des Guten gewinnen.

Gegen die Armen war Isidor voll Güte und Mitleid; um ihre Noth zu lindern, übte er die äußerste Sparsamkeit. So schritt dieser von der Welt kaum beachtete Bauersmann auf dem Wege der Tugend und Vollkommenheit unablässig voran und erreichte einen seltenen

Grad von Heiligkeit. Reif geworden für den Himmel, wurde er krank, empfing mit Andacht und Inbrunst die heiligen Sterbsacramente und verschied ruhig und sanft am 28. November 1170 im Alter von sechzig Jahren. Auf unsern Heiligen werden mit Fug und Recht die Worte aus dem Buche der Weisheit angewendet, wo es heißt: „Den Gerechten hat der Herr geführt auf rechtem Wege und hat ihm gezeigt das Reich Gottes und hat ihm gegeben die Einsicht der Heiligen; Er hat ihn geehrt in seinen Arbeiten und seine Arbeiten zur Vollendung gebracht.“ (Weish. 10, 9.)

IV.

Isidors Leichnam wurde auf dem Kirchhofe zu Sanct Andreas in Madrid begraben. Diese Kirche hatte er während seines Lebens am öftesten besucht. Vierzig Jahre später sollte jemand an gleicher Stätte begraben werden; es wurde darum das Grab geöffnet, und siehe da! man fand Isidors Leichnam durch Gottes Allmacht völlig unversehrt erhalten. Ein wunderbarer Wohlgeruch erfüllte die Begräbnißstätte. Der heilige Leib wurde nun feierlich in die Kirche übertragen, und die mannigfachen Wunder, welche Gott zur Verherrlichung Isidors wirkte, zogen die Gläubigen von nah und fern heran.

Groß war der Jubel und die Freude in Madrid, als der heilige Vater Papst Paul V., gestützt auf unwiderlegliche Wunder, die auf Isidors Fürbitte geschehen waren, denselben am 14. Juni 1619 feierlich seliggesprochen hatte. Bisher hatte das gläubige Volk sein Andenken am 30. November, an Isidors Begräbnißtag, gefeiert; jetzt setzte der Papst sein Fest auf den 15. Mai. Neue Wunder folgten; aufgegebene Kranke wurden geheilt; Taube erhielten das Gehör; Stumme die Sprache; der König Philipp III. selbst wurde durch die Berührung der Reliquien Isidors wunderbar geheilt. Nur drei

Jahre nach der Seligsprechung, im Jahre 1622, am 12. März, erfolgte durch Papst Gregor XV. die Heiligsprechung Isidors. Dieses Jahr 1622 war für die Katholiken Spaniens ein Jahr seltener Auszeichnung. Unter den fünf Tugendhelden, welche damals am gleichen Tage die höchste Auszeichnung errangen, welche einem Sterblichen hienieden zu erringen möglich ist, nämlich durch den Statthalter Jesu Christi auf Gottes Zeugniß hin feierlich in das Album der Heiligen eingereiht zu werden, gehörten nicht weniger als vier dem Königreiche Spanien an. Diese fünf Heroen waren: der heilige Philipp Neri, der heilige Ignatius von Loyola, der heilige Franz Xaver, die heilige Theresia, der heilige Isidor, mit Ausnahme des erst genannten alle Spanier.

Diese Heiligsprechungen hatten statt am 12. März gedachten Jahres. Ueber alle Beschreibung schön und herrlich war die Beleuchtung von Madrid, welche für die Nacht des 20. Juni zu Ehren unseres Heiligen vom König angeordnet war. Hunderttausend Lichtlein zeigten himmelwärts zu dem Heiligen und forderten mit ihren Feuerzungen gleichsam zu dem Gebete auf: „Heiliger Isidor, bitte für uns!“

Isidors Gattin, Maria Torribia, die treue Nachahmerin seiner Tugenden, überlebte ihn um fünf Jahre, während deren sie alle, die mit ihr in Berührung kamen, durch ihren gottseligen Wandel erbaute. Sie starb im Rufe der Heiligkeit, und ihre Fürbitte wird in Spanien von den frommen Landleuten häufig angerufen, besonders zur Zeit großer Trockenheit, um Regen zu erhalten.



Der heilige Eligius, der gewissenhafte und opferfreudige Goldschmied.

I.

Eligius, um das Jahr 588 in dem französischen Flecken Chatelac, zwei Wegstunden von Limoges entfernt, von begüterten und wahrhaft frommen Eltern geboren, erhielt von diesen eine in jeder Hinsicht vortreffliche Erziehung, der er auch alle Ehre machte. Kindlicher Gehorsam, Liebe zur Arbeit und zum Gebete, zutrauliche Offenheit und eine seltene Lernbegierde zierten den begabten Knaben. Er wurde bald die Freude und der Stolz seiner Eltern. In der Schule befand er sich stets unter den ersten, dabei war er sehr bescheiden und eingezogen, in der Kirche andächtig wie ein Engel. Da er besondere Lust und Vorliebe für Zeichnen und feinere Mechanik an den Tag legte, so wurde er von seinem Vater nach erfülltem zwölften Altersjahre bei dem berühmten Goldschmied Abbo in Limoges unter günstigen Bedingungen in die Lehre gethan.

Abbo, ein Mann von hoher Kunstfertigkeit und edlem Charakter, fand bald, daß er in Eligius einen ausgezeichneten Lehrling erhalten, und gewann ihn über die Maßen lieb. Er vertrat Vaterstelle an ihm und sorgte voll Umsicht und Weisheit für sein leibliches wie geistiges Wohl. Der christliche Meister im glaubensvollen Mittelalter begnügte sich nicht damit, die ihm anvertrauten Lehrlinge blos zu tüchtigen Fachmännern heranzubilden und ihnen dann ein Zeugniß auszustellen; nein, er hielt sich auch vor Gott verantwortlich für sie und verpflichtet, für ihr Seelenheil Sorge zu tragen. Da der Lehrling seinerseits glaubte, die Ehrfurcht, die Liebe und den Gehorsam, die er von Gottes wegen den Eltern schuldig sei, auch seinem Meister erzeigen zu müssen, achtete und ehrte er in ihm Gottes Stell=

vertreter. So war das Verhältniß zwischen Meister und Lehrling kein blos äußerliches, sondern ein innerliches, gottgegründetes, heiliges Verhältniß.

Eligius hatte kaum die Lehrjahre hinter sich, als er schon so vollendete Arbeiten lieferte, daß sie einem geübten Meister zur Ehre gereicht hätten. Als Geselle zeichnete er sich vor seinen Mitgesellen aus durch Fleiß und gewissenhafte Treue. Er war ein entschiedener Feind des Müßigganges; Arbeit und Gebet wechselten bei ihm beinahe ohne Unterbrechung ab, und die kurze Erholung, die er sich gönnte, war durch frommes Andenken an Gottes Allgegenwart gewürzt. Sein Charakter war trotz Ernst und Festigkeit heiter und liebenswürdig. Wenn er jemanden einen Dienst erweisen konnte, so machte ihm dies aufrichtige Freude. Schmeichelei und Augendienerei lagen ihm völlig ferne. Alle rechtschaffenen Leute, die ihn näher kennen lernten, schätzten und liebten ihn. Befand er sich nicht in der Werkstatt, so war er am ehesten in der Kirche zu finden. Beim Spiele, im Wirthshause, bei ausgelassenen Lustpartien junger Leute oder auf dem Tanzboden hätte man ihn vergebens gesucht. Zarte Gottesfurcht hielt ihn immer in den engsten Schranken. Der stattliche Jüngling von hohem Wuchse, heiterer Stirne, seelenvollem Auge, rosenrothen Wangen und krausen Haaren war jahrelang eine eigentliche Zierde von Limoges.

Seine Lieblingstage waren die Sonn- und Feiertage, die er stets in mustergültiger Weise heilig hielt. Es genügte ihm nicht, nur eine heilige Messe anzuhören; er war auch ein eifriger Hörer des göttlichen Wortes. Dem Nachmittagsgottesdienste wohnte er stets bei, und oft empfing er wohlvorbereitet die heiligen Sacramente der Buße und des Altars. So war er eine beredte lebendige Predigt für die jungen Leute seiner Umgebung. Der liebenswürdige Goldschmiedgeselle blieb in Limoges unvergeßlich. Ungefähr dreißig Jahre alt zog er, kunstgeübt, als angehender Meister nach Paris.

II.

In Paris wurde man bald aufmerksam auf Eligius; seine herrlichen Leistungen, sein edler Charakter, sein freundliches und gewinnendes Wesen, öffneten ihm in Bälde viele Thüren und viele Herzen. Selbst der königliche Schatzmeister suchte mit ihm Bekanntschaft zu machen und übertrug ihm manche wichtige Arbeiten. Derselbe empfahl ihn auch dem König Clotar II., als dieser zur Anfertigung eines prachtvollen Thronsessels einen kunstgeübten Mann suchte. Der König ließ Eligius kommen und übergab ihm eigenhändig viel Gold und Edelsteine mit dem Bedeuten, etwas Rechtes daraus zu machen. Eligius machte sich unter Anrufung des Beistandes Gottes sogleich an die Arbeit und vollendete sie in kurzer Frist. Es war ein wahres Prachtwerk. Der König sprach ihm seine Anerkennung aus und belohnte ihn reichlich. Nicht lange nachher kam Eligius mit einem zweiten herrlichen Thronsessel zum Könige, ihm bemerkend, es sei so viel Gold und anderes Material übrig geblieben, daß es auch noch zu diesem ausgereicht habe. Jetzt staunte der König nicht blos über des jungen Meisters Kunstfertigkeit, sondern auch über seine goldene Redlichkeit; er zog ihn an seinen Hof und betraute ihn sogar mit dem Amte eines Münzmeisters.

Der Aufenthalt am königlichen Hofe, das Ansehen, welches er daselbst genoß, die Freundschaft der Großen und Mächtigen, die ihn ehrten, — alles dies vermochte Eligius nicht hoffährtig zu machen. Mitten im Hofleben trug er ängstliche Sorge für sein Seelenheil. Von morgens früh bis abends spät war er wie der gemeinste Handwerker unverdrossen an der Arbeit. So oft er seine Wohnung verließ oder heimkam, bezeichnete er sich mit dem heiligen Kreuzzeichen; täglich wohnte er andächtig dem heiligen Meßopfer bei. Die Fasten hielt er äußerst strenge. Unter den schönen Kleidern, die er in der ersten

Zeit am Hofe trug, hatte er beständig ein härenes Bußkleid an. Mit großer Zerknirschung ging er oft zur heiligen Beicht, und ohne Unterlaß beweinte er seine Sünden. Bei der Reinheit seiner Sitten war sein Bußernst wahrhaft erschütternd.

Ein hervorstechender Zug seines Lebens war seine grenzenlose Liebe und Wohlthätigkeit gegen die Armen. Er hätte reich sein können, aber er war immer arm; denn alles, was er verdiente, theilte er unter die Armen aus. Trug er zuerst am Hofe kostbare Kleider — unter anderm eine mit Gold gestickte Weste und einen mit Edelsteinen gezierten Gürtel — so verkaufte er diese Kostbarkeiten später und gab den Erlös den Armen; und wenn der König ihm von seinen eigenen Kleidern schenkte, so waren auch diese bald wieder in die Hände der Armen übergegangen. Er selbst begnügte sich mit dem Allernothwendigsten. Der Eingang zu seiner Wohnung war nicht selten von Armen förmlich belagert, und auf die Frage, in welchem Hause Eligius wohne, erhielt man gar häufig zur Antwort: „Dort, wo viele Arme davor stehen." Täglich speiste er Arme in seinem Hause, bediente sie liebreich selbst, und erst, wenn sie sich gesättigt hatten, aß er von den Ueberresten. Auch viele Gefangene kaufte er los. Er kannte nur eine Leidenschaft, nämlich, den Nothleidenden Gutes zu thun. Das Haus, welches ihm König Dagobert, Clotars Nachfolger, geschenkt hatte, verwandelte er opferfreudig in ein Frauenkloster. Einer seiner Zeitgenossen sagt von ihm, daß er unaufhörlich gottgefällige Werke übte; sah er einen Armen, so half er ihm; traf er einen Reichen, so ermahnte er ihn zur Wohlthätigkeit.

Als aus Anlaß der Umwandlung seines Hauses in ein Frauenkloster, bei Aufführung der Gebäulichkeiten, infolge eines Versehens, etwa ein Fuß breit Boden mehr in Anspruch genommen wurde, als ihm geschenkt worden war, eilte Eligius ganz bestürzt zum Könige, bekannte das Versehen und bat unter Thränen um Verzeihung.

Der König beruhigte ihn und schenkte ihm noch mehr dazu. „Sehet hier," bemerkte er seinen Höflingen, „sehet hier,



Der heilige Eligius.

was Gewissenhaftigkeit und christliche Treue ist! Meine Hofherren reißen ganze Grundstücke an sich, und dieser Diener Jesu Christi wagt aus Gewissenhaftigkeit nicht

einmal eine Hand breit ohne mein Wissen zu behalten." Mit Eligius lebten am königlichen Hofe der hl. Sulpicius und der hl. Desiderius, wie er eifrige Beförderer des Reiches Jesu Christi, wahrhaft apostolische Missionäre, obschon noch keiner irgend welche Weihen empfangen hatte.

So führte Eligius mitten im Weltgetriebe ein vollkommenes, heiliges Leben. Audoin, sein vertrauter Freund, sagt von ihm: „Er glänzte in seinem ganzen Wandel wie der Morgenstern unter den Gestirnen. Wo er etwas Gutes, eine Tugend an andern sah, suchte er sie nachzuahmen. Er war bedächtig im Reden, willig zum Hören, im Gespräch überlegt, in der Bescheidenheit ausgezeichnet, in der Wohlthätigkeit unermüdlich, überall gütig, wandellos in der Reinheit des Herzens, und in allem Kirchlichen so vollendet, daß er selbst Bischöfen ein Muster war. Er liebte den Herrn in Furcht, und fürchtete ihn in Liebe. O glückseliger Feind der Welt, o würdiger Tempel des Herrn, gereiniget durch Fasten, geschmückt durch Gebet, glänzend durch Keuschheit, durch Wachen geübt, auserwählt [1]) dem Namen und der That nach!"

Durch sein heiliges Leben verdiente Eligius, daß ihn der Herr durch die Gabe der Wunder auszeichnete. So sah er, um von mehreren nur einige zu erwähnen, eines Tages — es war am Feste des heiligen Dionysius, des ersten Bischofs von Paris, — am Grabe dieses Heiligen einen ganz verkrüppelten Mann liegen. Er fragte ihn, ob er an Christus glaube, und ob er fest glaube, daß Christus ihm helfen könne. Nachdem der Unglückliche ihn dessen versichert hatte, sprach Eligius zu ihm: „Wenn du wirklich dies glaubst, warum liegst du denn unnützer Weise da? Warum flehest du nicht vielmehr den Heiligen an, daß er für dich beim Herrn um Heilung bitte?" „Eben deswegen," erwiderte der Krüppel, „bin ich heute hier." Da kniete Eligius sich zu dem armen Manne auf die Erde

[1]) Eligius heißt der Auserwählte.

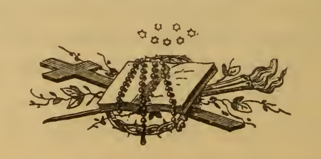
nieder und betete mit Inbrunst: „O Jesus! Du hast ja selbst gesagt, daß wir alles, was wir im Gebete verlangen, auch erhalten werden, und daß, wer an Dich glaubt, dieselben Werke thun könne, wie Du, ja noch größere als Du. Erbarme Dich nun, o Jesus, dieses Unglücklichen!" Dann faßte er den Krüppel an der rechten Hand und sprach: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christi stehe auf und stelle dich auf deine Füße!" Der Unglückliche stand augenblicklich auf und war geheilt. Eligius aber sprach zu dem Geheilten: „Sage ja nie etwas anderes, als daß dich der Herr Jesus Christus auf die Fürbitte des heiligen Dionysius wieder gesund gemacht habe."

Einst ruhte Eligius mit einigen Begleitern auf einem Felde unter einem mit Nüssen ganz beladenen Baume etwas aus. Die Begleiter pflückten, ohne daß er es beachtete, einige Nüsse ab. Der Eigenthümer des Baumes sah es, stürmte zornig herbei und überhäufte Eligius und seine Gefährten mit Schmähungen. Der Heilige suchte ihn zu beschwichtigen und erbot sich, den kleinen Verlust ihm reichlich zu vergüten; seinen Begleitern aber gab er einen strengen Verweis. Nachdem er dann dem Bauer drei Goldstücke — den Werth der Nüsse sammt dem Baume — gereicht, wandte er sich gegen den Baum und sprach: „Da um deinetwillen Zorn entstanden ist, so soll keine Frucht mehr an dir wachsen in Ewigkeit." Und von der Stunde an verdorrte der Baum.

Ein zuverlässiger Bericht meldet: „Auf Eligius' Fürbitte wurden Gichtbrüchige geheilt, Lahme gesund, Blinde sehend; selbst Todte wurden auferweckt." Wenn wir daher vernehmen, daß er, schon bejahrt, von einer Synode zum Bischofe von Noyon verlangt wurde und trotz seines Widerstrebens die heiligen Weihen empfangen mußte, so wird uns das nicht besonders Wunder nehmen; war er ja doch unter vielen Würdigen ohne Widerspruch der Würdigste. Da aber Eligius nur als Weltmann in unsern Rahmen paßt und den weitaus größern Theil seines Lebens im

weltlichen Stande verlebt hat, so übergehe ich seine Wirksamkeit als Bischof hier ganz. Er hat uns sattsam gezeigt, wie man im geschäftigen Leben und mitten im Getümmel eines königlichen Hofes die Vorschriften des hl. Evangeliums erfüllen und ein tugendhaftes, ja vollkommenes und heiliges Leben führen könne.

Siebenzig Jahre alt, erkrankte Eligius. Man fürchtete gleich für sein Leben; er selbst fühlte die Nähe des Todes und bereitete sich durch den Empfang der heiligen Sterbe-Sacramente zum Uebergang in die Ewigkeit vor. In allernächster Todesnähe erhob er seinen sterbenden Blick gen Himmel und betete mit gefalteten Händen laut, indem er sprach: „Nun entlässest Du, o Herr, deinen Diener nach deinem Worte im Frieden. Gedenke, ich bitte Dich, daß Du mich aus Staub geschaffen, und gehe mit deinem Diener nicht ins Gericht; denn vor deinem Angesichte ist nichts Lebendiges gerecht. Gedenke meiner, der Du allein ohne Sünde bist, Jesus Christus, Erlöser der Welt; und wenn Du mich aus diesem Leibe des Todes herausnimmst, so rette mich in dein himmlisches Reich hinüber! Ich weiß wohl, daß ich nicht verdiene, Dich zu schauen; doch weißt Du, daß meine Hoffnung stets in deiner Barmherzigkeit gefestigt war. Und nun sterbe ich im Bekenntniß deines heiligen Namens und will darin den letzten Athem aushauchen. Nimm mich also auf, Herr Jesus Christus, nach deiner großen Barmherzigkeit, und laß meine Erwartung nicht zu schanden werden! Oeffne mir die Thüre des Lebens, und deine Hand führe mich an den Ort der Ruhe!" Dieses betend, hauchte Eligius seine heilige Seele aus.



Die ehrwürdige Anna Maria Taigi — eine heilige Frau aus dem Volke.

I.

In den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts lebte zu Siena, einer gewerbreichen Stadt im Großherzogthume Toscana, ein wackerer und wohlhabender Apotheker, namens Luigi Gianetti; seine Frau hieß Santa Maria Masi. Am 29. Mai 1769 schenkte Gott diesem noch jugendlichen Ehepaar ein liebliches Kind, ein Mädchen, das in der heiligen Taufe den Namen Anna Maria erhielt; woher der Zuname „Taigi" kam, erfahren wir bald. Schicksalsschläge, deren Ursachen uns nicht näher bekannt sind, versetzten Gianetti in drückende Armuth. An schiefen Urtheilen über seinen finanziellen Zerfall scheint es nicht gemangelt zu haben, und dies, sowie der fortwährende Anblick der Trümmer einer bessern Vergangenheit wurde für ihn allmählich zur unerträglichen Last. Er entschloß sich daher, Haus und Heimat zu verlassen und sich in Rom nach einem Erwerbszweige umzusehen.

Ohne Geldmittel, ohne Empfehlung, ohne Stütze von Freunden, kam die kleine, von Noth niedergebeugte Gesellschaft, nach einem langen und mühsamen Marsche, in der ewigen Stadt an. Die Arbeit ihrer Hände war das einzige Mittel, sich durchzuschwingen. Gianetti und seine Frau traten bei zwei verschiedenen Familien in Dienst; und als sie etwas Geld beisammen hatten, mietheten sie sich ein Häuschen. Während des Tages wurde die kleine Anna Maria der Obhut von Nonnen übergeben, welche sich mit der Erziehung armer Kinder beschäftigten und unter dem Namen der frommen Lehrerinnen bekannt waren. Dieselben hatten besondere Freude an dem Kinde und boten alles auf, um dasselbe zu einem braven Mädchen heranzubilden. Die Eltern unterstützten hierbei die Lehrerinnen

durch Wort und Beispiel, so gut sie es nur immer vermochten. Glaube und Religion war ja ihr einziger Reichthum, der ihnen im Unglück geblieben. „Sie waren gute Christen," bezeugte später der Mann Anna Maria's; „ich bin gewiß, daß sie der Dienerin Gottes eine ausgezeichnete Erziehung gaben und sie rechtzeitig zu den heiligen Sacramenten führten. Ganz gewiß weiß ich, daß ihre Eltern sie stets mit Tagesanbruch zur Kirche führten, um die heilige Messe zu hören."

Mit dreizehn Jahren verließ Anna Maria ihre Lehrerinnen; sie sollte nun auch etwas verdienen helfen. Zuerst wurde sie als Seidenspulerin angestellt und blieb mehrere Jahre bei diesem Geschäfte. Sie war ein thätiges, heiteres, lebensfrohes Mädchen; ihr phantasiereiches Gemüth glich dem kochenden Wasser, das in einem engen Gefäße nach allen Seiten überzulaufen droht. Versuchungen, Gefahren, Verlockungen von seiten der Welt rückten an sie heran. Es scheint, daß sie da und dort etwas gestrauchelt; doch die barmherzige Hand Gottes, der sie zu Großem bestimmt hatte, hielt sie aufrecht, daß sie nicht fiel; sie wurde nie, wie so viele andere in der Jugend, zu einem traurigen Opfer der Sünde.

Herangewachsen, fing ihr die Arbeit des Spulens an zu verleiden; auch meinte sie, dieselbe brächte allzugeringen Verdienst. Ihr feuriges Naturell dürstete nach einem thätigeren und bewegterern Leben. Sie sprach hierüber mit ihren Eltern, und diese, ihrem Wunsche entsprechend, waren bemüht, ihr einen guten Platz zu verschaffen. Gianetti hatte bei einer vornehmen Dame einen guten und einträglichen Dienst, und es gelang ihm, seine Tochter bei ihr als Kammerjungfer unterzubringen. So waren Vater und Tochter unter einem Dache; er konnte sie jetzt selbst überwachen. Aber auch das Vaterauge, so wachsam es sein mag, ist nicht im stande, der Versuchung alle Thüren zu schließen. Anna Maria war schön und zugleich eitel; sie gefiel sich und hatte Freude daran, mit schönen Kleidern geziert,

die Frische und Anmuth ihrer Jugend sehen zu lassen. Sie war ein munteres Weltkind, aber nicht im schlimmern Sinne des Wortes, sondern nur insofern, als sie dem Vergnügen, wenn es sich nicht um eine offenbare Sünde handelte, zu viel Platz in ihrem Herzen gewährte. Sie ahnte nicht die gefährlichen Fallstricke, die nur zu oft hinter diesem Flitter verborgen sind. Mit Gottes Hilfe jedoch siegte ihre Tugend in den mannigfachen Kämpfen, die an sie herantraten.

Ein junger, wackerer Mann, namens Dominicus Taigi, hatte seit einiger Zeit mit Anna Maria's Vater Bekanntschaft gemacht und war mit ihm in freundschaftliche Beziehungen getreten. Dominicus kam täglich in Geschäften in den Palast Maccarani, wo Gianetti im Dienste stand, und wurde bald aufmerksam auf die neu eingetretene Kammerjungfer. Seit einiger Zeit suchte er sich eine Lebensgefährtin, und er glaubte nach den Beobachtungen, die er an Anna Maria gemacht hatte, daß er mit ihr den ernsten Schritt wagen dürfe. Auch war alles, was er von andern über sie erfahren konnte, darnach angethan, ihn zu befriedigen. So nahm er denn Rücksprache mit Anna Maria, und nachdem er sich ihrer Einwilligung versichert hatte, trat er vor ihre Eltern und bat um ihre Hand. Sie stimmten zu. Anna Maria — von da an mit dem Zunamen „Taigi" — stand bei ihrer Eheeinsegnung in ihrem zwanzigsten Altersjahr.

II.

In der ersten Zeit ihres Ehestandes war Anna Maria Taigi noch immer putz- und gefallsüchtig; ihre Seele dürstete nach heiterem Lebensgenuß. Dabei war sie aber freundlich und wohlwollend gegen den Nächsten, emsig wie eine Biene, gewissenhaft in der ehelichen Treue, pünktlich in Erfüllung der religiösen Pflichten. Aber der liebe Gott war nicht recht zufrieden mit ihr; Er verlangte mehr von

ihr. Sie sollte sich frei machen von aller Anhänglichkeit an die Welt und den Weg der Vollkommenheit betreten. Es kam für sie die Stunde der Gnade, und die junge Frau beugte sich unter Gottes Willen.

Freilich geschah es nicht augenblicklich; die Natur wehrte sich gegen die Gnade, und es entspann sich für einige Zeit in ihrem Innern ein heftiger Kampf. Wenn die Stimme des Gewissens sie zur Umkehr drängte, flüsterte die Liebe zur Welt ihr ein, für die Angelegenheiten des Heiles wäre später noch immer Zeit. So schob sie die Unruhe und innern Vorwürfe, die sich einstellten, wie lästige Steinchen, die im Wege liegen, immer wieder auf die Seite. Um diese Zeit schritt sie eines Tages im vollen Prunke der Eitelkeit heiter und aufgeräumt über den Platz von St. Peter, um an einem Feste theilzunehmen. Die Vorsehung fügte es, daß der Pater Angelus aus dem Orden der Serviten neben ihr einherging und sie ansah. Er glaubte, in seinem Innern eine geheimnißvolle Stimme zu hören, welche ihm sagte: „Sei aufmerksam auf diese Frau! Ich werde sie deinen Händen anvertrauen; du wirst an ihrer Bekehrung arbeiten, und sie wird sich heiligen, weil Ich sie auserwählt habe. Ich rufe sie zur Heiligkeit." Anna Maria mit ihren flatternden Bändern rauschte ihres Weges weiter, ohne zu ahnen, daß Gott in diesem Augenblicke sie ihrem Seelenführer anvertraut habe, der sie in Bälde auf den Weg der höchsten Vollkommenheit führen sollte.

Dieses Fest und andere Feste gingen vorüber, ließen aber in ihr nur eine peinliche Leere zurück. Ueberdruß, Trostlosigkeit, Ekel und Traurigkeit traten an die Stelle der frühern Vergnügungssucht. Bald rief sie die innere Stimme sanft und milde zu Gott, bald drohte sie mit den Schrecken des göttlichen Gerichtes. Nach und nach löste die Gnade alle Bande, womit die Weltlust bisher ihre Seele gefesselt hielt, und legte um dieselbe die Bande des Heiles. Hatte sie sich auch nicht augenblick-

lich der Gnade ergeben, so dauerte doch ihr Widerstand gegen dieselbe nicht lange. Unter einem Strome von Thränen kniete sie sich nieder vor ihrem Crucifixe und versprach gründliche Besserung des Lebens, eine gänzliche Bekehrung zu Gott. Sie erforschte ihr Gewissen, so gut es ging, um eine Generalbeicht abzulegen. Durch den Anblick der vielen Untreuen gegen Gott tief erschüttert, kniete sie zitternd in einen Beichtstuhl hinein. Die ersten Worte, welche sie zu dem Beichtvater sprach, waren: „Mein Vater, Sie sehen zu Ihren Füßen eine große Sünderin.“ Sie hatte zwar Gottes Gebote in schwer verpflichtenden Dingen immer gehalten und nie gegen wesentliche Pflichten sich vergangen; aber sie sah in einem himmlischen Lichte alle die Thorheiten der Vergangenheit und die Abgründe der Sünde, wohin alles dies ohne die gnadenvolle Dazwischenkunft Gottes hätte führen müssen, und erbebte in der tiefsten Tiefe ihrer Seele.

Sie kniete aber nicht vor einem barmherzigen Samaritan, sondern vor einem gleichgültigen Leviten, der sie kaum eines milden Blickes würdigte, sondern durch seine Theilnahmslosigkeit kränkte. Er ließ sie kaum recht ihre Fehler bekennen und beeilte sich, ihr die Lossprechung zu geben, mit dem Bedeuten, daß es ihm lieb wäre, wenn sie nicht mehr zu ihm beichten käme. Bestürzt und verwirrt trat sie aus dem Beichtstuhl heraus. Diese Beicht brachte ihr die gehoffte Ruhe nicht; eine neue schwere Prüfung kam über sie, eine völlige Entmuthigung, die der Teufel gerne bis zur Verzweiflung gesteigert hätte. Aber die wahre Demuth verzweifelt nicht. Durch die Muthlosigkeit, welcher sie augenblicklich anheimfiel, wurde Anna Maria zwar noch einmal vorübergehend in die frühere Verweltlichung zurückgeworfen, aber bald nahm sie mit neuem Gottvertrauen einen zweiten Anlauf, um unter Gottes Beistand endlich den Weg des Heiles zu finden.

Wie innerlich dazu angetrieben, ging sie eines Tages in die Kirche des heiligen Marcellus. Es drängte sie

zu beichten. Die Väter aus dem Orden der Serviten verwalteten in dieser Kirche das Sacrament der Buße, aber sie kannte keinen derselben. Sie sah sich um und bemerkte, daß ein Beichtstuhl mehr als die andern von Gläubigen umdrängt war. Das flößte ihr Vertrauen ein, und ohne nach dem Namen des Paters, der dort Beicht hörte, zu fragen, schloß sie sich den Wartenden an. Und wer war dieser Pater? Es war Pater Angelus, von dem oben die Rede war. Kaum war sie vor ihn hingekniet, als er sie gleich wiedererkannte und in väterlichem Tone anredete, indem er zu ihr sprach: „Endlich seid Ihr also doch gekommen?" Pater Angelus war der Seelenführer, den Christus selbst für sie bestimmt. Ihre Seele fühlte es gleich bei dieser ersten Beicht, die sie ihm ablegte, daß nicht er allein es sei, dem sie Rede und Antwort stehe; daß ein Mensch allein die Seelen nicht so rühren könne, wie er die ihrige; daß er vielmehr nur ein Werkzeug Gottes sei. Jetzt strömte heiliger Friede in ihr Herz. Wie neu geboren trat sie aus dem Beichtstuhl heraus. Bei dieser gnadenvollen Beicht wurde Anna Maria's Seele so recht eigentlich mit dem Siegel der Auserwählten bezeichnet. Von diesem Augenblicke an blickte sie nicht mehr zurück, sondern vorwärts und eilte raschen Fluges ihrem hochgesteckten Ziele zu. Bald darauf trat sie unter Gutheißung des Beichtvaters und Bewilligung ihres Mannes in den Dritten Orden von der heiligsten Dreifaltigkeit.

III.

Ohne gründliche Selbstverleugnung gibt es keine echte Tugend; das wußte Anna Maria, daher ihre bewunderungswürdige, heroische Entsagung. Von dem Augenblicke ihrer Bekehrung an bis zu ihrem Tode — über vierzig Jahre lang — führte sie ein sehr abgetödtetes Leben. Ihre Bußstrenge war groß und beharrlich. Zuerst wurde jeder Ueberrest der Eitelkeit geopfert, aller Weltlust ewiges Lebe=

wohl gesagt; dann ging sie über zu den Abtödtungen im strengern Sinne des Wortes. In bezug auf Speise und Trank übte sie so strenge Abstinenz, daß es ohne besondere Hilfe von oben bei ihrem arbeitsvollen Leben unmöglich war, auf die Dauer solche Entbehrungen auszuhalten. Wenn sie morgens aus der Kirche zurückkam, nahm sie eine kleine Tasse Kaffee mit einem winzigen Stücklein Brod, zu Mittag einige Löffel voll Suppe und ein kleines Stücklein Fleisch; abends begnügte sie sich mit einigen Blättern Salat. Sie setzte sich nie an den Tisch, sondern bediente stets die andern; so konnte sie ihren Abbruch besser verbergen. An Fasttagen aß sie mittags nur Suppe und trank des Morgens nur einige Tropfen Kaffee. Bei diesen spärlichen Mahlzeiten wurde immer etwas zurückgelegt für die Armen.

Aber nicht blos in dem Sinne, daß sie äußerst wenig aß, übte Anna Maria die Abtödtung, sondern auch bezüglich der Beschaffenheit der Nahrung. Für sie wählte sie stets das Unschmackhaftere und Schlechtere, das Bessere bekamen ihr Mann und ihre Kinder. Dominicus, der Tafeldiener beim Fürsten Chigi war, brachte mit Erlaubniß seines Herrn mitunter die kostbaren Speiseüberreste der fürstlichen Tafel heim; aber Anna Maria kostete nie davon. Ihr gewöhnliches Getränk war Wasser; nur selten trank sie etwas Wein, mit Wasser stark gemischt. Oft verbrachte sie mehrere Tage ohne einen Tropfen Wasser, obschon sie stark von Durst gequält war. Das that sie, um sich abzutödten. Einer ihrer Lebensgrundsätze, den sie oft wiederholte, war: „Derjenige, der Gott lieben will, muß sich in allen Dingen und auf alle Weise abtödten, und je halsstarriger unser Thier, d. h. unser Körper, ist, um so kräftiger muß es gezügelt werden."

Dabei war sie sehr darauf bedacht, ihre freiwilligen Entbehrungen möglichst zu verbergen; doch gelang ihr das nicht immer. „Was machst du doch!" sagte der Mann bisweilen, wenn er sah, daß sie bei heftigem Durste nur

spärlich am Wasserglase nippte. „Du spielst da mit deinem Glase; warum trinkst du nicht? Trinke doch!“ Alsdann lächelte sie sanft und gehorchte ihm. Das jüngste ihrer Mädchen, welches bemerkte, daß die Mutter nicht trank, machte den Vater einige Male aufmerksam, und er hieß sie dann sogleich trinken. Um nun zu verhindern, daß das Kind abermals ähnliche Mittheilungen mache, nahm sie die Kleine beiseite und sagte: „Es ist nicht schön von dir, mein Kind, am Tische aufzupassen, wer ißt, und wer nicht ißt, wer trinkt und wer nicht; du mußt diese Gewohnheit ablegen.“

Daß sie die kirchlichen Fasttage aufs strengste beobachtete, braucht nicht gesagt zu werden. Für gewöhnlich fastete sie noch Mittwochs zu Ehren des heiligen Joseph, Freitags zu Ehren des bittern Leidens Jesu Christi und Samstags zu Ehren der heiligen Jungfrau; außerdem hielt sie noch vierzigtägige Fasten, namentlich, wenn sie für sich oder andere besondere Gnaden erhalten wollte.

Und wie sie den Geschmacksinn fortwährend abtödtete, so auch alle übrigen Sinne ihres Körpers. Ihre Augen, ihre Ohren, ihre Zunge hielt sie stets in strengster Zurückhaltung. „Trotz ihrer angebornen Lebhaftigkeit,“ bezeugt Dominicus, „warf sie nie ihren Blick auf einen Mann und kannte nur mich, ihren Ehemann.“ Auch des Schlafes genoß sie äußerst wenig. Dazu kamen Bußhemd, Geißelungen und andere schmerzliche Bußübungen, die sie für ihre und anderer Sünden aufopferte. Oft fühlte sich ihr Beichtvater im Gewissen verpflichtet, ihrer Strenge gegen sich Einhalt zu gebieten. Ihm gehorchte sie auf jeden Wink; ein Wort von ihm galt ihr als ein heiliges Gebot.

Aber nicht blos in der äußern, sondern auch in der innern Abtödtung war Anna Maria äußerst strenge. Ihre äußern Bußübungen waren nur die Folge der Zerknirschung ihres Herzens. Ihre angebornen bösen Neigungen, ihr eigenes Selbst, auf Leben und Tod zu bekämpfen, war ihr unablässiges Bestreben. Entschieden trat

sie ihrem Willen immer und überall entgegen und schlachtete so gleichsam ihr Ich zur Ehre Gottes. „Um die Liebe Gottes zu erlangen," pflegte sie zu sagen, „ist es nöthig, immer gegen den Strom zu schwimmen und nie zu ruhen, in allen Dingen dem Eigenwillen entgegenzuwirken." Ihre Wünsche, ihr Geschmack, ihre natürlichen Zu- und Abneigungen, ihre Besorgnisse, ihre persönlichen Ansichten, alles wurde am Fuße des Kreuzes ohne Vorbehalt geopfert. Leute, gegen welche sie einen natürlichen Widerwillen empfand, suchte sie auf und behandelte sie mit besonderem Wohlwollen. Hatte jemand sie gekränkt, so konnte er auf einen besondern Liebeserweis von ihrer Seite rechnen. So ging sie immer darauf aus, ihre Eigenliebe abzutödten. Die Natur bäumte sich freilich oft dagegen, und es bedurfte vieler heldenmüthiger Opfer. So eilte sie raschen Schrittes zum Gipfel der Vollkommenheit.

Ihr von Natur aus empfindsamer Charakter, ihr feuriges und lebhaftes Wesen, ihre Stellung als Mutter einer zahlreichen Familie, ihre vielen Mühen und Sorgen, alles Dinge, welche so viele immer weiter von Gott, Pflicht und Tugend entfernen, waren bei ihrem Opfersinne und ihrer rückhaltslosen Hingabe an Gott ebenso viele Mittel, sich zu einer höhern Stufe von Tugend und Heiligkeit zu erschwingen.

IV.

Mit der äußern und innern Abtödtung verband Anna Maria das Gebet. Die Abtödtung riß sie von der Eitelkeit der Welt und der Sünde los; das Gebet führte sie zu Gott. Ja, schon die heldenmüthige Entsagung, welche sie übte, war nur möglich durchs Gebet; denn der natürliche Mensch findet die Kraft zu so großen Opfern nicht in sich. Eingedenk der Worte Jesu: „Man muß immer beten und nicht aufhören," machte sie die Uebung

des Gebetes zu ihrem Lebenselemente. Im lebendigen Bewußtsein ihrer Schwäche und Nichtigkeit, beim Gedanken, daß die bösen Neigungen und die Weltlust in ihr wieder erwachen und jeden Augenblick ihr Seelenheil gefährden könnten, war das Gebet der ununterbrochene Aufschrei ihres Herzens zum Gotte der Güte und Barmherzigkeit.

Anna Maria führte zwar ein angestrengtes Leben im häuslichen Kreise; sie beschäftigte sich wie tausend andere Frauen und Mütter niedern Standes mit den allergewöhnlichsten Arbeiten in Küche und Keller, mit Waschen und Flicken u. s. w.; sie gehörte ganz ihren Familienpflichten, ihrem Manne und ihren Kindern an; aber dessenungeachtet war sie beständig im Gebete begriffen; ihre Hand war bei der Arbeit, ihr Herz beim lieben Gott. Das heilige Haus zu Nazareth hatte sie beständig vor Augen und suchte das ihrige diesem möglichst gleichzugestalten. So wurde ihr Tagewerk von morgens früh bis abends spät zum beständigen Gottesdienste. „Ihre Frömmigkeit," heißt es von ihr, „ließ sie gleichsam in der Mitte der heiligen Familie leben; ihre innere Sammlung, ihr mildes und festes Schweigen verriethen deutlich, daß ihre Arbeit unter den Augen Gottes geschah. Die heilige Familie stand immer vor ihr; ihr folgte sie mit ihrem Glauben und ihrem Gebete."

Wenn wir daher erfahren, daß unsere Selige mitten im Alltagsleben bald ein völlig übernatürliches Leben lebte, daß von Tag zu Tag die göttlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe in immer hellerem Lichte an ihr erglänzten, so darf uns dieses kaum befremden, da wir ihre Liebe zum Gebete kennen. Sie lebte ganz in und aus dem Glauben; für jeden einzelnen Artikel unseres heiligen Glaubens hätte sie mit Freuden Blut und Leben hingeopfert. Die bloße Erinnerung an die heilige Taufe erweckte stets die ganze Begeisterung ihres glaubensvollen Herzens. Ebenso hegte sie die größte Ehrfurcht vor den übrigen heiligen Sacramenten. Alle Hoff=

nung ihres ewigen Heiles beruhte einzig auf den Verheißungen und Verdiensten Jesu Christi, auf der Fürsprache der heiligen Jungfrau und der lieben Heiligen. Gott und Er allein waren so recht die Stütze ihres Lebens; Christus ihr Eines und Alles. „Ich habe," sagte sie oft, „ich habe nie meine Hoffnung auf die Geschöpfe gesetzt und immer nur auf Gott vertraut; und ich habe die feste Zuversicht, daß Er mir in der Zukunft helfen wird, wie Er es in der Vergangenheit gethan hat." In Leiden verzagte sie nie. In trauriger Lage betete sie oft: „Jesus, meine Hoffnung, habe Mitleid mit mir; Mutter der Hoffnung, bitte Jesus für mich!" — War ihr Glauben erhaben, ihre Hoffnung unerschütterlich, so war ihre Liebe zu Gott grenzenlos. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß Anna Maria's Leben vom Tage ihrer Bekehrung an eine fortlaufende Kette von Acten glühendster Liebe zu Gott und rückhaltslosester Hingabe an Ihn war. Daher der wunderbare Opfergeist, der sie beseelte.

Die Dienerin Gottes hatte eine große Andacht zur heiligsten Dreifaltigkeit. In den Prozeß-Acten heißt es: „Anna Maria verehrte in besonderer Weise das Geheimniß der heiligsten Dreifaltigkeit und brachte jeder der göttlichen Personen besondere Huldigungen dar. Sie opferte dem himmlischen Vater das kostbare Blut seines Sohnes, um Ihm für die Erschaffung und seine andern Wohlthaten zu danken; besonders opferte sie es für die Bekehrung der Sünder und die Ausbreitung des katholischen Glaubens auf. Sie flehte zum göttlichen Sohne durch seine Mühseligkeiten und Leiden, Er möge die Finsternisse zerstreuen, in denen die Irrgläubigen, die Juden und die Ungläubigen wandeln. Ihren täglichen Gebeten zum heiligen Geiste fügte sie besondere neuntägige Andachten bei und bat Ihn, das Angesicht der Erde zu erneuern und seine heilige Liebe allen denjenigen zu verleihen, welche in den Banden der Sünde leben; sie flehte inständigst, daß Er die Fackel seines himmlischen Feuers in allen

Herzen, besonders aber in denjenigen der Priester der Kirche, anzünden wolle. Sie besuchte oft die Kirche der heiligsten Dreifaltigkeit, um dort besonders für die christlichen Sclaven zu beten, welche unter dem Joche der Ungläubigen schmachten.

„Alle Briefe, welche sie schrieb, begann sie mit dem Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Bat man sie bei dem Besuche von Kranken, über diese das heilige Kreuzzeichen zu machen, oder sie mit dem Bilde der Mutter Gottes zu berühren, welches sie auf dem Herzen trug, so unterließ sie es nie, die heiligste Dreifaltigkeit mit Ehrfurcht anzurufen, um durch die Verdienste der heiligen Jungfrau die gewünschte Gnade zu erlangen. Der Eifer ihres Glaubens bewirkte eine Menge überraschender Heilungen, welche durch Augenzeugen bestätigt sind. Verlangte man in verwickelten Angelegenheiten ihre Fürbitte, so rief sie ebenfalls die heiligste Dreifaltigkeit an, um den gewünschten Ausgang zu erhalten. Dem Herrn war diese kindliche Verehrung seiner Dienerin angenehm, und seiner Güte gefiel es, sie darin zu ermuthigen. Eines Tages, als sie in der Kirche zu Unserer lieben Frau vom Siege vor einem Altare betete, auf dem ein Abbild der heiligsten Dreifaltigkeit ausgestellt war, hörte sie in einer Verzückung die Stimme des göttlichen Bräutigams, die sie zur Verehrung dieses großen Geheimnisses einlud."

Nicht weniger zart und innig war ihre Andacht zu Jesus Christus in den Geheimnissen seiner Menschwerdung, seiner Geburt, seines verborgenen Lebens zu Nazareth, seines Leidens und Sterbens, und ganz vorzüglich im Geheimniß des heiligsten Altars-Sacramentes. Nach Gott war der vorzüglichste Gegenstand ihrer Verehrung Maria. Sie nannte sie stets nur mit dem süßen Namen: „Meine liebe Mutter". Dann kam die Andacht zum hl. Joseph, zu den lieben Engeln und hl. Patronen. Eine eigenthümliche Verehrung trug sie auch zu den armen Seelen im Fegfeuer und empfahl sie auch andern mit der Versicherung, daß sie vor vielem Unglücke bewahre. Sie war

vertraut mit den höchsten Gebetsweisen, so daß Priester, Bischöfe, Cardinäle sich an sie wandten, und dabei wieder so einfach, so schlicht, so zugänglich für alle, so ganz Familienmutter, wie die gemeinste Frau aus dem Volke. Treten wir ein in ihr Haus, und betrachten wir ihr Schalten und Walten.

V.

Als Hausmutter hat Anna Maria die Tugend vielfach in wahrhaft heroischem Grade geübt. Die unaufhörliche Fortdauer von Widerwärtigkeiten, Mühen und Leiden, die über sie kamen, hätte ein weniger opfermuthiges Herz allmählich ermüden und niederdrücken müssen. Sie ertrug alles jahre- und jahrzehntelang mit rührender Demuth, Sanftmuth und unverwüstlicher Geduld. Alle ihre Mühen, alle ihre Sorgen, alle ihre Arbeiten, alle ihre Entbehrungen, alle ihre Leiden, alle ihre Schritte und Tritte athmeten gottgegründete, heilige Liebe. Sie wußte, daß ihr Mann ihr Haupt sei, wie Christus das Haupt der Kirche ist, und war ihm daher vollkommen unterthan, überzeugt, daß sie vor allem in opferfreudiger Erfüllung ihrer Standespflichten Gottes Wohlgefallen sich sichern müsse. Dominicus sagt von ihr: „Es ist mir oftmals vorgekommen, daß ich bei meiner Rückkehr nach Hause das ganze Haus voll Leute fand. Sogleich ließ sie dann alle Welt stehen, mochten es nun große Herren oder Prälaten sein, die sich gerade dort befanden, und beeilte sich, mich mit Leutseligkeit und Aufmerksamkeit zu bedienen. Man sah es ihr an, daß sie es von Herzen gerne that; sie hätte mir die Schuhriemen aufgelöst, wenn ich es geduldet hätte. Sie wußte auch höchst zartsinnig zu ermahnen, und ihr verdanke ich die Besserung von einigen Fehlern. Sie war eine in allen Eigenschaften unvergleichliche Frau. Ich bin alt, wäre ich aber noch jung, und wollte ich die ganze Welt durchlaufen, um eine Frau, wie sie war, zu suchen,

es würde mir unmöglich sein, eine solche zu finden. Ich habe einen großen Schatz an ihr verloren." Ihre natürliche Liebenswürdigkeit wurde durch die Gnade erhöht und geadelt. Wahre Heiligkeit und Tugend stößt nicht ab.

Anna Maria schenkte ihrem Manne sieben Kinder, vier Knaben und drei Mädchen, und da die Familie arm war, wurde sie mit jedem neuen Kinde noch ärmer. Aber Anna Maria verzagte nicht; sie lebte der Ueberzeugung, daß Gott für jedes Kind, das Er einer Familie schenkt, auch das nöthige Brod schicken werde. Und ihr Vertrauen auf die göttliche Vorsehung täuschte sie nicht. Sie war Gattin und Mutter im besten und vollsten Sinne des Wortes. Vor allem war die Seele ihrer Kinder Gegenstand ihrer besondern Sorgfalt. Daher ließ sie es sich angelegen sein, ihren Kindern von zartester Jugend an Gottesfurcht und Frömmigkeit ins Herz zu pflanzen. Ihr Mutterauge wachte, daß ja nichts vor ihren Augen oder Ohren vorkomme, das ihrer Unschuld hätte Gefahr bringen können. Als die Kinder größer waren, empfingen die Mädchen jede Woche, die Knaben wenigstens jeden Monat die heiligen Sacramente. Das Gebot der Sonntagsheiligung und das der Fasten wurde stets von allen aufs strengste gehalten. Wenn die Kinder Fehler begingen und das mütterliche Wort nicht genügte, wurde auch entschieden mit Strafen eingeschritten. Sie verzärtelte ihre Kinder nicht. War die erste Erziehung vollendet, so mußten alle etwas Rechtes lernen, und ihre mütterliche Sorge und Hilfeleistung hörte auch dann nicht auf, wenn dieselben selbstständig geworden oder sich verheiratet hatten.

Obschon arm und nothdürftig, war Anna Maria doch voll werkthätiger Liebe gegen alle Nothleidenden. Sie hatte überhaupt ein übergutes Herz gegen den Nächsten, selbst gegen ihre Widersacher. In den Prozeß-Acten bezeugt ihr Mann: „Obgleich sich meine Frau bemühte, jedermann Gutes zu thun, so gab es doch böse Zungen, die, sei es aus Neid darüber, daß sie so viele Personen

von hohem Range bei mir aus- und eingehen sahen, oder durch Einflüsterungen des Teufels veranlaßt, sie nie in Ruhe ließen. Ich erinnere mich unter andern, daß eine böse Frau die Unverschämtheit hatte, sie in ihrer Ehre anzugreifen. Als dieselbe auf meine Veranlassung ins Gefängniß kam, empfand meine Frau den lebhaftesten Kummer darüber und bot alles auf, um die Person aus dem Gefängniß zu befreien."

Am Tage, an welchem sie das Bußkleid des Dritten Ordens von der heiligsten Dreifaltigkeit empfing, hörte sie die Stimme ihres göttlichen Bräutigams, die ihr sagte: „Ich erwähle dich, um die Sünder zu bekehren. Du wirst zu kämpfen haben gegen die von Leidenschaften beherrschten Seelen. Du wirst eine Menge falscher und treuloser Seelen finden; Verachtung, Schmähungen, Verleumdungen werden dich erwarten." Anna Maria trug sich dem Heilande für die verworfensten Sünder als Opfer an, und Er nahm das Opfer an. Qualen aller Art, die schrecklichsten Versuchungen, Trostlosigkeit, innere Zerrissenheit, Unruhe, Widersprüche, Schmähungen, die kränkendsten Verleumdungen und das vernichtende Gefühl der Zurückstoßung von Seite Gottes versetzten sie in wahre Todesängsten. Und solche Zustände waren nicht vorübergehend, sondern andauernd; tropfenweise mußte sie den Kelch der grausamsten Bitterkeiten leeren. Um eines verstockten Sünders willen, für den sie sich aufgeopfert, litt sie fünf, für einen andern zwanzig Jahre lang eine Art innere Höllenqual. So trat Anna Maria getreu in die Fußstapfen des göttlichen Heilandes, der zum Opfer geworden ist für unsere Sünden, der leiden wollte, damit wir gerettet würden. Der Herr verlieh ihr wegen dieses ihres Opfermuthes eine unwiderstehliche Macht selbst über die verstocktesten Sünder. Die Proceßacten sprechen von einem berüchtigten Geheimbündler, an dessen Heil alle, auch Priester und Bischöfe, völlig verzweifelten. Er fiel in ihre Hände, und sie bekehrte und rettete ihn.

VI.

Anna Maria erfreute sich einer übernatürlichen Erleuchtung, kraft welcher sie Dinge, die dem menschlichen Wissen völlig unzugänglich sind, klar erkannte. Diese Erleuchtung trat an sie heran unter dem Bilde einer Sonne, welche ihr während eines Zeitraumes von siebenundvierzig Jahren beständig vor Augen schwebte. Als die Dienerin Gottes auf Geheiß ihres Beichtvaters Gott um Erklärung dieser wunderbaren Erscheinung bat, ward ihr die Antwort: „Es ist dies ein Spiegel, den Ich dir zeige, auf daß du erfahrest das Gute und das Böse, welches geschieht." In dieser Sonnenscheibe zogen, nach dem Ausdrucke der Begnadigten selbst, unaufhörlich Bilder, ähnlich wie in einer Zauberlaterne, vorüber. Sie sah dann die tiefsten Geheimnisse der Natur und der Gnade, den Zustand der Gewissen, auch ihres eigenen, die geheimsten Gedanken der Menschen, die Begebenheiten der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die Umwälzungen der Völker, die Heimsuchungen, die über sie kamen, die Ereignisse, welche statthatten im fernsten Winkel der Erde, den Zustand der einzelnen Menschen, wie den des ganzen Menschengeschlechtes, das Loos der Abgeschiedenen im Jenseits, die Abgründe der Hölle, wie die Höhen des Himmels.

„Wie oft," bezeugt Cardinal Pedicini in den Proceßacten, „wie oft habe ich sie nicht in den Geschäften des Amtes, welches ich bei der Regierung inne hatte, um Rath gefragt, und welche weisen Rathschläge und Aufschlüsse hat sie mir nicht gegeben! Dieselben entsprangen unzweifelhaft der göttlichen Weisheit; es war nicht möglich, daß eine arme Frau, ohne je etwas gelernt zu haben, ein so allgemeines Wissen und eine so genaue Kenntniß über eine Menge von Dingen hätte besitzen können, für welche ein ganzes Leben mit all seiner Erfahrung nicht hinreichte. Sie offenbarte mir Dinge, die weit außer

dem Bereiche des menschlichen Geistes liegen. War ich wegen Familien-Nachrichten, die ich erwartete, unruhig, so warf sie einen Blick auf die geheimnißvolle Sonne und sagte mir dann die Ursache der Verspätung. Dies genügte stets, um mich zu beruhigen; denn ich hatte aus Erfahrung gelernt, daß ihre Anzeigen niemals trogen. Sie hat mir oft vorher verkündigt, was mir zustoßen würde, damit ich davon nicht überrascht würde. Ihr großmüthiges Herz drängte sie, alle Welt zu trösten. Wenn man sie verließ, fühlte man sich nicht allein unterrichtet; man war auch gerührt, ermuthigt und beruhigt."

Der Seelenführer der Dienerin Gottes berichtet wörtlich: „Im Jahre 1815, nach der Rückkehr des Papstes nach Rom, bat Herr Strambi Se. Heiligkeit Pius VII. um Enthebung von seinem Bisthume, um von der Seelsorge entbunden zu sein und seine letzten Tage in der Zurückgezogenheit verleben zu können. Nach der Lage der Dinge zu urtheilen, durfte der Bischof mit Sicherheit hoffen, diese Gnade zu erhalten. Nichtsdestoweniger beauftragte er auch, wegen des Vertrauens, welches er zur Dienerin Gottes hatte, am Vorabend des Tages, wo er in dieser Angelegenheit zum Papste gehen mußte, ihr mitzutheilen, daß er am folgenden Tage beim heiligen Vater um seine Entlassung nachsuchen wolle und darüber ihre Meinung zu hören wünsche. Anna Maria erhob die Augen zum Himmel und gab dem Beichtvater sogleich folgende Antwort: „Saget dem Bischof, der Papst werde ihn morgen sehr kalt empfangen und seine Entlassung nicht annehmen; im Gegentheil werde er den Befehl erhalten, sogleich in seine Diöcese zurückzukehren." Als der Bischof diese Antwort vernahm, lächelte er und sagte: „Dieses Mal hat unsere heilige Seherin sich aber doch einmal geirrt; denn wisset, ich habe schon alles mit dem Staatssecretär, dem Cardinal Pacca, verabredet, welcher die Angelegenheit schon dem Papste unterbreitet hat, und ich gehe morgen zu Sr. Heiligkeit, mehr um zu danken,

als um zu bitten.“ Als am andern Morgen der Papst das Vorzimmer durchschritt, in welchem sich der Bischof Strambi befand, zeigte sich Pius VII. bei seinem Anblick sichtlich erregt und sagte in einem festen, fast strengen Tone zu ihm: „Wir wissen schon, warum Sie gekommen sind. Alle Welt schützt die Gesundheit vor; sind wir nicht auch schwach und tragen doch die Bürde der Welt. Wen werden wir als Bischof hinschicken können, wenn alle sich zurückziehen wollen? Reisen Sie daher ab und zwar sobald wie möglich.“

Nach dem Tode Pius VII. rief Leo XII. den Bischof Strambi nach Rom, um sich seines Rathes zu bedienen. Leo XII. wurde bald nach seiner Wahl ernstlich krank, ganz Rom war in Aufregung und fürchtete, den kaum auf den Thron erhobenen Papst zu verlieren. Bischof Strambi schickte zur Dienerin Gottes, um sie zu bitten, für den Papst zu beten, da sein Ende herannahe. Anna Maria war gerade in der Küche, als der Abgesandte des Bischofs eintrat. Nachdem sie einen Blick auf die geheimnißvolle Sonne geworfen, antwortete sie lächelnd: „Nein, nein, der Papst wird uns noch nicht verlassen; es bleibt ihm noch viel Zeit, um für das Wohl der Kirche zu arbeiten; saget lieber dem Herrn Strambi, er selbst solle sich zum Tode vorbereiten.“ Der Abgesandte erwiderte ihr, der Bischof befinde sich ganz wohl; darauf entgegnete sie fest: „Ich versichere Sie, daß der Herr in wenigen Tagen in der Kirche wird ausgestellt sein.“ Es war Weihnacht; und in den ersten Tagen des Januar wurde die Leiche des Bischofs Strambi in der Kirche ausgestellt.

VII.

Anna Maria war, wie oben bemerkt, von Leiden der Seele hart heimgesucht; aber auch körperliche Leiden fehlten nicht. Sie litt fortwährend an heftigem Kopfschmerz, der sich jeden Freitag auffallend steigerte. Ihre

Augen thaten ihr beständig weh, als wären sie von Dornen durchbohrt, und konnten das Tageslicht kaum ertragen. Ihre Ohren litten an anhaltendem Rheumatismus; ihr Gaumen und ihr Mund waren beständig wie mit bitterer Galle oder Essig getränkt. Hände und Füße waren vielfach von den heftigsten Schmerzen wie mit Messern durchstochen; mit einem Worte, ihr ganzer Körper war gleichsam ans Kreuz genagelt. Besonders in den letzten Jahren ihres Lebens wurde die arme Frau von einer Menge der peinlichsten Uebel befallen. Der Priester, der sie oftmals besuchte und nach ihrem Befinden befragte, erhielt stets die Antwort: „Tödtliche Qualen". Und wann er sie dann auf den Willen Gottes hinwies, folgte immer ein entschiedenes: „Herr, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden." Kein Schatten von Unmuth, Ungeduld oder Verzagtheit war an ihr zu bemerken. So lange es nur immer ging, raffte sie sich zusammen, um das Hauswesen mit eigener Hand zu besorgen; sie ließ sich nicht gerne bedienen.

Im Jahre 1836 befiel sie eine bedenkliche Krankheit; am 24. October mußte sie sich zu Bette legen und hatte dann noch sieben martervolle Monate zu überstehen, bis der Tod sie erlöste. Auch von ihrem Krankenbette aus blieb sie noch immer die Seele des Hauses; bis zu den drei letzten Tagen ihres Lebens überwachte sie alles, sorgte für alles. In der Zeit, welche unmittelbar ihrem Tode voranging, hatte sie den unaussprechlichen Trost, daß infolge päpstlicher Bewilligung in ihrem Betkämmerchen täglich das heilige Meßopfer dargebracht wurde; täglich empfing sie das Brod der Engel, und selbst, wenn sie nicht nüchtern sein konnte, durfte sie kraft eines ihr vom heiligen Vater persönlich ertheilten Privilegiums die heilige Communion als Wegzehrung empfangen. Bei alldem blieb Anna Maria die bescheidene, demüthige Magd des Herrn; man fing allgemein an, sie als eine Heilige zu betrachten; sie aber sah an sich nichts, als eine unwürdige Sünderin.

Am 2. Juni 1837 hatte sie einen Fieberanfall; am folgenden Morgen fiel sie nach Empfang der hl. Communion in eine lange Ohnmacht, wobei sie wie todt dalag; man hielt sie wirklich für todt. Diese Ohnmacht war aber eine Verzückung, in welcher sie erfuhr, daß sie am folgenden Freitag sterben werde. Zu sich gekommen, ließ sie ihren Beichtvater rufen und theilte ihm die Freudenkunde mit. Dann verlangte sie nach ihrem Manne, dankte ihm für alle Sorgen, die er ihretwegen gehabt und sagte ihm ihr letztes Lebewohl; die Kinder ermahnte sie zur Gottesfurcht, zu treuer Erfüllung ihrer Standespflichten, empfahl ihnen die Andacht zur Mutter Gottes und den Heiligen, und insbesondere den Gebrauch, abends in der Familie den Rosenkranz zu beten. Alle empfingen knieend den mütterlichen Segen. Von da an zog sie sich in sich selbst zurück, empfing noch einmal die heilige Wegzehrung und die letzte Oelung. Am vorhergesagten Tage, gleich nach Mitternacht, eilte ihre Seele hinüber ins bessere Leben.

Sofort wurde die Todesanzeige dem Cardinal Pedicini, einem der bevorzugtesten Zeugen der Gnaden und Tugenden Anna Maria's, übermittelt. Und dieser schrieb sogleich an Cardinal Odescalchi, wie folgt:

„Es hat dem Herrn gefallen, die Seele Anna Maria Taigi's zur ewigen Ruhe zu rufen. Der Cardinal-Vicekanzler, welcher Gelegenheit hatte, sie kennen zu lernen, und mehr als dreißig Jahre hindurch die außerordentlichen Gaben und erstaunlichen Erleuchtungen, mit denen sie Gott gleich den größten Heiligen bereichert hatte, zu bewundern, hat sich unzählige Mal durch die Art und Weise, wie sie Ereignisse des gewöhnlichen Lebens, sowie Begebenheiten, welche die Kirche und die ganze Welt betrafen, auf weitentfernte Zeiten vorhersagte, überzeugt, daß diese Erleuchtungen nur von Gott kommen konnten. Der Cardinal erachtet es daher als seine Pflicht, Eure Eminenz hierauf aufmerksam zu machen, damit die sterbliche Hülle, welche

dieser erhabenen Seele in der Ausübung so vieler Tugenden als Werkzeug diente, mit jener Achtung umgeben werde, welche in ähnlichen außerordentlichen Fällen gebräuchlich ist. Wer kann wissen, welches die Rathschlüsse des Herrn sind, und ob Er, wie man hoffen darf, sich nicht herablassen wird, in Zukunft seine Erbarmungen gegen diese auserwählte Creatur zu verkünden."

Der Cardinal Odescalchi theite dieses Schreiben dem heiligen Vater mit, und dieser befahl seinem Vicar, in dem neuen Kirchhofe bei St. Laurentius vor den Mauern für Anna Maria einen besondern Ort zu bestimmen, damit man, falls dieses nöthig würde, ihre kostbaren Ueberreste wiederfinden könne. Dort wurde der Leichnam in einem bleiernen Sarge eingeschlossen und im Beisein vieler Zeugen versiegelt, neben der Capelle des Kirchhofes beerdigt. Dieses Grab wurde bald der Zielpunkt zahlreicher Wallfahrten. Infolge dessen wurde beschlossen, die kostbaren Ueberreste in einer Kirche innerhalb der Stadt beizusetzen. So kamen sie 1855 in die Kirche St. Maria della pace. Aus Anlaß dieser Uebertragung wurde der Sarg geöffnet, und man fand den Leichnam ganz unversehrt. Am 7. August 1868 erfolgte mit Erlaubniß des heiligen Vaters eine neue Erhebung ihrer Leiche; und auch jetzt, volle einunddreißig Jahre nach ihrem Tode, wurde ihr Leib im Zustande vollkommener Erhaltung vorgefunden und blieb mehrere Tage im Kloster der Trinitarier ausgesetzt.

Anna Maria Taigi's Seligsprechungs-Proceß, der durch ein mit dem päpstlichen Siegel versehenes Decret vom 8. Januar 1863 feierlich angehoben wurde, ist zwar zur Stunde noch nicht zu Ende geführt; doch haben wir gute Gründe, zu hoffen, daß dieser glückliche Tag nicht mehr ferne ist, an dem Gott seine treue Dienerin vor dem Angesichte der Welt verherrlichen wird.

Die heiligen Crispin und Crispinian — die Patrone der Schuhmacher.

I.

Nach einer altehrwürdigen Legende wurden diese beiden heiligen Brüder um die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christi gnadenreicher Geburt zu Rom von vornehmen Eltern geboren. Von früher Jugend auf waren sie eifrige Christen, welche durch Wort und That den Namen Jesus unerschrocken bekannten. Die Religion Jesu Christi galt ihnen als ihres Lebens höchster Reichthum; und da sie den Nächsten um Gottes willen aufrichtig liebten, so waren sie aufs eifrigste bestrebt, recht viele ihrer Zeitgenossen zum wahren Glauben zu führen und die ihn besaßen, darin standhaft zu erhalten. Dieses heilige Brüderpaar war von einem wahrhaft heroischen Eifer beseelt. Wenn es galt, unsterbliche Seelen zu retten und für Gott zu gewinnen, war ihnen auch das schwerste Opfer nicht zu schwer. Als daher kund ward, daß wieder eine Anzahl apostolischer Männer sich anschickten, mit dem Segen des Papstes nach Gallien, dem jetzigen Frankreich, zu ziehen, um dort denen, die noch in der Finsterniß des Todes und in der Nacht des Heidenthums saßen, die Leuchte des Evangeliums anzuzünden und die Botschaft des Heiles zu bringen, theilten die beiden Brüder ihr Vermögen unter die Armen aus, griffen zum Wanderstab und schlossen sich gottbegeistert den Glaubensboten an.

In Gallien angekommen, ließen sie sich in Soissons nieder und waren mit rastlosem Eifer bemüht, die Einwohner dieser Stadt und ihrer Umgebung vom Götzendienst zur Anbetung des wahren Gottes zu bringen. Um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen und zugleich, um mit dem Volke desto leichter Verbindungen anknüpfen zu können, erlernten sie das Schusterhandwerk und errichteten

eine Werkstätte. Sie waren in ihren Anforderungen äußerst billig, ja, manchen Armen und den Kindern lieferten sie



Die heiligen Crispin und Crispinian.

die Schuhe unentgeltlich. Ihre Freundlichkeit und Leutseligkeit, ihr sittenreiner Wandel und insbesondere ihre selbstlose Uneigennützigkeit öffneten ihnen viele Thüren und

Herzen; die zwei fremden Schuster wurden beim Volke beliebt und erfreuten sich bald einer zahlreichen Kundschaft. Mit Hoch und Niedrig kamen sie durch ihr Handwerk vielfach in Beziehung und benützten dies, um dem heiligen Evangelium neue Anhänger zu verschaffen; es waren zwei unverdrossene Missionäre am häuslichen Herde. Im Gewande der Demuth und Einfalt wußten sie mit bewunderungswürdigem Geschicke die Herzen ihrer Kunden vom Zeitlichen auf das Unvergängliche und Ewige zu lenken. Sie erinnerten dieselben, daß in jedem Menschenherzen ein geheimnißvolles Etwas verborgen liege, eine Art göttlicher Funken, der mit der zeitlichen Erscheinung nicht erlösche, daß vielmehr der Mensch für ein unsterbliches Leben erschaffen sei und seine letzte Bestimmung in einem Jenseits habe. So suchten sie die Sehnsucht nach der Erkenntniß des einen wahren Gottes und der Erlösung durch Jesus Christus in den Herzen zu wecken und die Ohnmacht der Götter und das Ungenügsame, Vernunftwidrige und Sündhafte des Götzendienstes im Lichte des Evangeliums klar zu legen.

Ihr unbescholtener, heiliger Wandel und die Liebeswerke, die sie übten, überzeugten die Heiden, daß diese Fremden keine Betrüger sein können, und so ließen sich viele für die Lehre Jesu gewinnen, schwuren dem Götzendienste ab, glaubten und empfingen die hl. Taufe. Still und unscheinbar, aber nachhaltig, vielgestaltig und vom Himmel reichlich gesegnet war das apostolische Wirken der seeleneifrigen Brüder. Da sie wußten, daß die Bekehrung vorzugsweise ein Werk der göttlichen Gnade sei, so waren sie vor allem fleißige Beter und leiteten alle, welche ihren Lehren Gehör schenkten, zu inbrünstigem Gebete an. So wurde ihr Haus von heilsbegierigen Leuten aus nah und fern besucht; es wurde zu einer Art Kirche und in der Folge der Mittelpunkt einer ansehnlichen und wackern Christengemeinde, die eine wahre Zierde des Landes war. Crispin und Crispinian waren nur zwei einfache, aber

gottbegeisterte Laien, die zur Christianisirung von Soissons vielleicht mehr gethan, als doppelt so viele Priester. Dem Heilande recht viele erlösungsbedürftige Seelen zuzuführen, war ihr höchstes Bestreben.

Wie die Zahl der Gläubigen wuchs, nahm die Zahl der Ungläubigen ab; das entflammte den Haß der Götzendiener von Soissons, und sie sannen auf Mittel, das heilige Brüderpaar, das dem Götzendienst so großen Abbruch that, dem Verderben preis zu geben. Vor allem waren die Götzenpriester unsern zwei Heiligen gram; sie sahen, daß das Bethaus der Christen sich füllte, während die Tempel der falschen Götter immer leerer dastanden. Eine Gelegenheit bot sich bald, um ihrem Hasse und ihrer Rache Luft zu machen.

II.

Im Jahre 287 kam der römische Kaiser Maximian Herkuleus, der bekanntlich ein grimmiger Christenverfolger war, von Rom nach Gallien und besuchte auch Soissons, wo er einige Zeit verblieb. Die Götzenpriester ergriffen diese günstige Gelegenheit, ließen das heilige Brüderpaar festnehmen und stellten es vor den Kaiser. Crispin und Crispinian traten unerschrocken vor den Tyrannen und freuten sich aufrichtig, daß sie gewürdiget wurden, um des Namens Jesu willen Verfolgung zu leiden. Der Kaiser wandte alle Mittel an, die ihm zu Gebote standen, um diese zwei Anführer der Christengemeinde zu Soissons zum Abfall von Christus zu vermögen; denn er dachte nicht ohne guten Grund, daß, wenn diese zwei dem Christenthum entsagten und den Göttern opferten, viele ihrem Beispiele folgen würden. Er suchte sie zuerst durch huldvolle Worte zu gewinnen, dann durch Drohungen zu schrecken. Umsonst; die heiligen Brüder antworteten unerschrocken: „Kaiser, deine Verheißungen reizen uns nicht, und deine Drohungen schrecken uns nicht. Wir haben in unserer

Jugend Reichthümer und Ehrenstellen um Jesus willen verlassen und freuen uns noch jetzt darüber und danken und loben den barmherzigen Gott, der uns zu diesem Entschlusse seine Gnade gegeben hat. O wenn Du den guten Hirten Jesus Christus erkennen und die Wahrheit und die Vortrefflichkeit seiner heiligen Religion liebgewinnen könntest, Du würdest mit Vergnügen deine Reichthümer und deinen Thron hingeben und Dir den Frieden deines Herzens und Gewissens und die unvergängliche Krone des ewigen Lebens damit erkaufen. Kaiser, wisse, für Jesus und unsern Glauben Blut und Leben zu opfern, ist unser heißester, sehnlichster Wunsch. Christus ist unser Leben und Sterben uns Gewinn."

Maximian, durch diese Reden betroffen und beschämt, übergab die zwei muthigen Helden dem grausamen und blutdürstigen Statthalter Rictiovarus. Er wußte, daß dieser Unmensch sein Vergnügen und seinen Ruhm darein setzte, die Bekenner des Namens Jesus mit allen nur erdenklichen Qualen zu züchtigen. Er ließ seine Opfer nicht sogleich enthaupten; nein, das wäre ihm viel zu wenig gewesen; sie mußten grausam zu Tode gemartert werden. Rictiovarus ließ die Brüder auf die Folter spannen, ihre Körper mit Zangen grausam zerfleischen und dann in einen Kessel voll siedenden Oeles stürzen. Und da er sah, daß sie alles, wunderbar von oben gestärkt, unter beständigem Lobe Gottes aushielten, ließ er sie halbtodt aus dem Kessel herausnehmen, und unter die Nägel ihrer Hände und Füße spitzige Splitter und Schuhahlen treiben, und weil sie Schuster waren, Schuhriemen aus ihrem Rücken schneiden. Aber keine Marter erschütterte ihren Heldenmuth; selbst lodernde Scheiterhaufen zeigten sich ohnmächtig.

Dieses grausame Schauspiel machte auf viele heidnische Zuschauer einen so überwältigenden Eindruck, daß sie von der Stunde an dem Heidenthume entsagten und zur Religion Jesu Christi übertraten. Die Christen aber wurden durch diesen Anblick im Glauben wunderbar ge-

stärkt. So wurde das Martyrium dieses heiligen Brüderpaares zu einer kräftigen und nachhaltigen Glaubenspredigt. Beschämt und rathlos gab der Kaiser endlich den Befehl, die Glaubenshelden zu enthaupten. Die beiden heiligen Leiber ließ er in den Fluß Aine werfen.

In der folgenden Nacht aber wurde ein frommer Christengreis in wunderbarer Weise im Traume gemahnt, an eine bestimmte Stelle des Flußes zu gehen; dort werde er die Leichname der Martyrer finden. Der Greis gehorchte und fand in der That an der angegebenen Stelle die heiligen Ueberreste, die er ehrfurchtsvoll in seinem eigenen Häuschen begrub. Später wurde dasselbe in eine Capelle umgewandelt; denn Gott verherrlichte die Grabstätte alsbald durch merkwürdige Gebetserhörungen und offenkundige Wunder. Im sechsten Jahrhundert erhob sich über dem Grabe eine prachtvolle Kirche. Die beiden heiligen Leiber kamen später nach Rom, wo die Brüder ihre Jugend verlebt hatten, und wurden in der schönen Kirche des hl. Laurentius ehrenvoll beigesetzt. In der Folge der Zeit wurden Crispin und Crispinian als die besondern Patrone der Schuster verehrt.

Im glaubensvollen Aufblicke zu Jesus Christus, der die Herrlichkeit des Himmels verlassen, um den Menschen das Heil und die Erlösung zu bringen, und dann nach überstandenem Tode am Kreuze zum Vater zurückkehrte, verließen Crispin und Crispinian ihren Palast in der ewigen Stadt, um ihren Brüdern und Schwestern im fernen Gallien das von Christus erworbene Heil zugänglich zu machen, und kehrten nach einem heldenmüthigen Martertod glorreich in ihre Vaterstadt zurück. Die Heiligen waren von Natur schwache Menschen, wie wir; sie fühlten den Stachel der bösen Begierlichkeit in sich, wie wir; sie begegneten hundert Schwierigkeiten des Heiles, wie wir; aber erleuchtet und gestärkt durch das Licht und die Gnade von oben, wurden sie geläutert und rein wie Engel, heldenmüthig und stark wie Löwen, und vollführten wahrhaft

bewunderungswürdige Dinge. Crispin und Chrispinian waren zwei seeleneifrige Missionäre im weltlichen Kleide; ihr Schuhmacherstuhl wurde eine Kanzel der Wahrheit und des Heiles. — Könnten nicht auch wir etwas mehr thun zu unserem Heil und zur Rettung des Nächsten?

III.

Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erlangte die Verehrung dieses heiligen Brüderpaares einen merkwürdigen Aufschwung durch einen gottbegeisterten Mann, namens Heinrich Michael Buch, bekannt unter dem Namen: „Der gute Heinrich". Derselbe wurde 1598 als Sohn eines armen Schuhmachers zu Erlon in Luxemburg geboren. Herangewachsen, mußte der lebhafte, geweckte Knabe, der auch für einen höhern Beruf fähig gewesen, das Handwerk seines Vaters erlernen. Der Meister, bei dem er in die Lehre gethan wurde, hatte seine Freude an der Leichtigkeit, mit welcher Heinrich alles begriff, noch mehr aber an dessen artigem Betragen und unermüdlichem Fleiß, ganz vorzüglich aber an seiner tiefen Religiosität, seinem reinen, heiligen Wandel vor Gott. Einen solchen Lehrling hatte er noch nie unter den Händen gehabt. Heinrich war nie niedergeschlagen und düster, sondern immer fröhlich und heiter; aber nichts in der Welt hätte ihn von seinen täglichen und wöchentlichen religiösen Uebungen abzuhalten vermocht. Wenn die Gesellen und Lehrlinge am Sonntage den Vergnügen nachgingen, eilte er zur Kirche, wohnte dem Vor- und Nachmittags-Gottesdienste mit großer Andacht bei und betete sonst noch viel, fromm wie ein Engel vor dem Tabernakel.

In der Furcht des Herrn fest gegründet, aufrichtige Gottes- und Nächstenliebe im Herzen, seines Handwerkes vollkommen kundig, trat Heinrich, nachdem er Geselle geworden, seine Wanderschaft in die weite Welt an. Er lenkte seine Schritte nach Frankreich. Und was fand er

da? Jämmerliche Verwilderung, namenloses sittliches Elend. Besonders traf er viele Schuster und Schneider, welche ein gott- und pflichtvergessenes Leben führten. Das that dem guten Heinrich unendlich wehe. Um sich von dem Verderben und der Verführung sicher zu stellen, wählte er die beiden heiligen Martyrer Crispin und Crispinian zu seinen besondern Schutzpatronen und Vorbildern. Unter der Arbeit hatte er sie im Geiste beständig vor sich, und betrachtete, wie sie stets mit reiner, heiliger Meinung gearbeitet, und wie sie vom Schuhmacherstuhle aus so viele Seelen für das Reich Christi gewonnen; wie sie die Armen unterstützten und allen, die ihnen nahe kamen, die Liebe zu Jesus Christus und zur Tugend ins Herz zu pflanzen wußten. „So wie sie" — war sein felsenfester Entschluß — „will auch ich thun. Wie sie die Heiden, so will ich mit Gottes Gnade die Lehrlinge und Gesellen dem Heilande zuführen. Und wenn sich die ganze Hölle mir widersetzt, so achte ich es nicht."

Unter inbrünstiger Anrufung der hl. Crispin und Crispinian begann er muthig das Werk. Er ging den Lehrlingen und Gesellen nach und gewann sie durch Wohlthaten, die er ihnen bald so, bald anders in der Stille erwies. Als er eine kleine Schaar für Gott und die Tugend gewonnen, gründete er eine Art Verein von Schuhmachergesellen, dem er kurze und einfache Statuten vorschrieb. Die Vereinsmitglieder verpflichteten sich, den religiösen Unterricht fleißig zu besuchen, den Sonntag gewissenhaft zu heiligen, bestimmte Gesellschaften zu meiden, täglich die drei göttlichen Tugenden, Glauben, Hoffnung und Liebe, und eine gute Meinung zu erwecken, zu bestimmten Zeiten zu beichten und zu communiciren, sowie fleißig und gewissenhaft zu arbeiten. In kurzer Zeit wußte er unter sichtlichem Segen von oben eine bedeutende Menge von jungen Leuten seines Berufes durch Wort und Beispiel für ein geordnetes, religiöses Leben zu gewinnen. So machte er es zu Luxemburg, wo er mehrere

Jahre verweilte. Dann ging er nach Paris, wohin ihm der gute Ruf bereits durch wandernde Gesellen vorausgeeilt war. Unerfreulich war hier das weite Arbeiterfeld, das sich vor ihm aufthat, denn die Gesellen von Paris zeichneten sich vor allen andern durch ein ungebundenes Leben aus; aber Heinrich betete viel, liebte seine Berufsgenossen, that ihnen Gutes, vertraute auf Gottes Hilfe und verzagte nie.

Kurz nach Heinrich's Ankunft in Paris besuchte eines Tages der durch seine Frömmigkeit und außerordentliche Wohlthätigkeit berühmte Baron Johann Baptist von Renty das Spital des hl. Gervasius. Da traf er in einem Zimmer des Spitals einen kräftigen Mann von freundlichem, aber zugleich ehrfurchterweckendem Antlitz, der ebenfalls gekommen war, um den armen Kranken, namentlich armen Handwerksburschen, beizustehen. Dieser Mann war der gute Heinrich. Der Baron fühlte sich mächtig zu ihm hingezogen, ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein und erkannte schon bei dieser ersten Begegnung, daß er nicht blos einen guten und begabten, sondern einen wahrhaft heiligen Mann vor sich habe. Er schloß Freundschaft mit ihm und unterstützte ihn auf alle Weise.

Durch Renty's Vermittelung erlangte Heinrich das Stadtbürgerrecht. Ein paar seeleneifrige Priester schlossen sich seinem Werke an, und so ging es vorwärts. Der gute Heinrich war und blieb aber immer die Seele des Ganzen. Die Erfolge, die er während nahezu eines Viertel-Jahrhunderts in Paris und Umgebung bei seinen Berufsgenossen erzielte, waren staunenswürdig; der seeleneifrigste Missionär hätte sich zu ähnlichem Erfolge glückwünschen dürfen; der Schuhmacherstuhl war zum zweitenmal zu einer Lehrkanzel des Heiles geworden. Heinrich schrieb die Erfolge nächst Gott der fürbittenden Macht seiner Patrone Crispin und Crispinian zu. Er starb im Rufe der Heiligkeit im Jahre 1666 zu Paris, und sein Andenken blieb in den Handwerkskreisen ein gesegnetes.

Die heilige Zita, die gottesfürchtige Dienstmagd.

I.

Am Abhang des Monte Sagrati, acht italienische Meilen von der Stadt Lucca, lebte zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in einem ärmlichen Häuschen ein noch jugendliches, sehr gottesfürchtiges Ehepaar, das sich durch Handarbeit das tägliche Brod nothdürftig verdiente. Der Mann hieß Johann Lombardus, die Frau Bonissima. Ihre Ehe ward mit mehrern Kindern gesegnet. Im Jahre 1218 gebar Bonissima das zweite Mädchen, das bei der heiligen Taufe den Namen Zita erhielt.

Zita hatte das unschätzbare Glück, wahrhaft fromme Eltern zu besitzen, welche vor allem bestrebt waren, die heilige Gottesfurcht unaustilgbar in ihr junges Herz zu pflanzen. Und das hochbegnadigte Kind wuchs unter dem Einfluß gottseliger Beispiele und Lehren rasch zu einer herrlichen Blume im Garten Gottes heran. Kaum der Wiege entwachsen, lernte und übte Zita die heilsamste Wissenschaft des Lebens: beten und arbeiten. Sobald sie dazu fähig war, half sie freudig und bereitwillig im Hause und im Felde. Andächtig beten und den Eltern Freude machen, war ihr größtes Glück. Sagte die Mutter: „Kind, dieses gefällt dem lieben Gott, und jenes beleidigt Ihn“ — so war das genug für sie, um das eine zu thun und das andere zu lassen. Das von Gott Gewollte erkennen und üben war für sie eins und dasselbe. In Kirche und Schule zeichnete sie sich vor allen Kindern aus. Ihr Pfarrer sagte von ihr:

„Daß Zita ein engelreines, frommes Kind sei, davon bin ich überzeugt; ich habe immer mit Wohlgefallen und mit dem innigsten Dankgefühle gegen Gott meine

Beobachtungen über sie gemacht. Sie suchte sich in der Kirche die richtigsten Plätze aus, am liebsten war sie in der Nähe des allerheiligsten Sacramentes, oder am Altare Mariens; sie schien da kein Auge und kein Ohr zu haben, wußte nichts von dem den Kindern so natürlichen Vorwitze, sondern sie kniete mit gesenktem Blicke und mit gefaltenen Händen ganze Stunden unbeweglich auf dem Steinpflaster, daß ich mich verwunderte, wie sie es nur aushalten könnte. Ihr Angesicht glühte vor heiliger Andacht, wie das Antlitz eines Engels, und ich habe öfters bemerkt, daß in ihrer Nähe auch die sonst leichtsinnigsten Kinder und auch Erwachsene ganz ruhig und andächtig sich verhielten. In der Schule war sie durch Fleiß und Sittlichkeit gleich ausgezeichnet und das liebenswürdigste Muster aller übrigen Kinder. Bei aller Auszeichnung, die ihr zu theil wurde, war doch niemand, der sie darum beneidete, weil sie durch ihre Demuth, Bescheidenheit und Liebe die Herzen aller übrigen gewonnen hatte. Ich habe niemals eine Klage über sie vernommen; ich habe niemals bemerkt, daß man an ihr etwas hätte tadeln können. Was mir am meisten aufgefallen, war dieses, daß ich sie, besonders nach der heiligen Communion, lange Zeit beten sah, ohne daß sie vom Gebetbuch Gebrauch machte, was bei einem so jungen Mädchen nicht anders möglich ist, als durch eine besondere Erleuchtung und Führung des heiligen Geistes.

„Welchen Abscheu Zita vor der Sünde hatte, bewies mir folgender Vorfall, von welchem ich Augenzeuge war. Ich erklärte eines Tages in der Schule den Kindern, was für eine Bosheit gegen Gott die Sünde in sich schließe, und stellte, um dies den Kleinen einigermaßen anschaulich zu machen, die Eigenschaften Gottes, seine Güte, Liebe, Majestät, Schönheit, den Eigenschaften der Sünde, ihrer Niedrigkeit, Undankbarkeit und Häßlichkeit, gegenüber, erzählte dann zum Beweise, wie Gott sie deshalb strafen muß, den Sturz der Engel, den Fall der ersten

Menschen, und fügte bei, wie der Sohn Gottes selbst wegen der Sünde am Kreuze gestorben ist. Nach dem Unterrichte nahte sich mir Zita schüchtern mit der Frage, ob denn die Menschen auch jetzt noch sündigten, und auf mein: „Ja, leider!“ wurde sie plötzlich leichenblaß, und sank wie ohnmächtig zu Boden.“

So war Zita, als sie, zwölf Jahre alt, in einen Dienst trat. Verständig genug, um zu sehen, daß die Eltern kaum mehr im stande seien, die Familie zu ernähren, und an Arbeit bereits gewöhnt, sprach sie selbst den Wunsch und die Bitte aus, daß man sie in einen Dienst gebe; sie hoffe mit der Gnade Gottes, Kost und Kleidung selbst verdienen zu können. So nahm Lombardus eines Tages sein liebes Töchterlein mit nach Lucca, wohin er wegen eines Geschäftes reisen mußte, um daselbst einen geeigneten Platz für es zu suchen. In Lucca angekommen, ging er mit Zita zuerst in eine Kirche, um dort eine heilige Messe anzuhören; denn an Gottes Segen, meinte er, ist ja alles gelegen. Dann suchte er seinen Freund, zu dem ihn sein Geschäft führte, und eröffnete ihm, nachdem dasselbe abgethan war, warum er Zita mitgenommen.

Während Lombardus und sein Freund noch im Gespräche waren, trat ein vornehmer Herr von Lucca, namens Fatinelli, herein. Als derselbe erfahren, daß Zita einen Dienst suche, sagte er zu deren Vater: „Gewiß, ein guter Engel hat uns heute zusammengeführt. Meine Frau sucht schon lange ein Mädchen für unsere Kinder. Kommet daher um die Mittagsstunde in mein Haus.“ Lombardus kam zur anberaumten Zeit. Frau Fatinelli fand Gefallen an Zita und behielt sie sogleich bei sich.

II.

Zita verblieb bei der Familie Fatinelli achtundvierzig Jahre, d. h. bis zu ihrem Tode. Das gereicht sowohl der Dienstherrschaft als ihr zu Lob und Ehre. Frau Fati=

nelli vertraute ihr das Kostbarste an, was sie hatte, nämlich ihre noch kleinen Kinder, und weihte sie sogleich in die frommen Grundsätze ein, nach denen sie dieselben erzogen wissen wollte. Vor allem solle sie ihre Pflegebefohlenen Gott fürchten und die Sünde meiden lehren. Auch schärfte sie ihr ein, dieselben niemals mit andern Kindern unter was immer für einem Vorwande zusammenkommen zu lassen, ohne daß sie selbst gegenwärtig wäre. Die ersten Tage überwachte Frau Fatinelli ihr neugeworbenes Dienstmädchen sorgfältig, bald aber überzeugte sie sich, daß Zita ihre kühnsten Erwartungen weit übertraf, und daß sie ihr die Kinder mit gutem Gewissen ganz überlassen dürfe.

Zita war ein sehr frommes, verständiges, folgsames und höchst gewissenhaftes Mädchen, das die ihr anvertrauten Kinder durch Wort und Beispiel frühzeitig zur Tugend und Frömmigkeit anleitete. Ihr Leben war für die Kleinen eine beständige Mahnung zum Guten. Morgens erhob sie sich sehr frühe von ihrem Lager, theils um Zeit für das Gebet zu gewinnen, theils, weil sie so züchtig war, daß sie beim Aufstehen und Ankleiden nicht einmal das Auge der arglosesten Unschuld als Zeuge dulden wollte. Angekleidet warf sie sich vor einem Crucifixe nieder und betete ihr Morgengebet. Dabei unterließ sie nie, sich und die ihr Anvertrauten dem Schutze Mariens, ihrer hl. Patrone und insbesondere der hl. Schutzengel zu empfehlen. Sie begnügte sich aber nicht mit einem einfachen Morgengebet, sondern ließ demselben eine Betrachtung folgen; besonders gerne betrachtete sie das bittere Leiden und Sterben Jesu Christi. So betete und betrachtete sie, bis eines der Kinder erwachte; dann eilte sie zu demselben und drückte ihm das heilige Kreuz auf die Stirne. Sobald die Kinder dazu fähig waren, mußten sie ebenfalls beten, und Zita betete ihnen vor. Sie wendete keinen Zwang an; alles war bei ihr so natürlich, so ungezwungen, so anmuthig und doch so weihevoll, daß es für

die Kleinen eine wahre Freude war, mit ihr zum lieben Gott zu beten.

Nach dem Morgengebete ging Zita mit den Kindern regelmäßig zu deren Eltern; sie mußten dem Vater und der Mutter nach einem herzlichen Morgengruße ehrerbietig die Hände küssen, was sie jederzeit auch selber that. Sie hatte dieses in ihrem Vaterhause sich angewöhnt und beobachtete es auch hier, weil sie die Dienstherrschaft als die Stellvertreter ihrer Eltern betrachtete und als solche ehrte. Diese Uebung, welche Zita einführte, machte Fatinelli und seiner Frau nicht wenig Freude. Mit jedem Tage gewannen sie die neue Kindsmagd lieber. Man fand nichts an ihr, was man hätte tadeln können.

War Frau Fatinelli nach dem Frühstücke mit den verschiedenen Aufträgen und Befehlen an die zahlreiche Dienerschaft zu Ende, so nahm sie die Kinder zu sich und ließ Zita in die Kirche gehen, damit sie eine hl. Messe anhöre. Zita nahm diese Begünstigung mit vielem Dank entgegen und erflehte ihrer Herrschaft nicht allein übernatürliche Gnaden, sondern auch reichen Segen in zeitlichen Dingen. Frau Fatinelli und ihr Eheherr sprachen sich oft nicht ohne Verwunderung darüber aus, wie der Segen Gottes, seitdem sie Zita in Dienst genommen, sichtlich über ihr ganzes Haus und ihr weitläufiges Geschäft sich ergossen habe. Wie einst Putiphar's Haus um des unschuldigen Joseph willen vom Himmel reichlich gesegnet wurde, so hier das Haus Fatinelli's wegen Zita.

An Sonn- und Feiertagen wurde Zita in den Vor- und Nachmittags-Gottesdienst, in Predigt und Christenlehre geschickt, denn Frau Fatinelli ging von dem Grundsatze aus, daß, je besser und treuer eine Magd Gott diene, man in allen andern Dingen um so sicherer auf sie rechnen könne. Sie besorgte dann die Kinder in der Zwischenzeit selbst. Zita empfing auch fleißig die heiligen Sacramente. Wie auf gutem Stahl der Hauch nicht haften bleibt, so war sie bestrebt, auch die kleinsten Fehler

sobald wie möglich im Sacramente der Buße durch das Blut Jesu Christi wieder auszulöschen.

Was vom Beginn des Tages gesagt wurde, gilt beziehungsweise auch von dessen Schluß. Untertags war Zita eifrig in Erneuerung der guten Meinung. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß alle ihre Arbeiten ein ununterbrochenes Gebet waren. So ungfähr war ihr äußeres religiöses Leben. Es ist da nichts Besonderes, sondern was sie that, kann und soll jede andere auch thun.

Zita mußte mit ihren lieben Kleinen täglich, wo es thunlich war, ins Freie gehen, um ihnen frische Luft und Bewegung zu verschaffen. Zuerst war der schöne große Garten ihrer Herrschaft für diesen Zweck bestimmt. Wurden Spiele gemacht, so spielte Zita regelmäßig mit und wußte mit eigenthümlichem Geschick die aufkeimenden Leidenschaften, wie sie sich bei solchen Anläßen nur zu gerne zeigen, gleich bei ihrem Erwachen niederzuhalten und zu ertödten. Sie benahm sich dabei nicht herrisch oder gewaltthätig, sondern sanft, freundlich, liebevoll, mehr bittend als befehlend, und war vor allem bemüht, die jungen Herzen immer und überall aufwärts zum Himmel, zum guten Vater aller Menschen zu lenken. Sie erzählte ihnen, wie dieser Vater, selbst nicht sichtbar, doch alles sehe, alles höre, alles wisse, selbst die geheimsten Wünsche und Gedanken aller Menschen, wie Er alles Gute, auch das Geringste, reichlich belohne, aber auch alles Böse in seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit bestrafe.

Später mußte Zita ihre Pflegebefohlenen auf den öffentlichen Spielplatz außerhalb der Stadt Lucca führen, weil es Uebung war, daß die Kinder vornehmer Familien zu gewissen Abendstunden alldort zusammenkamen. Jetzt verdoppelte sie beim Hin- und Rückgang durch die Gassen der Stadt und auf dem Spielplatze selbst ihre Umsicht und Wachsamkeit. Viele Kindermädchen kamen dort zusammen, aber keines war zu finden, das sich mit Zita an Pflichttreue hätte messen dürfen.

War Zita nicht mit den Kindern beschäftigt, so eilte sie, einem ihrer Mitdienstboten bei der Arbeit behilflich zu sein; sie wußte nichts von dem eigensüchtigen Grundsatz: „Das geht mich nichts an." Wo sie jemand einen Gefallen thun konnte, that sie es mit Freuden. Unausgesetzte Thätigkeit war ein Grundzug ihres Lebens. In den achtundvierzig Jahren ihres Dienstes, meint einer ihrer Lebensbeschreiber, sei keine Viertelstunde gewesen, in der sie völlig müßig war. Die sechs ersten Jahre diente sie als Kindsmagd, hierauf einige Zeit als Kammermädchen ihrer Herrin; dann kam sie in die Küche, und zwar als Küchenmagd.

III.

„Alle, welche gottselig leben wollen," sagt die Schrift, „müssen Verfolgung leiden." Das sollte Zita auch an sich erfahren. Der neue Dienst in der Küche war nicht blos viel mühevoller und beschwerlicher, als der eines Kammermädchens, sondern setzte sie auch den Quälereien einiger böswilliger Mitdienstboten aus, denen Zita's sittenreiner Wandel schon längst ein Dorn im Auge gewesen. Dieselben glaubten, Zita sei bei der Dienstherrschaft aus der Gnade gefallen und deswegen zur Küchenmagd degradirt worden. Das bot ihnen willkommene Gelegenheit, ihren lange verhaltenen Aerger an dem unschuldigen Mädchen in einer Weise auszulassen, daß man hätte glauben sollen, auch ein Engel des Himmels müßte darob die Geduld verlieren. „So ist's recht," flüsterte man sich leise zu, doch laut genug, daß Zita jedes Wort verstand, „so ist's recht! Die zarten weißen Händchen, die am Putztisch bisher nur Gold- und Seidenstoffe und feine Schmucksachen berührten, können jetzt mit rußigen Töpfen und schwarzen Feuerbränden vorlieb nehmen, und das schöne Gesichtchen, weiß und roth wie Milch und Blut, mit Rauch und Asche Bekanntschaft machen. Die durchtriebene Schmeichlerin hat

lange genug die erste Rolle gespielt; jetzt soll sie auch einmal sehen, wie es ist, wenn man etwas weiter unten steht. Die frommen Mienen, das viele Beten, die gottseligen Gespräche werden ihr nun bald verleiden; sie soll es jetzt fühlen, daß sie ein gemeines Bauernkind ist und weiter nichts." So und ähnlich tönte es in ihre Ohren. Aber man beschimpfte und schmähte sie auch ins Gesicht, verspottete sie ob ihrer Frömmigkeit, verkleinerte und verleumdete sie bei der Herrschaft. Gott ließ dies zu, um an diesem Beispiel zu zeigen, welche Wunder die Gnade thut.

Auch der Gehässigsten in der Küche gelang es nicht, die Geduld Zita's zu erschüttern; denn in ihrer unvergleichlichen Demuth und Friedensliebe bat dieselbe ihre Verfolgerinnen selbst um Verzeihung, als ob diese im Recht, sie aber im Unrecht wäre. „Vergebt mir," sagte sie sanft und milde, „was ich gefehlt habe, damit der liebe Gott auch euch vergebe; aber ich bitte, zürnet nicht, denn der Zorn würde Ihn beleidigen." Sah sie sich von allen zurückgestoßen, so hielt sie sich um ihrer Sünden willen keiner bessern Behandlung werth; von allen verachtet, verachtete sie sich selbst noch mehr. Jesus war ihr Vorbild; wie Er Schweigen, Geduld und Gebet seinen Verfolgern entgegensetzte, so auch Zita ihren Gegnerinnen; nie fiel es ihr ein, bei der Herrschaft Klage zu führen. Nach und nach hörten die Quälereien auf; Zita's heroische Selbstbeherrschung rang ihren Feinden Achtung und Ehrfurcht ab. Solcher Tugend waren sie in ihrem Leben nie und nirgends begegnet.

Nach einiger Zeit erhielt Zita die Oberleitung der Küche. Unter ihrer Vorgängerin hatte daselbst eine grauenhafte Unordnung geherrscht. Nichts war an seinem richtigen Platze, und unverantwortliche Verschleppungen von Eßwaaren kamen täglich vor. Der Herr that bei seinen vielen Berufsgeschäften keinen Einblick in die Küche; die Hausfrau aber sah nur das Nächstliegende und Augen=

fällige und die Aufzeichnungen, welche man ihr vorlegte, waren gewissenlos gefälscht. Zita half dem gründlich ab. Jeden Morgen ging sie zu Frau Fatinelli, um sich die nöthigen Weisungen und Befehle zu erbitten; alles, was angekauft und verbraucht wurde, schrieb sie gewissenhaft auf. So kamen viele Uebelstände früherer Zeiten ans Licht. Die Auslagen für die Mundvorräthe waren nun um ein Drittheil geringer, ohne daß jemand weniger gut bedacht war. Die Herrin traute kaum ihren Augen; erst nach und nach kam sie zu voller Erkenntniß der frühern Mißwirthschaft, und sie konnte es sich fast nicht verzeihen, daß sie Zita den so wichtigen Posten der Köchin und Speisemeisterin nicht schon eher anvertraut habe.

Trotzdem nun strenge Ordnung herrschte, wußten sich einige Dienstboten zu den ihnen angewiesenen Speisen andere, bessere zu erschleichen. Zita bemerkte dies und wurde darüber sehr traurig; sie fühlte sich von ihrem Gewissen gedrängt, diese Treulosigkeit der Hausfrau mitzutheilen; anderseits that es ihr äußerst wehe, jemanden verklagen zu müssen. So verlor sie für einige Zeit ihre gewohnte Heiterkeit, und Kummer malte sich auf ihrer reinen Stirne. Die Hausfrau gewahrte dies bald und fragte sie um die Ursache ihres gedrückten Wesens; da kniete Zita unter einem Strome von Thränen vor ihr nieder und bekannte, was ihr Herz beengte, bat aber so innig und kindlich um Verzeihung für die Schuldigen, daß ihr die Herrin in die Hand versprach, über alles Geschehene zu schweigen, bis sie selbst Gelegenheit hätte, Erfahrung zu machen. Sie hatte nun ein wachsames Auge, entdeckte bald die Treulosigkeit und stellte sie ab. Wie hat da Zita so schön sowohl dem Gewissen als der Liebe Rechnung zu tragen gewußt!

Zita hatte eine unbegrenzte Liebe zu den Armen, doch verschenkte sie nichts hinter dem Rücken ihrer Dienstherrschaft; wohl aber that sie alles, was sie nur thun konnte, um bei derselben recht viel für die Nothleidenden zu

erwirken. Es gelang ihr, allmonatlich ein bestimmtes Sümmchen Geld, sowie sämmtliche Ueberbleibsel des Tisches für ihre lieben Armen zu gewinnen. Diese kamen in Schaaren zu ihr, und wenn das, was ihr zu geben erlaubt war, ausgegangen war, tröstete sie dieselben und hieß sie ein andermal kommen. Auch sparte sie sich, was sie konnte, am eigenen Munde ab, um es ihren Lieblingen zu geben, und fastete so nicht bloß aus Liebe zur Abtödtung, sondern auch aus Liebe zu den Armen. Ihren Lohn theilte sie in drei Theile; den ersten schickte sie regelmäßig den Eltern; den zweiten brauchte sie zu ihren nöthigsten Bedürfnissen, die äußerst gering waren; den dritten schenkte sie großmüthig den Armen. Wo sie Dürftige sah, blutete ihr Herz, und es that ihr recht wehe, nicht helfen zu können. Immer und immer wieder trat sie vor ihre Gebieterin, die eine mitleidige Frau war, und bat sie bald um ein abgenütztes Kleidungsstück, bald um ein entbehrliches Möbel, bald um etwas Geld für verschämte Arme und brachte diesen das Erhaltene jubelnden Herzens ins Haus. Und wenn Frau Fatinelli mitunter befürchtete, so könnte das Haus am Ende verarmen, sprach Zita: „Ach nein! Sagen nicht die Rechnungsbücher, daß die Ausgaben jetzt nicht größer sind als früher, die Einnahmen aber bedeutend größer, ohne daß man einen andern Grund angeben könnte als Gottes Segen?"

Zita konnte niemand etwas abschlagen, und ihr Gottvertrauen war grenzenlos. Eines Tages kam ein altersschwacher Bettler zu ihr und bat sie um einen Trunk Wein. Zita hatte keinen Wein zur Hand, wußte auch augenblicklich keinen zu bekommen. Der Anblick des zitternden Greises rührte sie; sie sammelte sich einen Augenblick zu einem heißen Schußgebete, aufblickend zum Geber alles Guten, eilte mit einem Kruge zum Brunnen, schöpfte Wasser, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber und reichte es dem Bettler, und — siehe da! — es war der köstlichste, kräftigste Wein.

Zwölf Jahre hatte Zita zur vollsten Zufriedenheit ihrer Dienstherrschaft der Küche vorgestanden, als Frau



Die heilige Zita.

Fatinelli tödtlich erkrankte. Nun wich die treue Dienerin weder bei Tag noch bei Nacht von dem Lager ihrer Herrin, und halbe Nächte betete sie unter Thränen um deren Ge=

nesung. Doch Gott hatte es anders beschlossen. Bevor es zum Sterben kam, beschwor Frau Fatinelli ihre liebe Zita, sie möchte doch, solange sie lebte, ihr Haus nicht verlassen, sondern nach ihrem Tode dem Manne und den Kindern die treue Stütze bleiben, die sie der ganzen Familie bisanhin gewesen. Sie würde getrost sterben, wenn sie diese Beruhigung mit sich ins Grab nehmen könne. Ihren Mann bat sie, das ganze Hauswesen Zita anvertrauen zu wollen. Fatinelli und Zita, deren Eltern kurz vorher gestorben waren, legten das gewünschte Versprechen ab, und so verschied Frau Fatinelli ruhig im Herrn. Zita hielt sie ihr Lebenlang in dankbarem Andenken.

IV.

Nach der Bestattung seiner Gemahlin ließ Fatinelli Zita sogleich vor sich kommen und übergab ihr voll Vertrauen die Leitung des gesammten Hauswesens ohne irgendwelche Einschränkung. Hierüber waren sowohl die Dienstboten als auch die Söhne und Töchter des Hauses hocherfreut. Erstere hatten Zita längst nach ihrem wahren Werthe kennen gelernt und wußten, daß sie an ihr keine hochfahrende Herrin, sondern vielmehr eine liebevolle Mutter haben würden; letztere aber hatten seit ihrer ersten Kindheit große Anhänglichkeit an dieselbe und ehrten sie wie ihre zweite Mutter.

Mit einem demüthigen und bittenden Aufblicke zum lieben Gott und dem entschlossenen Willen, für das Wohl des Hauses bestens zu sorgen, trat Zita ihren neuen Posten an, den sie mit einer Umsicht und Klugheit verwaltete, daß die gewandteste Hausfrau es nicht besser hätte machen können. Die Buchführung war musterhaft; alle Wochen, alle Monate, jedes Jahr legte sie ihrem Herrn die genaueste Rechnung ab. Sie handelte nicht herrisch und eigenmächtig, sondern alles geschah im Einverständniß mit ihrem Herrn. Die Arbeiten vertheilte

sie verständig und rücksichtsvoll, und mit großem Geschick wußte sie etwaigen unter den Dienstboten auftauchenden sittlichen Gefahren vorzubeugen oder denselben zu begegnen. Sie brachte auch das häusliche Gebet in Uebung und setzte es durch, daß die Dienstboten den Sonntag in erbaulicher Weise heiligten und häufig die heiligen Sacramente empfingen. Alles dies geschah ohne jeden Zwang. Zita's Auge wachte über alles, selbst in der Nacht; denn sie schlief nur wenige Stunden und verwendete die übrige Zeit zum Gebete. Betend durchwanderte sie die Gänge des Hauses und sah nach, ob alle zu Hause seien, und ob nichts Ungebührliches vorkomme. So war sie der sichtbare Schutzengel aller. Die Guten achteten und liebten sie; die Bösen scheuten sie und hielten es auf die Dauer in ihrer Nähe nicht aus. Es ist wahrhaft erstaunlich, was die demüthige Magd des Herrn in Fatinelli's Haus alles zu stande gebracht hat. Der Segen Gottes begleitete sie auf Schritt und Tritt.

Wenn unzulässige Dinge vorkamen, so brach Zita nicht sogleich den Stab über die Schuldigen, wohl aber wandte sie sorgfältig alle Mittel an, um sie zu bessern. Ihre Liebe war wachsam, unermüdlich, erfinderisch und vor allem aufrichtig. Davon nur ein Beispiel. Eine leichtsinnige Magd, welche bei Fatinelli in Dienst getreten war, unterhielt mit einem jungen Manne außer dem Hause einen gefährlichen Umgang. Das Stelldichein wurde je auf die Nachmittagsstunden des Sonntags angesetzt, welche den Dienstboten freigegeben wurden, damit sie zur Kirche gehen könnten. Zita's wachsames Auge entdeckte bald, auf welchen Abwegen das bethörte Mädchen wandelte, und beschloß, es vor dem Untergange zu retten. Sie wußte, an welchen Ort das leichfertige Paar sich zu begeben pflegte, und ging ihm eines Sonntags entgegen; mit niedergeschlagenen Augen schritt sie, ohne zu grüßen, an beiden vorüber. Die Magd war wie angedonnert und erwartete nichts anders, als daß sie bei

ihrer Zurückkunft aus dem Dienste entlassen würde. Aber der Abend verging, und Zita sagte nichts; ebenso der andere Tag und die ganze Woche. Für die Schuldbewußte war dies eine wahre Marterwoche; schreckliche Gewissensbisse quälten sie, und die Furcht, auf die Gasse hinausgestellt zu werden, ließ ihr keine Ruhe.

Samstags nach dem Mittagessen kam Zita auf das Zimmer der Magd und ersuchte sie freundlich, mit ihr zu der anderthalb Stunden entfernten Schutzengel-Kirche zu gehen, wohin sie wo möglich alle Samstage wallfahrtete. Die ganze Woche hatte sie viel für die Verirrte gebetet, und manches Bußwerk für dieselbe aufgeopfert; der Gang zu jener Kirche nun sollte die Entscheidung bringen. In der Kirche angekommen, warf sich Zita an den Stufen des Altars nieder und betete mit großer Inbrunst und unter heißen Thränen um die Bekehrung und Rettung ihrer unglücklichen Begleiterin. Diese wurde beim Anblick der heiligen Beterin tief ergriffen. „Sie so englisch rein und unschuldig," sprach sie zu sich, „und ich so unrein und schuldbeladen! Nein, so darf's nicht länger sein!" Dieser Gegensatz brach ihr das Herz und zog sie ebenfalls auf den Boden nieder. „Warum, liebe Zita, weint Ihr? Gewiß meinetwegen, über meine Sünden?" „Ja," antwortete Zita, „um deine kostbare Seele, die das Blut meines Heilandes gekostet hat, und die der hl. Schutzengel umsonst bewacht. Sieh, da ist dein Gott und Erlöser; wende dich an Ihn; Er verzeiht dir gerne!" Die Magd brach in einen Strom von Thränen aus und betete lange schluchzend an den Stufen des Altars und dann sprach sie zu Zita: „Ach, was soll ich thun? Zu allem bin ich gern bereit. Ach, gute Herrin, helft mir doch!" Da fiel ihr Zita um den Hals und sprach: „Fasse Muth, dem sündhaften Verhältniß entsage ganz und auf immer; lege eine gründliche Generalbeicht ab; fange ganz von vorne an, und du wirst gerettet sein."

Die Magd bekehrte sich aufrichtig, wurde Zita's Trost

und Freude und ihre treueste Nachfolgerin. Wie viel besser war es so, als wenn Zita dieselbe hart gescholten und entlassen hätte! Wie oft handelt der Eifer verkehrt, weil ihn nicht echte Liebe beseelt.

Hatte Zita schon als Köchin viele und reichliche Almosen gespendet, so gewann sie als Haushälterin hiefür einen noch größern und freiern Spielraum; denn Herr Fatinelli legte ihr hierin keinerlei Einschränkung auf, da er überzeugt war, daß sie das Haus nicht herunterkommen lassen werde. Es grenzt wirklich an das Wunderbare, was sie als Wohlthäterin den Armen geleistet hat, und wenn sie da und dort über die Grenzen hinauszugehen schien, kam ihr die göttliche Vorsehung stets zu Hilfe.

Bei einer großen Hungersnoth strömten die Armen in Schaaren herzu. Eines Tages waren alle Vorräthe erschöpft, als noch eine Mutter mit ein paar Kindern kam, und Zita anflehte, sie vom Hungertode zu erretten. Was thun! Es waren nur noch einige Säcke Bohnen vorhanden, die aber bereits verkauft waren. „Noth bricht Eisen," dachte Zita und griff zu. Auch noch anderen Armen gab sie davon. Nun kam der Käufer, um die Bohnen in Empfang zu nehmen, und Herr Fatinelli befahl Zita, dieselben dem Manne verabfolgen zu lassen. Mit zitterndem Herzen kam sie dem Befehle nach, aber wie freudig war sie überrascht, als sich der Vorrath unvermindert zeigte. Voll Dankes gegen Gott theilte sie ihrem Herrn das Wunder mit, um dessen Vertrauen auf den Segen des Himmels zu stärken.

Zita's Gehorsam war bewunderungswürdig. Eines Tages wollte der älteste Sohn Fatinelli's einer fremden Dame, die gerade auf Besuch war, ein Beispiel davon geben. Ein furchtbares Gewitter hatte eben begonnen; der Himmel goß den Regen wie in Eimern herab und verwandelte die Straßen der Stadt in Gießbäche. Der junge Herr ließ Zita rufen und ertheilte ihr den Auftrag, sogleich wegen einer gewissen Angelegenheit nach einem Hause außer=

halb der Stadt zu gehen. Augenblicklich begab sie sich, ohne eine Miene zu verziehen, auf den Weg, obwohl das Wetter tobte, daß man kein Thier hätte hinausschicken sollen. Groß war das Staunen darüber, aber noch mehr verwunderte man sich, als Zita zurückkehrte; denn sie war nicht naß geworden. „Wie ein Gewölbe von Perlen," sagt ein Bericht, „war der Regen über ihr stehen geblieben." Zita pflegte in ihrem spätern Alter zu sagen: „Die vorzüglichsten Eigenschaften einer christlichen Magd sind die Furcht Gottes, der Gehorsam, die Treue und die Liebe zur Arbeit." Und was sie da andern vorschrieb, übte sie selbst von der frühesten Jugend bis ins Alter.

Strenge gegen sich, war Zita nie vorschnell im Tadel gegen andere, immer geneigt, von ihnen eine gute Meinung zu hegen. Und war in Fatinelli's Haus wirklich Strafbares geschehen, das man nicht entschuldigen konnte, so suchte sie ihren Gebieter immer zur Milde und zum Verzeihen zu stimmen. Man bemerkte oft, daß er ihr auswich, wenn er voll Aerger oder übler Laune war; an ihrer englischen Geduld und himmlischen Sanftmuth brach sein Zorn zusammen. So schaltete und waltete Zita im Hause Fatinelli's in verschiedenen Stellungen ununterbrochen beinahe ein halbes Jahrhundert als demüthige Magd des Herrn.

V.

Fatinelli hätte Zita's Alter gerne, soviel in seinen Kräften stand, leicht und angenehm gemacht; sie hatte das um sein Haus wohl verdient. Aber bescheiden schlug sie jede Erleichterung in der Arbeit, jede bessere Kost und bequemere Wohnung aus. Das ärmlichste Zimmer war ihr das liebste. Ihre Arbeiten suchte sie immer verdienstlicher, ihre Gebete inbrünstiger, ihre Abtödtungen vollkommener zu machen. Je mehr sie dem Ziele nahte, desto

unermüdlicher schritt sie dem Gipfel der Vollkommenheit zu. Alles, was sie errungen, hielt sie für nichts; nur nach dem Vollkommneren, das noch vor ihr lag, streckte sie ihre Hände aus. Ihr Wandel war ununterbrochen im Himmel, obschon ihr Aeußeres nichts Besonderes oder Auffallendes zeigte. Jesus Christus war ihr Eines und Alles, — nach Ihm verlangen, ihr Leben. Und als endlich die Stunde ihrer Erlösung gekommen, ertönte die Stimme ihres göttlichen Geliebten: „Stehe auf, meine Freundin, und komme; denn der Winter ist schon vorüber!" (Hohel. 2, 10. 11.) Ja, der Winter eines flüchtigen Erdenlebens hatte sein Ende erreicht.

Zita war bis anhin nie ernstlich krank gewesen. Als sie sich daher eines Tages fieberkrank zu Bette legte, war man in Fatinelli's Haus sogleich allgemein um ihr Leben besorgt. Das Fieber nahm sofort einen heftigen Verlauf, und in den fünf Tagen, die bis zu ihrem Tode verliefen, litt sie unsägliche Schmerzen. Fatinelli und seine Kinder besuchten sie täglich; viele Frauen der Stadt ebenfalls; viele Thränen wurden an ihrem Bette geweint. Zita achtete auf alles nur wenig und bereitete sich friedlich vor zum bevorstehenden Heimgang in die Ewigkeit zu Jesus, ihrem göttlichen Bräutigam. Mit großer Andacht empfing sie die letzte Oelung und das Sacrament der Buße und bat dann unter heißen Thränen alle Anwesenden um Verzeihung wegen der tausend Pflichtverletzungen, welche sie gegen dieselben begangen habe. Und als der selige Augenblick gekommen, da der Gott ihres Herzens zum letzten Male in Brodesgestalt sie heimsuchte, um ihre Wegzehrung zu werden, da flammte ein überirdisches Licht in ihrem Auge auf; sie legte ihre weißen Hände zum Gebete zusammen und gab ihre gebenedeite Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück. Es war an einem Mittwoch, den 27. April 1278.

In dem Augenblicke ihres Verscheidens — es war nachmittags drei Uhr — ging ein herrlicher Stern über

Lucca auf, sein Glanz wurde vom Sonnenlicht nicht verdunkelt, und tausende sahen ihn mit Verwunderung. Und noch ehe die Kunde ihres Todes sich verbreitet hatte, hörte man die Kinder frohlockend durch die Straßen und über die Plätze eilen und einander zurufen: „Kommet, kommet! wir wollen die Heilige sehen, die in Fatinelli's Hause gestorben ist.“ Die ganze Stadt kam in Bewegung; alles wollte die Heilige noch einmal sehen.

Der heilige Leib wurde zuerst in die Kirche St. Frediano übertragen, in welcher er auch begraben wurde. Schon während der Aussetzung geschahen viele Wunder. Ein Zeitgenosse berichtet darüber wörtlich: „Immer und immer wieder leuchten Zeichen, erglänzen Wunder, daß die Menschen darüber vor Freude weinen. Die Blinden sehen, die Tauben hören, die Verstümmelten leben wieder auf, die Lahmen gehen, die Stummen reden, die Fieberkranken werden gesund, die unreinen Geister werden ausgetrieben; alles, alles scheint der Heiligen zu gehorchen.“

Da der Herr seine Dienerin also verherrlichte, konnte es nicht ausbleiben, daß Zita zuerst vom gläubigen Volke in Lucca und Umgebung, bald aber in ganz Italien und in andern Ländern allgemein als Heilige verehrt wurde, und ihr schon am fünften Jahrestage nach ihrem Tode die öffentliche und feierliche Verehrung der Kirche zuerkannt ward, obschon ihre eigentliche Heiligsprechung erst 1696 unter Papst Innocenz XII. erfolgte. — An diesem armen Bauernmädchen hat Gott wieder einmal recht augenfällig kund gethan, daß Er die Niedrigen aus dem Staube erhebt. Zita aber ruft uns von des Himmels Glorie aus mit ihrem göttlichen Bräutigam eindringlich das Mahnwort zu: „Lernet von Mir; denn Ich war sanftmüthig und demüthig von Herzen.“

Der heilige Johannes von Gott als Buchhändler, Krankenpfleger und Armenvater.

I.

Johannes wurde am 8. März 1495 zu Monte Major im Königreiche Portugal von armen Eltern geboren. Dieselben gaben ihm eine gute, tief religiöse Erziehung. Besonders war seine brave Mutter aufs eifrigste bestrebt, ihm heilige Gottesfurcht und eine zarte Liebe zur Mutter Gottes einzuflößen. So wuchs der Knabe in aller Unschuld auf. Als er ungefähr neun Jahre alt war, sprach eines Tages ein fremder Reisender, der sich für einen Priester ausgab, im elterlichen Hause zu, und man hielt ihn über Nacht. Abends erzählte er, was für Wunderdinge in der großen, weiten Welt zu sehen seien, besonders in der Hauptstadt Spaniens, in Madrid. Der Kleine hörte begierig dem Erzähler zu, und es erfaßte ihn ein solch unwiderstehliches Verlangen, alle diese Dinge selbst zu sehen, daß er am andern Tage den Eltern heimlich davon lief und mit dem Fremden ging, der gewissenlos genug war, den Knaben ohne Wissen und Willen der Eltern mit sich zu nehmen. Vergebens forschten dieselben nach dem Vermißten; niemand wußte, wohin er gekommen sei. Darüber grämte sich seine Mutter so sehr, daß sie nach drei Wochen starb. Inzwischen hatte der Fremde mit Johannes die Grenzen Portugals überschritten und war nach Oropesa in Spanien gekommen. Hier überließ er ihn herz- und gewissenlos seinem Schicksal und ging seines Weges weiter. Der arme Knabe sah sich rath- und hilflos auf die Gasse hinausgestellt und weinte bitterlich.

Die göttliche Vorsehung fügte es, daß der leichtsinnige, aber jetzt tief gebeugte kleine Portugiese mit dem Oberschäfer des Grafen von Oropesa zusammentraf. Dieser hatte Mitleid mit dem halbverhungerten, verlassenen Kna-

ben und stellte ihn zum Hüten seiner Heerde an. Als Schafhirte hielt sich Johannes brav und tadellos. Er war fleißig, treu und redlich; die Unschuld strahlte aus seinen Augen. Beim Hüten betete er täglich andächtig den heiligen Rosenkranz. Des Himmels Segen kam sichtlich mit ihm in das Haus seines Herrn. Dieser gewann ihn nach und nach so lieb und schätzte ihn so sehr, daß er, nachdem Johannes etliche Jahre bei ihm gedient, ihm sogar seine Tochter zur Frau anbot. Johannes zeigte sich dankbar, sprach sich aber bestimmt dahin aus, daß er das Angebot nicht annehmen könne, weil er der Mutter Gottes jungfräuliche Keuschheit angelobt.

Um jene Zeit war Krieg zwischen dem deutschen Kaiser Karl V., der zugleich König von Spanien war, und König Franz I. von Frankreich. Der Graf von Oropesa mußte eine Anzahl Kriegsleute zur kaiserlichen Armee senden und warb deshalb junge Leute an; auch Johannes ließ sich anwerben und wurde Soldat. Durch das Sittenverderbniß seiner Genossen angesteckt, wurde er für einige Zeit selbst lasterhaft und gewissenlos. Aber selbst bei seinem Lasterleben vergaß er doch, besonders bei dringender Todesgefahr, die liebe Mutter Gottes nie. Einmal wurde er wunderbar aus den Händen der Feinde gerettet. Bald darauf mußte er gemachte Beute bewachen, aber es gelang schlauen Dieben, dieselben während der Nacht zu entwenden. Wegen seiner Unachtsamkeit zum Tode durch den Strang verurtheilt, wurde er ganz unverhofft begnadigt, aber schimpflich aus dem Dienste gestoßen. Diese zweimalige Rettung aus schwerer Gefahr schrieb Johannes dem Schutze der Mutter Gottes zu.

Dem wilden Soldatenleben entrissen, gab er der warnenden Stimme des Gewissens Gehör und entschloß sich, wieder den Weg der Tugend zu wandeln. Zuerst ging er nach Oropesa zurück und diente jenem Edelmanne, in dessen Dienst er früher so lange gestanden, mehrere Jahre als Schäfer. Darauf zog er mit der Mannschaft des

Grafen von Oropesa in den Türkenkrieg (1529). Nach dessen Beendigung machte er voll Andacht eine Wallfahrt nach St. Jacob von Compostella und besuchte seine Heimat, wo er den Tod seiner Eltern erfuhr. Jetzt überkam ihn die Reue über seine früheren Sünden mit besonderer Macht. Tief niedergebeugt lenkte er wiederum seine Schritte nach Spanien, wo er im Gebiete von Sevilla eine Schäferstelle erhielt. Hier hatte er auf einsamer Weide Gelegenheit genug, seiner Sünden zu gedenken und heiße Reuegebete zu Gott emporzusenden. Allmählich entstand in ihm das Verlangen, nach Afrika überzusetzen und dort sein Leben im Dienste der unglücklichen Christensclaven zu verbringen.

Das Verlangen ward zur That. In Gibraltar, wo er sich einschiffte, verdingte er sich einem portugiesischen Edelmanne, der sammt Familie verbannt worden war, als Diener und fuhr mit demselben nach der afrikanischen Stadt Ceuta. Hier gerieth der Edelmann durch Krankheit in große Noth. Da arbeitete Johannes als Handlanger beim Festungsbau und unterhielt mit seinem Lohne seinen Herrn sammt dessen Familie, bis derselbe wieder genesen war. Dieses Liebeswerk erzeugte in seinem Herzen großen Trost und süßen Frieden. Bald darauf reiste er auf den Rath seines Beichtvaters wieder nach Spanien zurück.

In Gibraltar, wohin sich Johannes zunächst begab, erwarb er sich durch seine Arbeit bald soviel Geld, daß er einen kleinen Handel anfangen konnte. Er kaufte religiöse Bilder, Gebetbücher und Katechismen, welche er in den Straßen und an den Kirchenthüren wieder verkaufte. Es dauerte nicht lange, da konnte er mit dem Gewinn, den dieser Handel ihm einbrachte, einen Laden anlegen, und sein Vorrath vergrößerte sich rasch. Er hatte bei seinem Geschäfte nicht so sehr den zeitlichen Vortheil im Auge, als den guten Einfluß, den er durch den Verkauf frommer Bücher auf das Volk ausüben könne. Darum

gab er seine Waare an Arme und an Kinder unentgeltlich und verkaufte oft unter dem Preise, nur damit die Leute in den Besitz guter Bücher kämen.

Von den phantastischen und abenteuerlichen, von Unsittlichkeiten manchmal nicht ganz freien Erzählungen, wie sie damals an der Mode waren, führte er auch einige in seinem Laden, aber nicht um sie zu verkaufen, sondern um die Leute über das Unsinnige und Gefährliche derselben zu belehren. Ueberhaupt war er bestrebt, in seinem Verkehre mit den Kunden in unauffälliger Weise gute Lehren und erbauliche Worte einfließen zu lassen. Hie und da wanderte er auch mit seinen Büchern und Bildern auf das Land hinaus, und hier, bei den schlichten Landleuten, wurden seine frommen Gespräche besonders gerne und dankbar angehört. So wirkte Johannes gleich einem Missionär, und der Herr segnete sein uneigennütziges Bemühen.

II.

Im Jahre 1538 siedelte Johannes, etwa dreiundvierzig Jahre alt, nach Granada über und miethete einen Laden am Hauptthore der Stadt. Aber nicht lange mehr sollte er sein Geschäft betreiben. Kurz nach seiner Ankunft in Granada predigte der gefeierte Geisteslehrer und Kanzelredner Johann von Avila am Feste des hl. Sebastian über die Häßlichkeit der Todsünde. Johann war unter den Zuhörern und fühlte sich wie angedonnert. Sein einstiges Sündenleben stand in den grellsten Farben vor seiner aufgeschreckten Seele. Er seufzte laut auf: „Barmherzigkeit! o Herr, Barmherzigkeit!“ eilte nach Hause, verschenkte den ganzen Inhalt seines Kaufladens an die Armen, durchzog die belebtesten Straßen der Stadt, schlug an seine Brust und rief laut: „Barmherzigkeit, o Gott! Barmherzigkeit mir armen Sünder!“ Der Pöbel und die Gassenbuben riefen: „Ein Narr, ein Narr!“ und verfolgten ihn mit Schimpfworten und mit Steinwürfen. Der Verfolgte

rief dazwischen: „Macht nur zu! Mehr Schimpf und Verachtung gebührt mir, der ich Gott selbst verachtet und beschimpft habe." Man hielt ihn für wahnsinnig und brachte ihn ins Irrenhaus. Dort wurde er unmenschlich hart behandelt, an Händen und Füßen gefesselt, mit Ruthen bis aufs Blut gepeitscht und bei nothdürftiger und schlechter Kost in eine enge Zelle eingesperrt, um, wie es hieß, seinen Irrsinn zu brechen. Johannes ertrug alles geduldig wie ein Lamm. Nach acht martervollen Monaten wurde er am Feste der hl. Ursula 1539, nachdem er untrügliche Zeichen seines gesunden Verstandes gegeben, für geheilt erklärt. Er blieb noch einige Zeit im Spitale und half die Kranken verpflegen, deren Elend ihn so rührte, daß er sich entschloß, sein ganzes Leben der leidenden und darbenden Menschheit zu widmen.

Johannes hatte kein Vermögen, aber seine Liebe zu den Nothleidenden war grenzenlos, und ebenso sein Gottvertrauen. Und dieses Gottvertrauen täuschte ihn nicht. Zuerst flossen die Almosen spärlich, dann aber immer reichlicher. So konnte er ein Haus miethen für seine armen Kranken; er machte daraus ein Spital. Sein Eifer war erfinderisch und unermüdlich. Kein Opfer war ihm zu schwer. Fand er verlassene Kranke oder Verkrüppelte, und deren gab es in großer Zahl, so lud er sie liebevoll auf seinen Rücken und trug sie ins Spital. Ein Priester schenkte ihm eine Summe Goldes, womit er Betten, Decken und andere Dinge kaufen konnte. Hatte man anfangs über sein Unternehmen mitleidig gelächelt, so fing man allmählich an, über seinen Erfolg zu staunen. Wenn er den ganzen Tag in unermüdlicher Geduld und heiligem Opfersinn im Dienste seiner armen Kranken zugebracht hatte, so ging er abends neun Uhr regelmäßig mit einem Tragkorbe auf dem Rücken und zwei großen Töpfen, welche vorn an einem Stricke von seinen Schultern herunterhingen, durch die Straßen und über die volkreichsten Plätze von Granada und rief bittend an die

Fenster hinauf: „Liebste Brüder, um Gotteswillen, thut euch selber Gutes!“ Diese neue Art zu betteln rührte viele, und die Liebesgaben flossen reichlich. So hielt er es beständig bis zu seinem Tode. Zurückgekehrt, erquickte er die Kranken, tröstete sie und durchwachte ganze Nächte mit ihnen, wie eine Mutter bei ihrem liebsten Kinde. Auch ermahnte er sie zum Bekenntniß ihrer Sünden. So war er ihnen ein wahrer Engel Gottes.

Diese Liebesdienste waren dem lieben Gott sehr angenehm. Schon hienieden wollte er darum seinen Diener in augenfälliger Weise dafür belohnen. Nicht selten schickte er ihm seine Engel, damit sie ihm bei der Pflege der Kranken hilfreich zur Seite ständen. Als Johannes einst einen Kranken auf der Straße aufgelesen, ins Spital getragen, dort in ein gutes Bett gelegt und ihm liebreich die Füße gewaschen hatte, sah er plötzlich statt des Kranken Jesus Christus mit seinen heiligen Wundmalen vor sich liegen, der ihn freundlich anschaute und zu ihm sprach: „Johannes, die Wohlthaten, die du andern erweisest, sind mir erwiesen. Meine Füße sind es, die du waschest, so oft du dieses Liebeswerk an einem andern übst.“ Johannes fühlte sich wunderbar getröstet und aufs innigste erfreut.

Im Stadtspitale brach eines Tages Feuer aus. Das verheerende Element griff rasch um sich. Das oberste Stockwerk, wo viele Kranke untergebracht waren, stand im Nu in hellen Flammen. Niemand wagt sich hinein. Da kommt Johannes, stürzt, ohne sich lange zu besinnen, ins Flammenmeer hinein und rettet die Kranken. Zuletzt dringt er zum Dach empor; ein Feuerregen hüllt ihn ein; eine halbe Stunde lang sieht man ihn nicht mehr; alle glauben ihn todt. Siehe, da kommt er heil und unverletzt aus dem Feuermeer heraus und geht demüthig und bescheiden, als wäre nichts geschehen, wiederum nach Hause.

Gott verlieh Johannes auch eine besondere Macht über die Herzen der Sünder. Ich will nur ein Beispiel erzählen.

Ein Edelmann, Antonio Martini, kam nach Granada, um an Pedro Velasco den Mord seines Bruders zu rächen.



Der heilige Johannes von Gott.

Alle Mittel zur Versöhnung schlugen fehl. Da trat Johannes mit dem Crucifixe vor den racheschnaubenden Antonio und sprach: „Dieser dein Gott wolle dir alle deine

Sünden verzeihen, wie ich dich bitte, deinem Feinde zu verzeihen. Gedenke deiner Sünden; bedenke, daß der keine Gnade bei Gott zu hoffen hat, der seinem Nächsten nicht verzeiht. Und obgleich Pedro deines Bruders Blut vergossen hat, so hat dieser dein Gott das seinige für dich und ihn vergossen. Wird das Blut des Sohnes Gottes, welches von dir Barmherzigkeit verlangt, nicht mehr gelten, als das deines Bruders, um dessentwillen du Rache schnaubst?" War Antonio's Herz bisher hart wie ein Kieselstein, so zerschmolz es jetzt vor dem Heiligen wie Wachs. Johannes hatte, das Crucifix in der Hand, knieend diese Worte vor dem stolzen Sünder gesprochen. Antonio hob ihn auf und sagte: „Ich verzeihe von ganzem Herzen. Dich aber bitte ich, hilf mir meine Seele retten. Ich will von dieser Stunde an dir anhangen uud mit dir den Armen und Gott dienen." Beide gingen nun zu Pedro, und die Versöhnung war aufrichtig und dauerhaft. Antonio und Pedro umarmten sich und folgten Johannes als Gehilfen ins Spital. Beide wurden strenge Büßer; Antonio stiftete in der Folge ein Spital in Madrid, Pedro ein solches zu Sevilla.

Um jene Zeit herrschte eine große Hungersnoth in Spanien. Noth und Armuth nahmen mit jedem Tage zu. Da zeigte Johannes eine bewunderungswürdige Thätigkeit als Armenvater. Von morgens früh bis abends spät war er für die Armen auf den Füßen. Es war überhaupt kein menschliches Elend zu finden, dem er nicht nach Kräften abzuhelfen suchte. Wo es galt, des Nächsten Noth zu lindern, opferte er sich heldenmüthig, ohne Rückhalt. Sein Leben war eine Flamme, die andern nützt, während sie sich unablässig selbst verzehrt. Und dies alles in heiliger Liebesreue, um Buße zu thun für seine Jugendsünden.

Dieser demüthige Opfersinn gefiel Gott außerordentlich. Er erschloß ihm die Herzen, so daß man ihm reichlich gab. Und was Johannes so empfing, theilte er wieder

mit beispielloser Freigebigkeit und Uneigennützigkeit an die Armen aus. Davon ein Beispiel. Eines Abends saß der reiche Marquis von Tarifa mit einigen seiner Freunde am Spieltische, da trat Johannes vor die Spieler hin und bat dringend um eine Gabe für seine lieben Armen. Man drückte ihm fünfundzwanzig Golddukaten in die Hand. Johannes verneigte sich mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!" und ging. Kaum war er fort, so äußerte einer der Spieler den Zweifel, ob dieser Mann solche Summen auch wirklich für die Armen verwende? Marquis von Tarifa erwiderte: „Wir wollen sogleich ein Probe machen; ich will ihn auch anbetteln und sehen, wie er mich behandelt." Er verhüllte sich in einen Mantel und stellte sich an eine Straßenecke, wo, wie er wußte, Johannes bei seinem Rückweg ins Spital vorüberkommen mußte. Als derselbe vorbeiging, jammerte und klagte der Vermummte: „Ich bin ein unglücklicher Edelmann und habe durch einen Proceß all mein Vermögen verloren. Ach, ich muß mir selbst das Leben nehmen oder ein sündhaftes Geschäft anfangen; o rettet doch mein Leben und meine arme Seele!" Johannes tröstete ihn und sagte: „So eben habe ich fünfundzwanzig Dukaten bekommen für meine Armen im Spital; allein da Euch Gott auf meinen Weg geführt hat, so wird er auf andere Weise für mich sorgen; da, nehmt dieses Geld und habet Vertrauen auf Gott!" Der Marquis kehrte zu seinen Freunden zurück und legte den Erstaunten das Geld wieder auf den Tisch: „Sehet, so ist dieser Mann!" Des andern Tages brachte er Johannes das Geld zurück und legte zu den fünfundzwanzig Golddukaten noch hundertundfünfzig hinzu. Und von diesem Tage an war Marquis von Tarifa eine regelmäßige Hilfsquelle für das Armenhaus.

Mit bewunderungswürdiger Nächstenliebe verband Johannes beständiges Gebet und strenge Abtödtung, vor allem aber eine tiefe Demuth. Wurden ihm Beweise der Ehrfurcht und Hochachtung gegeben, so blieb er denselben

gegenüber unempfindlich wie einer, der sich und der Welt vollkommen abgestorben ist. Ebenso war er bei Beleidigungen. Ein übermüthiges Junkerlein warf ihn einst zum Spott in eine Kufe voll Wasser. Johannes stand ganz ruhig auf und ging ohne ein Wort seines Weges weiter. Ein andermal streifte er aus Versehen den Mantel eines Edelmannes, der ihm dafür eine derbe Ohrfeige versetzte. Der Mahnung des Heilandes eingedenk, reichte ihm Johannes auch die andere Wange, worauf ihn der beschämte Herr kniefällig um Verzeihung bat.

III.

Man sollte meinen, ein Mann wie Johannes hätte keine Widersacher und Feinde gehabt; und doch fehlte es ihm an solchen nicht. Abgesehen davon, daß ihm manche unverbesserliche Weibspersonen, die er aus dem Verderben ziehen wollte, seine heilige Liebe mit Spott und Schimpf und unwürdiger Verleumdung vergalten, war auch vielen sein neu gegründetes Spital ein Dorn im Auge. Ueberhaupt erntete Johannes für seine unverwüstliche Liebe und seinen unermüdlichen Eifer im Dienste der leidenden Menschheit von einem großen Theile seiner Zeitgenossen vielfach nichts anderes als Undank, Spott, Schmach und Verleumdung. Johannes ertrug es geduldig, ja er freute sich darüber. Eines Abends, da er vor einem Muttergottesbilde mit Inbrunst betete, erschien ihm Maria und drückte ihm eine Dornenkrone auf das Haupt, indem sie sprach: „Johannes, durch Dornen und Trübsale mußt du die Krone dir verdienen, welche mein Sohn dir im Himmelreiche aufbewahrt.“ „Herrin,“ entgegnete er, „aus deiner Hand nehme ich gerne diese Dornen an; sie sollen mir wie Blumen und liebliche Rosen sein.“

Man ging so weit, ihn vor dem würdigen Erzbischofe von Granada zu verklagen. Man beschuldigte ihn, daß er liederlichem Gesindel und schlechten Dirnen Vorschub leiste, würdige Arme aber zurücksetze und ver-

kürze. Allerlei Gehässigkeiten wurden gegen ihn vorgebracht. Der Erzbischof ließ ihn zur Verantwortung vor sich rufen. Johannes kam und warf sich dem Oberhirten zu Füßen, indem er sprach: „Der Sohn Gottes ist auf die Erde herabgekommen zum Heile der Sünder, und wir sind verpflichtet, durch unsere Seufzer, Gebete und Ermahnungen an ihrer Bekehrung zu arbeiten. Ich war meinem Berufe untreu, da ich diese Pflicht vernachlässigte, und ich bekenne zu meiner Beschämung, daß ich in meinem Spitale keinen Nichtswürdigen und Lasterhaften weiß außer mir. Ich allein verdiene nicht, da zu wohnen und das Brod der Armen zu essen." Der Oberhirte war ob solcher Demuth ganz entwaffnet und sagte: „Bruder Johannes, fahre fort, dein Spital zu verwalten, wie bisher; ich lasse dir volle Freiheit und zähle mit Vertrauen auf dich." Eines Tages, als Don Sebastian, Bischof von Tuy, nach Granada kam, lud er den Diener Gottes zu sich und fragte ihn über Tisch nach seinem Namen. „Ich heiße Johannes," antwortete der Gefragte. Da sprach der Bischof: „Künftighin wirst du Johannes von Gott heißen." „Ja, wenn es Gott gefällt," entgegnete der Heilige. Der Name blieb ihm wirklich bis auf den heutigen Tag.

Gegen zwölf Jahre hatte Johannes zu Granada in den Werken der Liebe gegen die Kranken und die Armen zugebracht, als für ihn die Stunde der Erlösung nahte. Bereits fieberkrank stürzte er sich bei einer Ueberschwemmung ins Wasser, um einen armen Menschen vom Tode zu erretten. Tödtlich krank legte er sich zu Bette, aber welch ein Bett! Es war nur ein hartes Brett, und als Kissen lag der Almosenkorb unter seinem Haupte. So fand ihn eine edle Dame, Anna Osoria, und bat ihn, sich zur Pflege in ihr Haus bringen zu lassen. Auf den ausdrücklichen Befehl des Oberhirten mußte er dieser Bitte willfahren, obschon es ihn hart ankam, vom Spital zu scheiden. In seiner neuen Behausung angekommen, empfing er aus der Hand des Erzbischofes die hl. Sterbe-

sacramente. Der Adel, die Geistlichkeit, die Spitzen der städtischen Behörden rechneten es sich zur Ehre, ihn besuchen zu dürfen. Blitzschnell verbreitete sich die Kunde, der Vater der Kranken und Armen sei in Gefahr.

Als der Erzbischof sah, daß es mit dem Diener Gottes sichtlich rasch dem Ende entgegen gehe, fragte er ihn, ob er noch etwas habe, das ihm auf dem Herzen liege. „Drei Dinge," antwortete der sterbende Johannes: „das erste ist, daß ich die von Gott empfangenen Gnaden so wenig erkannt und benützt habe; das zweite, das sind die vielen Armen, die Sünder und Sünderinnen, die ich verlassen muß; das dritte, das sind die rückständigen Schulden, mit welchen ich mich den Armen Christi zulieb beladen, und die ich noch nicht alle habe bezahlen können." Der Erzbischof tröstete ihn und sagte: „Mein Sohn, sei getrost! Wegen des ersten vertraue auf die unendlichen Verdienste des für dich gekreuzigten Heilandes! Die Sorge für das zweite und dritte nehme ich auf mich!" Als Johannes sein Ende ganz nahe fühlte, wünschte er, allein zu sein. Es geschah. Dann raffte er seine letzte Kraft zusammen, verließ sein Bett, kniete nieder vor dem Bildniß des Gekreuzigten und rief: „Jesus, Jesus, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!" Darauf verschied er sanft. Es war am 8. März 1550; er war gerade an diesem Tage fünfundfünfzig Jahre alt. Die Leiche blieb sechs Stunden lang in knieender Stellung, bis sie zur Beerdigung zubereitet wurde.

Sein Leichenbegängniß war überaus glänzend. Wunder in großer Anzahl verherrlichten in der Folge sein Grab. Die Seligsprechung des Dieners Gottes erfolgte unter Papst Urban VIII. im Jahre 1630; die Heiligsprechung unter Papst Alexander VIII. im Jahre 1690. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

Die heilige Lidwina — die heroische Dulderin von Schiedam.

I.

Vor fünfhundert Jahren und etwas mehr lebte zu Schiedam in Südholland ein Edelmann, der aber, durch Schicksalsschläge schwer getroffen, so herabgekommen war, daß er froh sein mußte, als er die Stelle eines Nachtwächters erhielt, welche ihm soviel einbrachte, daß er Frau und Kinder nothdürftig ernähren konnte. Seine Frau — Petronilla hieß sie — war eine wackere, brave Seele. Ihre Ehe erhielt einen reichen Kindersegen; nicht weniger als acht Knaben und ein Mädchen wurden ihnen geschenkt. Letzteres kam unter eigenthümlichen Umständen zur Welt. Als nämlich Petronilla am Palmsonntag des Jahres 1380 in der Kirche war, und eben die Passion des Herrn begonnen hatte, wurde sie plötzlich von Geburtswehen überfallen; sie eilte nach Hause und gebar alsbald ein Mädchen, das in der Taufe den Namen Lidwina, d. h. die Liebhaberin des Leidens, erhielt. Lidwina war ein wunderschönes Kind und wuchs wie eine Lilie im Garten Gottes in reinster Unschuld auf. Schon als kleines Mädchen faßte sie eine gar innige Andacht und Liebe zur Mutter Gottes. Wenn sie ihren Brüdern das Essen in die Schule bringen mußte, besuchte sie regelmäßig auf dem Rückwege ein Muttergottes-Bild und verweilte daselbst längere Zeit in inbrünstigem Gebete. Eines Tages blieb sie länger als gewöhnlich aus; die Mutter verwies ihr das. Lidwina sagte ihr ganz treuherzig, daß sie vor dem Bildniß Mariens zu lange verweilt und sich so verspätet habe; die Mutter Gottes hätte sie so lieb und treuherzig angelächelt, daß sie sich von dem schönen Bilde nicht habe trennen können.

Lidwina's seltene Schönheit wirkte wie ein Magnet, der die Augen der Menschen auf sich zog. Kaum hatte sie das zwölfte Jahr hinter sich, als sie von mehreren vornehmen Jünglingen zur Ehe begehrt wurde. Der Vater drang in sie, das Jawort zu geben; Lidwina aber hatte bereits den unabänderlichen Entschluß gefaßt, in unversehrter Jungfräulichkeit Gott zu dienen alle Tage ihres Lebens. Und als ihr Vater wieder mit einem Antrag vor sie trat, sagte sie entschieden: „Vater, das darf und wird nie geschehen, und wenn man mich mit solchen Anträgen nicht in Ruhe läßt, so werde ich meinen Körper so zu entstellen wissen, daß niemand mehr mich zur Ehe begehrt." — Der Vater gab nach. Viel und oft betete sie zu Jesus, ihrem göttlichen Bräutigam, daß Er alle sinnliche und irdische Liebe aus ihrem Herzen nehmen und ihr dafür die reine, heilige Liebe zu Ihm, und zu Ihm allein, einflößen möge. Ihm wolle sie angehören für Zeit und Ewigkeit. Jesus Christus erhörte dieses aus aufrichtigem Herzen kommende Gebet und umgab seine Braut mit einem Dornenkranz von Leiden. Das Mahnwort, das Er einst gesprochen: „Wer Mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge Mir nach," sollte frühe an ihr Ohr tönen. Und sie war eine heroische Kreuzträgerin, wie es unter Millionen kaum eine gibt.

II.

Am Feste Mariä Lichtmeß 1395 ging sie, fünfzehn Jahre alt, mit andern Mädchen auf das Eis, um eine Schlittschuh-Partie mitzumachen. Ein anderes Mädchen fuhr in scharfem Lauf, ohne es zu wollen, auf Lidwina zu und überrannte sie so unglücklich, daß dieselbe auf einen Haufen Eisschollen stürzte und eine Rippe brach. Lidwina wurde heimgetragen, und ein Arzt gerufen; aber der Rippenbruch wurde nie geheilt. Von diesem

Tage an litt sie achtunddreißig Jahre lang so entsetzliche Schmerzen an allen Gliedern ihres Leibes, daß die so lange Erhaltung ihres Lebens allgemein als ausgemachtes Wunder galt. Das erst noch so schöne Mädchen wurde bald so elend, so mißgestaltet, vom Schmerze so verzerrt und entstellt, daß man sich des Grauens kaum erwehren konnte, wenn man die arme Dulderin auf den Knieen und den Händen elend und höchst mühesam im Hause herumkriechen sah. Es bildete sich zuerst innerlich ein schmerzliches Geschwür, das erst nach achtzehn Monaten sich öffnete und eine solche Unmasse von Eiter aus ihrem Munde ergoß, daß Lidwina beinahe ersticken mußte. Die fünf ersten Jahre nach dem Fall brachte sie größtentheils noch außer dem Bette zu und kroch unter namenlosen Qualen im Haus herum, so gut oder schlimm es eben ging, oder sie schob sich an einem Stocke oder einer Krücke fort. Dann aber mußte sie sich zu Bette legen, das sie dreiunddreißig Jahre bis zu ihrem Tode nie mehr verlassen sollte.

Lidwina mußte, die allererste Zeit abgerechnet, immer auf dem Rücken liegen und konnte nur den Kopf und den linken Arm bewegen; der rechte war durch das sogenannte heilige Feuer ganz zerstört, so daß er nur noch nothdürftig durch einige Sehnen und Nerven an der Achsel hing. Wenn man sie umwenden wollte, mußte man zuvor mit einem Tuche ihre Schultern umwickeln, damit dieselben nicht auseinanderfielen. An mehreren Stellen ihres Körpers erstarb das Fleisch und ging in Fäulniß über. Nach und nach entzündete sich der ganze Leib und wurde vom Kopf bis zu den Füßen nur mehr eine Wunde, mit häßlichen Geschwüren ganz bedeckt. Ueberall brachen Würmer hervor, die unablässig am gesunden Fleische nagten. Ganze Trümmer von Lunge und Leber warf sie aus. Eine lange Reihe von Jahren litt sie unaufhörlich am Wechselfieber, so daß sie bald glühte vor Hitze, bald zitterte vor Frost. Später trat eine langjährige, überaus lästige

Wassersucht hinzu. Alle Mittel dagegen zeigten sich als wirkungslos. Nebenher gingen fast immer noch fürchterliche Kopf- und Zahnschmerzen, die sie mitunter monatelang bis zum Wahnsinn quälten. Um das Maß des Elendes voll zu machen, erblindete sie auf dem rechten Auge gänzlich, auf dem linken zur Hälfte; jeder Lichtstrahl verursachte ihr unsägliche Schmerzen.

Die ersten vierzehn Jahre, während deren sie das Bett hüten mußte, aß und trank sie so äußerst wenig, daß niemand begreifen konnte, wie ein Mensch mit so wenig Nahrung sein Leben fristen könne. Und ihr Schlaf war kaum so viel, als ein gesunder Mensch in drei bis vier Nächten schläft. Die letzten neunzehn Jahre ihres Lebens war sie völlig ohne Speise, ohne Trank und ohne Schlaf; ein immer waches Marterbild.

III.

In der ersten Zeit ihrer Krankheit hegte sie nach Art gewöhnlicher Kranken einen heftigen Wunsch, wieder gesund zu werden; sie betete daher mit einer Art Ungestüm zum lieben Gott um Wiedergenesung. Zu solchen Zeiten weinte sie bisweilen bitterlich und wollte von keinem Troste etwas wissen. Kamen Gespielinnen, um sie zu besuchen, so that es ihr wehe, die andern so munter und gesund vor sich zu sehen, während sie selber keine gesunde Stunde hatte. Auch ihr Beichtvater kam von Zeit zu Zeit und mahnte sie, sich in den Willen Gottes zu schicken und das Leiden und Sterben Jesu Christi öfters zu betrachten; darin würde sie Trost und Erleichterung finden. Sie versuchte es, aber fand keinen Geschmack daran und ließ bald wieder davon ab. Der Beichtvater redete ihr dann immer wieder zu, sie solle sich selbst Gewalt anthun, dann würde sie nach und nach den Widerwillen überwinden, und die Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu Christi würde ihr noch sicher zu einer Art Medizin

und zum kräftigen Troste werden. Lidwina ergab sich und zwang sich förmlich, den Rath des Beichtvaters nach



Die heilige Lidwina.

Kräften ernstlich zu befolgen. Und wirklich, als sie längere Zeit den Rath des Beichtvaters befolgt und das Leiden und Sterben Jesu zum Gegenstand ihrer täglichen

ernstlichen Betrachtung gemacht hatte, fand sie darin einen solchen Trost und eine solche Erleichterung und erlangte dadurch eine solche Leidensbereitwilligkeit, daß sie erklärte, wenn sie durch einen einzigen englischen Gruß alle Schmerzen entfernen und die Gesundheit wieder gewinnen könnte, so würde sie dennoch nicht um Genesung beten. Sie sah nach und nach in den Leiden die größten Wohlthaten Gottes und gewann sie lieb. Tag und Nacht in die Betrachtung des Leidens Christi versenkt, wurde sie mitunter mit einer solchen geistigen Süßigkeit und Freude erfüllt, daß sie ihre Schmerzen nicht einmal mehr fühlte, und es ihr schien, nicht sie, sondern Christus selbst leide dieselben.

Ein noch reichlicherer Quell der Kraft, Geduld und Leidensfreudigkeit war für sie die heilige Communion, nach der ihr Verlangen so groß war, daß sie oft tagelang heiße Thränen der Sehnsucht vergoß. Mit der Betrachtung seines Leidens und mit der heiligen Communion hielt sie ihr göttlicher Bräutigam wie mit zwei Armen umfaßt. In heiliger Liebesentzückung konnte sie mit der Braut im Hohenliede sagen: „Seine Linke hält Er unter meinem Haupte, und mit seiner Rechten hält Er mich umschlungen. Mein Geliebter ist mein, und ich bin sein; zu einem Strauß von Myrrhen ist Er mir geworden.“ Denn wie Myrrhen vor Fäulniß bewahrt, so bewahrten die Betrachtung und die heilige Communion ihre Seele vor jeder Ungeduld.

War Lidwina fortwährend ein lebendiges Wunder, so fehlte es an ihrem Krankenbett keineswegs an wunderbaren Dingen. Oft kam ihr heiliger Schutzengel in sichtbarer Gestalt zu ihr, um sie zu belehren und zu trösten. Ihr finsteres Kämmerlein war dann mit himmlischem Lichtglanz erfüllt; und merkwürdig, dieser Lichtglanz that ihren Augen wohl, obschon sie sonst kein Licht ertrug. Christus selbst erschien ihr öfter und ermunterte sie zur Ausdauer. Einst zeigte Er ihr eine wunderschöne, aber noch unvollendete Krone. Lidwina erkannte daraus, es sei der

Wille Gottes, daß sie noch nicht heimgehe ins Paradies, sondern noch mehr leide, bis die Krone vollendet sei. Sie betete daher inbrünstig zu Gott, daß Er ihr noch mehr Leiden schicke. Gott erhörte ihr Gebet.

IV.

Im Jahre 1425 kam Philipp, Herzog von Burgund, mit einem Kriegsheere nach Holland, um daselbst die stolzen Städte zu demüthigen. Eine Truppenabtheilung nahm Quartier in Schiedam. Einige Offiziere und Feldärzte, welche von der wunderbaren Dulderin Lidwina gehört, ruhten nicht, bis sie dieselbe fanden. In rohster Weise traten sie ins dunkle Kämmerlein, zündeten, trotzdem, daß sie gemahnt wurden, ein Licht an und fingen an, in bübischer oder vielmehr teuflischer Weise die arme Kranke zu mißhandeln. Sie zogen den Vorhang hinweg, hielten ihr das grelle Licht vors Angesicht, schalten sie eine Betrügerin und schlechte Dirne, die heimlich während der Nacht esse und trinke und dann die Menschen zum besten habe. Zuletzt gingen sie so weit, daß sie der Kranken die Bettdecke wegrissen und Lidwina schändlich entblößten. Das war für die züchtige Jungfrau eine wahre Höllenpein. Eine ihrer Nichten, welche sie pflegte, wollte sich zur Wehr setzen und die Kranke schützen, wurde aber dafür von den Unmenschen so heftig an den Bettschemel hingeschleudert, daß sie bis zu ihrem Tode hinken mußte. Zuletzt schlugen sie die arme Dulderin mit Stöcken, und die Feldärzte stachen sie an drei Stellen in die von der Wassersucht scharf ausgespannte Haut, daß Blut und Wasser in Masse herausfloß und am Boden eine große Lache bildete. Nachdem die rohen Herren Lidwina genug mißhandelt, gingen sie lästernd von dannen.

Auch diese grausame Marter und schmähliche Unbild duldete die Selige mit engelgleicher Geduld; sie weinte wohl, aber klagte und murrte nicht. Als die Obrigkeit

von Schiedam das Geschehene erfuhr, verlangte sie vom Kriegsgerichte die Bestrafung der Schuldigen. Lidwina aber trat fürbittend für die Bösewichte ein und bat um Schonung. Aber des Himmels Rache stand vor der Thüre. Alle vier kamen noch den gleichen Winter jämmerlich ums Leben.

Gegen Ende ihres Lebens wurde sie noch von einer überaus schmerzlichen Steinkrankheit befallen, deren Qualen grenzenlos waren und ihr oft stundenlang die Besinnung raubten; sechs Wochen währte diese Pein. Ihr letztes, bitterstes Leiden war eine völlige Geistestrockenheit, eine tödtliche Trostlosigkeit, ein völliges Verlassensein von Gott, der doch ihre einzige Liebe war. Aber auch in diesem herbsten Schmerze, umfluthet vom Meere der Trübsal, blieb sie gottergeben und klagte nicht. So wurde ihre Seele Tag für Tag reiner und himmlischer. Urplötzlich stand eines Tages ihr Schutzengel wieder sichtbar vor ihr mit der Kunde, daß jetzt ihre Krone fertig sei.

V.

In ihrem letzten Lebensjahre sah Lidwina wiederholt in der Verzückung einen herrlichen Rosenstock vor sich. Zuerst war er nur klein, allmählich aber wurde ein ansehnliches Bäumchen aus ihm. Der heilige Schutzengel hatte ihr gesagt, daß sie nicht sterben würde, bis alle Rosenknospen sich geöffnet und zu vollen Blumen entfaltet hätten. Da Lidwina dies ihrem Beichtvater mitgetheilt hatte, fragte er sie bisweilen, wie es mit den Rosen aussehe. Am heiligen Ostertage morgens in aller Frühe, um vier Uhr, besuchte sie ihr Beichtvater; beim Oeffnen der Thüre quoll ihm ein himmlischer Wohlgeruch entgegen, woraus er schloß, daß der heilige Schutzengel wieder dagewesen. Und so war es auch. Sie erklärte ihm, daß alle Rosen in der Blüthe ständen; sie habe im Himmel das Alleluja singen hören und werde es nun bald selber

mitsingen. Sie empfing dann mit großer Inbrunst die heiligen Sterbe-Sacramente und harrte der Ankunft des göttlichen Bräutigams. Am dritten Ostertage stellte sich plötzlich ein heftiges Erbrechen ein, das nach kurzem Todeskampfe ihrem Leben ein Ende machte. Sie starb, dreiundfünfzig Jahre und sechsundzwanzig Tage alt, am 14. April des Jahres 1433.

„Ihr abgehärmtes, bleiches Gesicht," sagt einer ihrer Lebensbeschreiber, „strahlte von himmlischer Glorie. Ihr Leib, eben noch voll Wunden und Geschwüren und ganz zerfleischt, war nun voll und ganz und unversehrt. Alle Wunden und Geschwüre waren verschwunden, bis auf eine kleine Narbe von einer Wunde, die sie von den rohen Soldaten empfangen hatte. Ihr rechter Arm, der bisher lahm gewesen, lag mit dem linken auf der Brust, ohne daß jemand wußte, wie dieses geschehen. Ihre ganze Gestalt war wie die eines Engels; man konnte sich an ihrem Anblicke nicht satt sehen. In den wollenen Habit des dritten Ordens eingehüllt, lag sie da, in den Händen den Rosenkranz, den sie so gerne gebetet, den Bußgürtel um den Leib, den sie im Leben getragen, das Haupt mit einer Haube bedeckt, auf welcher die Namen Jesus und Maria sammt vielen von Pfeilen durchbohrten Herzen gestickt waren.

Unter dem Zulaufe einer ungeheuren Menge Volkes wurde sie am Freitage in der Osterwoche begraben. Man legte aber ihren Leib, der nichts Irdisches an sich hatte, nicht in die Erde, sondern auf hölzerne Balken in ein gemauertes Grab, das mit einem mit rothen Kreuzen versehenen Stein bedeckt wurde. Gott verherrlichte ihr Grab durch viele und große Wunder. Sie selbst aber war eines der größten Wunder ihrer Zeit, ein Wunder übermenschlicher Geduld, ein Wunder heiliger Ergebung, ein Wunder der Liebe zu Jesus, dem Gekreuzigten."

Der heilige Benedict Joseph Labre, der gottergebene und zufriedene Bettler.

I.

Aeußerst arm und dennoch vergnügt und zufrieden sein, ist ein seltenes Ding. Das kann nur ein feuriger Liebhaber Dessen, der, da Er reich war, uns zuliebe arm geworden, so zwar, daß Er nicht hatte, wohin Er sein Haupt legen konnte. Ein solcher Liebhaber des armen Jesus war Benedict Joseph Labre.

Benedict Joseph Labre wurde zu Amettes, einem kleinen Dorfe des ehemaligen Bisthums Boulogne, jetzt Arras, am 26. März 1748 von braven, christlichen Eltern geboren und tags darauf von seinem Oheim Franz Joseph Labre, der damals zu Amettes als Vicar functionirte, getauft. Sein Vater, ein angesehener Landwirth und zugleich Spezereihändler, hieß Johann Baptist Labre; seine Mutter, eine überaus gottinnige Frau, Anna Barbara Grandsir. Ihre Ehe wurde mit fünfzehn Kindern gesegnet, von denen Benedict Joseph das erstgeborne war. Von seiner ersten Kindheit an erhielt er von seinen Eltern eine vortreffliche Erziehung. Er hatte von Gott die schönsten Anlagen erhalten: einen lebhaften Sinn, ein glückliches Gedächtniß, einen hellen Verstand und eine sanfte Gemüthsart, und alle diese natürlichen Gaben wurden durch Gebet und gutes Beispiel unter den Einfluß der göttlichen Gnade gestellt. Schon als kleiner Knabe liebte er in auffallender Weise die Einsamkeit und das Gebet; man fand ihn oft betend auf den Knieen. Die erste Grundlage eines christlichen und heiligen Lebens, die Furcht Gottes, der Anfang der Weisheit, senkte sich tief und fest in sein kindliches Herz.

Kaum fünf Jahre alt, zeigte er ein großes Verlangen, lesen und schreiben zu lernen, und das hauptsächlich in der Absicht, um sich die Anfangsgründe unserer heiligen Religion besser aneignen zu können. Seine Eltern waren gerne bereit, diesem edlen Wunsche zu entsprechen und schickten ihn in die Dorfschule von Amettes, wo er sich bald ob seines Fleißes und seines guten Betragens die Liebe und die Bewunderung seines Lehrers und aller guten Mitschüler erwarb. Voll ernster Lernbegierde war er immer ein Muster und Vorbild in guter und gewissenhafter Benützung der Zeit; keinen Augenblick der kostbaren Jugendzeit glaubte er unbenützt lassen zu dürfen; selbst von erlaubten Zerstreuungen kehrte er vor der Zeit an seinen Studirtisch zurück. Und wenn ihm von ungezogenen Mitschülern Leides widerfuhr, so ertrug er es mit englischer Geduld und suchte den Lehrer in selbstloser Nächstenliebe zur Güte und Nachsicht für die Schuldigen zu bestimmen. Sein Lehrer bezeugt von ihm, daß er unter etwa zweitausend Kindern, welche während mehrerer Jahre die Schule besuchten, keinen bessern und liebenswürdigern Knaben gekannt habe, als den kleinen Benedict.

Schon in seinem zarten Knabenalter schimmern uns die Grundzüge aller jener herrlichen Tugenden entgegen, die wir in seinem spätern Leben in so herrlicher Vollendung sehen. Bei dem sonst heitern Knaben zeigt sich eine große Eingezogenheit, eine ungewöhnliche Liebe zum Stillschweigen und ein in diesem Alter seltener Eifer und Ernst. Lärmende Spiele, die manche Knaben so sehr suchen und lieben, waren ihm in der Seele zuwider; wo er nur immer konnte, entzog er sich ihnen. Die dem jugendlichen Alter eigenthümlichen Sünden des Ungehorsams, der Streitsucht, der Naschhaftigkeit, der Scherz- und Nothlügen, lagen ihm ferne. Seine Mitschüler und Kameraden, selbst die ihm abgeneigten, konnten nichts Tadelnswerthes an ihm finden; er war ein anderer heiliger Aloysius.

Bereits als Knabe hatte Benedict, wie uns sein Beicht-

vater sagt, den ernsten Entschluß gefaßt, sich seinem gekreuzigten Heilande, so viel nur immer möglich, ähnlich zu machen. Daher schon jetzt seine Liebe zur Armuth, zur Demuth, zur Selbstentsagung, zur Abtödtung, daher auch sein pünktlichster, innerer und äußerer Gehorsam. Jede Speise genügte ihm; er aß nur wenig; Leckerbissen verschmähte er gänzlich. Er war gleichgültig gegen neue schöne Kleider; abgetragene schienen ihm lieber zu sein. Oft schlief er auf kaltem, hartem Boden oder legte, um sich abzutödten, ein Stück Holz unter sein Kopfkissen. Er war sehr eifrig und pünktlich in Verrichtung der ihm aufgetragenen Arbeiten in Haus und Scheune; was er that, war alles gut gethan.

„Besonders aber," sagt ein Lebensbeschreiber schön und wahr von ihm, „besonders aber mußte man ihn beim Gebete in der Kirche sehen, um zu erkennen, daß man es nicht mit einem gewöhnlichen Kinde zu thun habe. Es war eine Freude, ihn vor dem Altare knieen zu sehen, die Hände vor der Brust andächtig gefaltet, das Haupt geneigt, unbeweglich, in Betrachtung versunken und unermüdet in seinen Gebeten. So oft er konnte, suchte er die Kirche auf; nirgends verweilte er lieber als dort, und besonders glücklich war er, wenn die immerwährende Anbetung des allerheiligsten Sacramentes, die im Bisthum Boulogne eingeführt war, in Amettes stattfand, und er seine Stunden vor Jesus Christus im heiligsten Sacramente zubringen durfte. Bei der heiligen Messe als Ministrant zu dienen, war für seine Seele eine Freude, die sich auf seinem Gesichte abspiegelte, und er verrichtete diesen heiligen Dienst mit einer Andacht und Sittsamkeit, die bei den Anwesenden Erbauung und Bewunderung erregte."

So war Benedict schon in seiner frühesten Jugend einer jener verschlossenen Gärten und eine jener köstlichen Blumen, die in ausnehmender Weise ein Gegenstand des göttlichen Wohlgefallens sind. Freilich war dies zunächst

ein Wunderwerk der Gnade, die sich in reichstem Maße über diesen Knaben ergoß; aber alle diese schönen und herrlichen Tugendblüthen waren zugleich auch eine Frucht eigener Anstrengung und opferwilligen Eifers.

Da seine Eltern an ihm eine seltene Begabung, eine große Lernbegier und besonders eine seltene Frömmigkeit wahrnahmen, glaubten sie ihn von Gott zum geistlichen Stande bestimmt. Wenn sie auch den Wunsch gehegt hatten, in Benedict eine Stütze im Hauswesen und in der Erziehung seiner zahlreichen jüngern Geschwister zu finden, so hielten sie es doch für sündhaft, dem Willen Gottes entgegen zu treten, und zeigten sich willig und bereit, dem Herrn das Opfer ihres Erstgebornen zu bringen. Um demselben die erforderliche Ausbildung zu verschaffen und zunächst Gelegenheit zu bieten, die lateinische Sprache sich anzueignen, schickten sie ihn, als er zwölf Jahre alt war, im Jahre 1760 zu seinem Oheim und Pathen, Franz Joseph Labre, einem ausgezeichneten und frommen Priester, der damals Pfarrer in Erin war. Es ist derselbe, der ihn einst als Vicar in Amettes getauft hatte. Hier verlebte unser jugendlicher Heilige sechs Jahre.

Bald bemerkte der würdige Pfarrer, daß ihm in seinem Neffen ein kostbares Kleinod anvertraut sei, und bemühte sich, dasselbe gewissenhaft und sorgfältig zu hegen und zu pflegen. Da Benedict bereits das zwölfte Altersjahr hinter sich hatte und eine tiefe Verehrung und eine unbegrenzte Hochschätzung für das heiligste Altars-Sacrament an den Tag legte, auch seiner heiligen Sehnsucht nach diesem göttlichen Liebesmahle wiederholt deutlichen Ausdruck verlieh, glaubte der Oheim, mit der Vorbereitung auf die erste heilige Communion nicht länger säumen zu dürfen. Welche Freude für den heiligen Knaben, als ihm diese Kunde zu theil ward! Und welch ein Eifer, sich auf dieses wunderbare Geheimniß ja recht würdig vorzubereiten! Eingedenk der Worte des Apostels: „Der Mensch prüfe sich selbst, und so esse er von diesem

Brode," reinigte Benedict durch eine Generalbeicht — der ersten von den sechs, die er in seinem Leben ablegte — seine Seele auch von der geringsten Sündenmakel.

Den Undank und die Gleichgültigkeit so vieler Christen gegen ihren göttlichen Erlöser und die Sorglosigkeit, womit sie communiciren, fand er unbegreiflich, und der Gedanke daran schmerzte ihn tief. Aber nicht bloß ein von jeder Sündenmakel reines, sondern auch ein mit den schönsten Blüthen der Andacht und Tugend geschmücktes Herz glaubte er seinem göttlichen Gaste entgegenbringen zu müssen. Daher jetzt sein doppelter Eifer in Ausübung jeglicher Tugend. So empfing er am 5. September 1761 aus der Hand des Hochwürdigsten Bischofs von Boulogne das Brod der Engel und wurde am gleichen Tage durch das heilige Sacrament der Firmung zum Soldaten Jesu Christi geweiht.

Die herrlichen Gnadenfrüchte, welche die sacramentale Vereinigung mit Jesus Christus in der göttlichen Eucharistie und die Mittheilung des heiligen Geistes durch das Sacrament der Firmung in dieser reinen und unschuldigen Seele zeitigten, waren höchst bewunderungswürdig. So voll und ganz konnte er mit dem heiligen Apostel Paulus sagen: „Ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir." (Gal. 2, 20.) Eine noch größere Selbstbeherrschung als bisher bemerkte sein Oheim von diesem Tage an an ihm. Wenn er ihn z. B. im Herbste in den Obstgarten gehen hieß, um dort die reifen Früchte einzusammeln, pflückte Benedict nie auch nur eine für sich; selbst von solchen, die auf dem Boden lagen, aß er keine. Sein zartes Gewissen sagte ihm, daß er das nicht ohne Erlaubniß seines Oheims thun dürfe, und seine Liebe zur Abtödtung gestattete es ihm nicht, sich die Erlaubniß dazu, die er sicher leicht erhalten hätte, zu erbitten.

Eines Tages, da er Erdbeeren für den Oheim zu pflücken hatte, kam ein kleines Mädchen und bat ihn um einige derselben. So gerne er dieser Bitte entsprochen hätte,

so glaubte er doch nicht, es aus sich thun zu dürfen, und da ihm die Kleine, auf sein Bedenken hin, so etwas könnte Gott mißfallen, bemerkte: „Ah, das ist ja nur eine Kleinigkeit!" entgegnete Benedict voll heiliger Entrüstung: „Wie, Kleinigkeit? Kann das eine Kleinigkeit sein, was Gott beleidigt?" Und dann fügte er ernst hinzu: „Wir fangen mit kleinen Dingen an und kommen allmählich zu größern. Bereue einen solchen Gedanken und beichte ihn recht bald!" Dieses Mädchen wurde später Klosterfrau und erzählte ihren Mitschwestern wiederholt, wie sie unser Heilige zweimal eindringlich gemahnt, diesen Fehler zu beichten. Selbst vor dem Schatten einer Sünde zitterte seine reine, heilige Seele.

Benedict war ein sehr abgetödteter Knabe. Gottesfurcht und Gottesliebe hießen ihn christliche Entsagung üben. Alles Ueberflüssige seinem Gaumen streng und unerbittlich zu versagen, galt ihm als heiliges Gesetz. Noch ehe er zur Beobachtung des kirchlichen Fastengebotes verpflichtet war, hielt er dasselbe mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit. Nicht selten beraubte er sich sogar eines Theiles der nothwendigen Nahrung und gab das, was er so an seinem eigenen Munde ersparte, mit Erlaubniß seines Oheims einem Armen.

Die Liebe zur Armuth — die hervorstechende Tugend seines Lebens — machte sich schon jetzt an ihm bemerkbar. Zu den Armen, in denen er den armen Jesus ehrte und liebte, fühlte er sich mächtig hingezogen. Wenn Arme am Pfarrhofe anklopften, empfing er dieselben immer liebevoll und freundlich; auch fiel das Almosen reichlicher aus, wenn es durch seine Hände ging, so daß die Bettler, wenn sie weniger bekamen, zu sagen pflegten; „Ach, der Neffe des Herrn Pfarrers ist gewiß nicht zu Hause!"

Auch die Tugenden der Demuth, der Sanftmuth und der Geduld übte Benedict bereits in seinen jungen Jahren in wahrhaft heroischer Weise. Ein Diener im Pfarrhause benahm sich sehr grob und herrisch gegen ihn; die Pla=

gereien und Neckereien, die der unschuldige Knabe von demselben in Wort und That erlitt, waren zahllos und gar oft empörend; aber Benedict blieb sanft und ruhig wie ein Engel. Er beklagte sich nie über ein solches Benehmen bei seinem Oheim auch nur mit einem Worte oder einer Silbe. Dem Beleidiger Gutes thun aus aufrichtigem Herzen, das war seine ganze Rache.

„Zu diesen und ähnlichen Tugendübungen," sagt sein neuester Lebensbeschreiber, „und zu den zahlreichen Werken der Abtödtung und Entsagung, denen er sich mehr und mehr unterwarf, holte er sich die nothwendige Kraft und Stärke im Gebete, das er entweder in der Einsamkeit vor dem Bilde des Gekreuzigten, oder mit noch größerer Wonne vor dem Tabernakel verrichtete, ohne je zu ermüden. In der Tagesordnung, die er sich entworfen, hatte neben seinen Studien auch die Betrachtung, die geistliche Lesung, die Besuchung des allerheiligsten Altars-Sacramentes ihre bestimmte Zeit, und um sie noch verlängern zu können, stand er jeden Tag sehr frühe vom Schlafe auf, entfernte sich vom Tische, sobald er gegessen hatte, und ließ keine Minute seiner Zeit unbenützt verstreichen."

So schritt der heilige Jüngling auf dem Wege der Tugend und Vollkommenheit mit Riesenschritten voran; Jesus Christus war ihm alles; alles Uebrige achtete er für nichts. Alles, was der Erde angehörte und sich nicht unmittelbar auf Gott bezog, wurde ihm, dem Gottbegeisterten, zur Last. Sechzehn Jahre alt, verlor er alle Lust und Liebe zu den weltlichen Wissenschaften; die klassischen Schriften der alten Römer, die er vorher fleißig studirt hatte, wurden ihm immer mehr zuwider. Nur die heilige Schrift und geistliche Bücher hatten für ihn noch Reiz. Als sein Oheim diese Wendung der Dinge bemerkte, machte er ihm ernste Vorstellungen, welche Benedict mit Demuth und Unterwürfigkeit entgegennahm. Derselbe glaubte ihn nämlich für den geistlichen Stand bestimmt; und um dieses

Ziel zu erreichen, hätte sich sein Zögling und Neffe jener Dinge nicht entschlagen können.

Benedict gab sich alle Mühe, dem gut gemeinten Wunsche seines Oheims, der Vaterstelle an ihm vertrat, nachzukommen; aber der äußerst geringe Erfolg wollte den vielen und großen Mühen nicht entsprechen. Immer klarer trat es ans Licht, daß der liebe Gott unsern Heiligen nicht zum Priesterstande bestimmt habe.

Nach anhaltendem und inbrünstigem Gebete um Erleuchtung von oben erkannte Benedict, daß ihm von Gott die Aufgabe gestellt sei, als Laie den Weg der evangelischen Räthe zu wandeln und seinem Erlöser in Demuth, Armuth und Entsagung, in Buße und Abtödtung nachzufolgen. Der arme Jesus war sein Vorbild. Um dieses an sich zu verwirklichen, glaubte er zuerst, als Laienbruder in einen strengen Orden treten zu sollen. Und da er durch einen Priester der Nachbarschaft die Kunde erhielt, daß in dem berühmten Kloster La Trappe die Ordensregel des hl. Benedict in ihrer ursprünglichen Reinheit und Strenge beobachtet werde, ja durch den damals lebenden heiligmäßigen Abt de Rance in manchen Punkten noch verschärft worden sei, faßte er den Entschluß, an dieser Klosterpforte anzuklopfen.

Als er mit diesem Vorhaben vor seinen Oheim trat; wurde letzterer tief betrübt; denn er hatte bereits seit längerer Zeit der Hoffnung gelebt, an Benedict einst einen würdigen Gehilfen und eine erfreuliche Stütze in der Seelsorge zu erhalten. Auch wußte er nur zu gut, wie schwer es den Eltern fiele, sich ganz und für immer von ihrem zärtlich geliebten ältesten Kinde zu trennen. Alle Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um Benedict zu einem andern Entschlusse zu bringen. Aber alles war umsonst. Benedict blieb fest.

Um diese Zeit — es war im Jahre 1766 — brach im Kirchspiele Erin eine pestartige Krankheit aus, die zahlreiche Opfer forderte. Das Elend war groß. Der gut-

herzige und seeleneifrige Pfarrer bot alles auf, um die leibliche und geistige Noth seiner Pfarrkinder zu lindern. Sein Neffe war ihm bei diesen Liebeswerken ein treuer und opferwilliger Gehilfe. Er begleitete ihn bei den Versehgängen und Krankenbesuchen, brachte Almosen in die Häuser der Armen, bereitete die Kranken zum Empfange der hl. Sterbe-Sacramente vor, wachte bei ihnen, ja, er besorgte sogar eigenhändig deren Arbeiten im Hause, auf dem Felde und im Stalle. So ging es längere Zeit fort; da wurde sein Oheim, der würdige Pfarrer von Erin, infolge seiner Anstrengungen selbst von der Seuche ergriffen, und nach vielen Leiden erlag er denselben als Opfer seiner Hirtentreue. Dieser Tod war ein harter Schlag für Benedict. Er blieb indessen in Erin und setzte die Liebeswerke unermüdlich fort, ohne sich vor der Gefahr der Ansteckung zu fürchten; ja, er wäre gerne bereit gewesen, Gott das Opfer seines Lebens zu bringen. Doch er war noch nicht am Ziele. Nach dem Erlöschen der Krankheit in Erin kehrte er, neunzehn Jahre alt, zu seinen lieben Eltern nach Amettes zurück.

II.

Der Tod seines Oheims, und was er in Erin gesehen und erlebt, befestigten in ihm den längst gehegten Wunsch, in stiller Abgeschiedenheit als Laienbruder Gott zu dienen. Kaum war er in das väterliche Haus zurückgekehrt, als er seine Eltern von neuem dringend um die Erlaubniß bat, in La Trappe um Aufnahme anzuhalten. Dieselben willfahrten auch jetzt anfänglich seinen Bitten nicht. In der festen Ueberzeugung, daß er von Gott zur Einsamkeit berufen sei, entgegnete er ihnen zwar ehrerbietig, doch entschieden und beharrlich: „Dahin ruft mich Gott, und ich müßte fürchten, ewig verloren zu gehen, wenn ich dem Rufe nicht folgte.“ Auch hatte er sich mit mehrern weisen Männern über seine Berufsangele-

genheit ernstlich berathen, und diese bestärkten ihn in seinem gefaßten Entschlusse. So erklärte er eines Tages in Gegenwart seiner Eltern, er würde, wenn sein Vater sich über die Thürschwelle legte, um ihn von La Trappe zurückzuhalten, ohne Bedenken über denselben hinwegschreiten, um Gott zu gehorchen." Unaustilgbar waren die Worte des Herrn: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als Mich, ist Meiner nicht werth," in sein Herz gegraben. Nur zu dem ließ er sich auf den dringenden Wunsch seiner Eltern bewegen, mit der Ausführung seines Vorhabens noch etwas zu warten.

Auf Wunsch und Willen seiner Eltern begab er sich einstweilen zu seinem Oheim mütterlicherseits, Bonaventura Vincent, einem ausgezeichneten Priester, der Vicar zu Conteville war, um da seine Studien fortzusetzen. Bonaventura erkannte bald, daß man ihm in Benedict ein kostbares Gefäß der Gnade anvertraut habe, und seiner energischen Verwendung bei den Eltern ist es vorzüglich zuzuschreiben, daß diese endlich ihrem Sohne die gewünschte Erlaubniß ertheilten, nach La Trappe zu gehen. Mitten im Winter nahm Benedict Abschied von den Seinigen. Voll heiliger Freude und Sehnsucht klopfte er an der Klosterpforte an, und sie wurde ihm geöffnet, aber nur für eine kurze Zeit. Bald wurde ihm bedeutet, daß er in Rücksicht seiner Jugend und schwächlichen Leibesbeschaffenheit wenigstens für jetzt keine Aufnahme finden könne; wenn er älter und stärker geworden, dann könne er wieder einen Versuch machen. Traurig, doch gottergeben machte er den weiten Weg in die Heimat zurück, wo er gänzlich erschöpft und halb erfroren ankam.

Seine Eltern freuten sich über seine Rückkehr und hofften, ihn jetzt bei sich behalten zu können; aber sie irrten sich. Benedict hatte seine strenge Lebensweise beibehalten, und bald regte sich in ihm wieder ein unwiderstehliches Verlangen nach La Trappe. Er schrieb einen Brief dorthin, worin er seine Bitte um Aufnahme dringend erneu-

erte; die Antwort war aber abschlägig, da die Gründe für seine Zurückweisung noch immer unverändert fortbestanden.

Nun wandte er sich an die Karthäuser, welche in der Umgegend mehrere Klöster zählten und ähnlich den Trappisten ein sehr strenges Büßerleben führten. In der Karthause von Neoville bei Montreville wurde ihm Aufnahme gewährt. Er stand damals in seinem zweiundzwanzigsten Altersjahre. Aber kaum ist er in der Klosterzelle, so fühlt er sich wie von einer höhern Hand zurückgestoßen. Verwirrung, Widerwille, Herzensangst stellen sich ein und martern ihn grausam. Er läßt sich jedoch nicht sobald entmuthigen; er bleibt gelassen, sanft, freundlich, pünktlich und eifrig. Der neue Ankömmling benimmt sich so mustergültig, daß man ihm keinen Fehler vorwerfen kann. Gleichwohl wird er auch hier nach sechs Wochen wieder entlassen. Der Hochwürdige Pater Prior verabschiedete ihn mit den Worten: „Mein Sohn, die göttliche Vorsehung beruft Sie nicht zu unserm Stande; folgen Sie den göttlichen Einsprechungen!"

Benedict frug nun noch einmal bei den Trappisten an, ward aber wiederum abgewiesen und versuchte dann sein Glück bei den Cisterciensern von Sept-Fontaines, wo er wirklich aufgenommen und am 11. November 1769 eingekleidet wurde. Ueberglücklich glaubte er an dem Orte seiner Ruhe angekommen zu sein, allein gegen Ende April 1770 erkrankte er an einem hitzigen Fieber. Seine Körperbeschaffenheit schien zu schwach, um die strenge Regel zu befolgen. Außerdem quälten ihn Zweifel und Verwirrung. Seine Seelenangst war einmal so groß, daß er volle sechs Wochen zubrachte, ohne zu communiciren, aus Furcht, einen Gottesraub zu begehen. Der Abt fürchtete, daß die außergewöhnliche Gewissenszartheit des sonst musterhaften Novizen störend auf die Klosterordnung wirken möchte, und entschloß sich, ihn wieder zu entlassen, obschon er ihm keinen Fehler vorwerfen konnte. Benedict faltete die Hände, erhob die Augen gen Himmel und sagte schmerzlich

ergriffen, aber gottergeben: „Der Wille Gottes soll geschehen!“ Nicht ohne Thränen nahm er Abschied von dem Kloster und trat nun in das Leben ein, das er von da an bis zu seinem Tode führen sollte.

III.

Benedict fühlte sich von Kindheit an zu einem strengen Büßerleben hingezogen; daher sein heißes Verlangen, Trappist zu werden. Jetzt, da er das Kloster Sept-Fontaines hatte verlassen müssen, mahnte ihn unabweisbar eine innere Stimme, er solle, dem Beispiele des hl. Alexius folgend, Vaterland und Eltern verlassen und als armer Pilger die berühmtesten heiligen Orte besuchen. Er erkannte hierin den Willen Gottes und trat alsbald nach dem Austritt aus dem Kloster — es war im Sommer 1770 — seine Pilgerfahrt an. Stets ging er zu Fuß und vermied, so gut er konnte, die öffentlichen Straßen, um nicht in seiner beständigen Unterhaltung mit Gott gestört zu werden. Selbst dem freien Ausblick in Gottes schöne Natur entsagte er sich, um sich in der Abtödtung zu üben. Seine Kleider waren ärmlich, elend, zerrissen, im Sommer und Winter die gleichen; glühende Hitze und schneidige Kälte ertrug er mit unveränderlicher Geduld. Ohne Mundvorrath, ohne Geld durchreiste er Städte und Länder, indem er sein Vertrauen einzig auf die göttliche Vorsehung setzte. Er lebte vom Almosen, das ihm freiwillig geboten wurde, und was er nicht für sich brauchte, theilte er sogleich an andere Arme aus. Wenn man aus Mitleid seine Lage erleichtern wollte, sagte er: „Nicht doch! andere haben es nöthiger als ich.“ Gar oft begnügte er sich mit den auf die Straße geworfenen Abfällen von Kräutern und Gemüsen, die er demüthig aufhob, um damit seinen Hunger zu stillen. Gewöhnlich schlief er unter freiem Himmel auf bloßem Boden, oder unter der Vorhalle einer Kirche, auch in Scheunen und Ställen.

So wanderte Benedict, ein Crucifix auf der Brust, einen Rosenkranz um den Hals, abgemagert, ausgehungert, in zerlumpten Fetzen, von Wallfahrtsort zu Wallfahrtsort und achtete es nicht, wenn er von ungezogenen Gassenjungen verfolgt und mit Steinen und Koth beworfen wurde.

Seine erste Pilgerfahrt ging über Chieri in Piemont nach Loretto, dem berühmtesten marianischen Wallfahrtsorte der Welt. Seit mehr als sechs Jahrhunderten strömen Millionen frommer Pilger aus allen Gegenden der Welt dorthin, zum heiligen Hause Mariens, in welchem das ewige Wort Fleisch geworden, zu jenem wunderbaren Hause, welches durch Engelshände von Nazareth nach Italien übertragen wurde. In den ersten Tagen des Novembers 1770 kam er daselbst an. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verweilte er betend und betrachtend in der Kirche, welche sich majestätisch über dem heiligen Hause erhebt.

Benedict blieb ungefähr zehn Tage in Loretto; von da begab er sich nach Assisi und dann nach Rom. Am 17. November langte er in Assisi an. Zwei Tage nach seiner Ankunft empfing er, nachdem er zuvor gebeichtet und communicirt hatte, aus den Händen des P. Joseph Maria Temple, als neues Mitglied der Erzbruderschaft der Gürtelträger, den heiligen Strick, den er bis zu seinem Tode trug. Er beobachtete immer gewissenhaft alle Verpflichtungen der Bruderschaft. Der hl. Franciscus, dieser feurige Liebhaber der evangelischen Armuth, galt ihm als Ideal. Zu Anfang December in Rom angekommen, brachte er die drei ersten Tage im französischen Hospitium des hl. Ludwig zu und besuchte von da aus die heiligen Orte der ewigen Stadt. Dieser erste Aufenthalt in Rom dauerte ungefähr fünf Monate — bis Pfingsten 1771. Er verlor sich unter der Menge der Armen und wurde wenig oder kaum beachtet. Seine ausschließliche Wohnung waren die Kirchen, seine Nachtherberge die öffentlichen Plätze oder verlassene Ruinen.

Gegen Ende Mai 1771 verließ er Rom, um Unserer Lieben Frau von Loretto einen zweiten Besuch zu machen.



Der heilige Benedict Joseph Labre.

Er nahm seinen Weg über das Städtchen Fabriano, wo er Halt machte, um in der Kirche des hl. Blasius die Gebeine des heiligen Ordensstifters Romuald zu verehren.

Auch besuchte er die dort befindliche, dem hl. Apostel Jakob dem Aeltern gewidmete Capelle und legte dem daselbst angestellten frommen Priester Marius Paggetti eine Lebensbeicht ab. Derselbe bezeugte später im Informations-Processe: „Ich hatte das Glück, seine Beicht zu hören und den ganzen Verlauf seines Lebens kennen zu lernen, seit der Zeit, wo er unter der Leitung eines seiner Oheime in Frankreich stand. Durch meine Fragen und seine Antworten wurde es mir klar, daß er trotz aller Versuchungen und Fallstricke des bösen Feindes seine Taufunschuld unverletzt bewahrt habe, und es wurde mir nicht schwer, der Meinung beizutreten, die man sich bereits über ihn gebildet hatte, und ihn für einen Heiligen zu halten."

Am Feste des hl. Johannes des Täufers machte Benedict in Fabriano einen Krankenbesuch, der unvergeßlich blieb. „Gelobt sei Jesus Christus!" sagte er grüßend beim Eintritt. „In alle Ewigkeit!" antwortete die Kranke. Er sagte ihr voraus, sie werde nicht genesen, aber unmittelbar von ihrem Krankenlager ins Paradies kommen. Es war ihr, als höre sie einen Heiligen, der aus dem Himmel gesandt worden, sie zu trösten.

Bei diesem Anlaß sagte Benedict, daß man drei Herzen in einem einzigen haben müsse, um Gott zu lieben, wie es sich gehöre. Das erste, ganz von Feuer, sollte uns fortwährend an Gott denken, immer von Gott reden, beständig für Gott handeln lassen und uns vor allem bewegen, mit Geduld die Schmerzen und Prüfungen zu ertragen, die Er uns sendet. Das zweite, ganz von Fleisch, sollte uns drängen, dem Nächsten in seinen zeitlichen Bedürfnissen durch das Almosen, noch mehr aber in seinen geistigen Nöthen durch Unterweisung, guten Rath, Beispiel und Fürbitte helfend beizustehen. Dieses zweite Herz sollte vor allem voll Zärtlichkeit für die Sünder sein und ohne Aufhören Gott bitten, sie zu erleuchten und zur Buße zu führen; auch sollte es immer Mitleid mit den armen Seelen des Fegfeuers haben. Das dritte aber, von Erz,

sollte uns antreiben, jede Art von Sinnlichkeit zu verabscheuen, ohne Nachgiebigkeit der Eigenliebe zu widerstehen, allem Eigenwillen abzuschwören, den Körper zu züchtigen durch Fasten und Abstinenz und alle Neigungen der verderbten Natur zu überwältigen. „Je mehr wir unser Fleisch hassen und mißhandeln," bemerkte er den Anwesenden, „um so größer wird im ewigen Leben unser Lohn sein."

Von Fabriano pilgerte Benedict wieder nach Loretto. Rom und Loretto waren die beiden Zielpunkte seiner Wallfahrten, wohin er beharrlich jedes Jahr wiederkehrte. Von da aus sehen wir ihn betend, fastend und betrachtend Italien, die Schweiz, Frankreich, Deutschland und Spanien durchwandern, und überall hinterläßt er einen bleibenden Eindruck von außergewöhnlicher Tugend und Heiligkeit. Wir finden ihn am Grabe des hl. Nikolaus von Myra, in den Heiligthümern von Bari, auf dem Monte Gargano, in Monte Cassino, nicht weniger als fünfmal in Maria Einsiedeln, beim hl. Jakob von Compostella, bei Unserer Lieben Frau von Montserrat und noch an vielen andern heiligen Orten. Ueberall, wo er zusprach, blieb das Andenken seines Besuches, seiner Nächstenliebe, seiner Frömmigkeit, seiner Armuth und seiner heroischen Entsagung unauslöschlich in den Gemüthern haften. Man nannte ihn nur den heiligen Pilger. Wurde er verhöhnt und verfolgt, war eine wahrhaft englische Geduld seine ganze Rache.

Die Verehrung, die er schon in seinem sterblichen Leben erregte, war so groß, daß man sorgfältig die Brodkrumen sammelte, die in dem Sacke dieses Bettlers sich fanden, und sie als eine heilsame Medizin gebrauchte. Niemand aber war fester von Benedict's Heiligkeit überzeugt, als seine Beichtväter. Einer derselben sagte eines Tages: „Er geht nach Rom, um ein Heiliger zu werden; aber er ist es schon." Pater Thomas Gabrini, ein Minorit, hörte des Heiligen Beichten während elf Jahren, zu den Zeiten, da dieser in Rom war. Meistens endigte die Beicht, ohne daß der Pater Stoff zur Lossprechung fand,

und er schickte den Büßer, der sich in seiner tiefen Demuth vorwarf, ein großer Sünder zu sein, mit dem bloßen Segen zur heiligen Communion. „Ich habe oft Gelegenheit gehabt,“ bezeugt dieser würdige Priester, „ihn zu sehen und zu beobachten, und fühlte mich immer tief ergriffen, wenn ich ihn vor dem ausgestellten Allerheiligsten betrachtete. Dann schien er wie von Sinnen. Die Priester, welche die Kirche von St. Vincentio und St. Atanasio besuchten, zeigten mir diesen Bettler, dessen Blicke sich nicht losreißen konnten von der heiligen Eucharistie, und wenn er sich entfernte, sah man, daß er dabei sein Gespräch mit Gott fortsetzte.“

Benedict ging gewöhnlich jeden Freitag zur Beicht. Er wartete bescheiden, bis alle gebeichtet hatten, weil er wußte, daß er in seinen schmutzigen Lumpen, in die Reihen der Beichtenden eingereiht, für manchen ein Gegenstand des Ekels und des Mißvergnügens sein müßte. Er zeigte stets eine große Hochschätzung für den Nächsten, während er sich nur für werth hielt, von allen verachtet zu werden.

Vom Jahre 1777 an bis zu seinem Tode war er fast ausschließlich in Rom und verließ die ewige Stadt nur noch, um alljährlich einmal nach Loretto zu pilgern. Aber wenn er auch nicht mehr wie früher die Heiligthümer in fremden Ländern besuchte, so setzte er sein Pilgerleben doch ununterbrochen bis zu seinem Tode fort. Rom ist bekanntlich überaus reich an Heiligthümern, an frommen Denkmälern, an hl. Bildern, berühmten Reliquien und ehrwürdigen Kirchen. Jahraus jahrein geht kaum ein Tag vorüber, der nicht jetzt da, jetzt dort der Frömmigkeit der Gläubigen reichliche Nahrung böte. Benedict hatte somit die schönste Gelegenheit, seiner angestammten Neigung zum Pilgerleben nach Herzenslust zu folgen. Er benützte dies mit vielem Eifer. Heute sah man ihn vor den Gräbern der heiligen Apostel in St. Peter betend knieen, morgen in St. Paul; jetzt in St. Johann vom Lateran, der Haupt-

kirche Roms, wo über dem prächtigen Hochaltare die kostbar gefaßten Häupter der Apostelfürsten thronen; jetzt bei der heiligen Treppe, der Scala Santa, über die der Heiland einst auf seinem Leidensgange ging; jetzt bei der Geißelsäule des Herrn in St. Praxedis; dann wieder im majestätischen Tempel St. Maria Maggiore bei der Krippe unseres göttlichen Erlösers, oder vor dem berühmten Bilde der Mutter Gottes, das nach der Legende vom heiligen Lucas, dem Evangelisten, stammen soll.

Alles aber überbot seine Theilnahme am „vierzigstündigen Gebete" oder an der ewigen Anbetung des allerheiligsten Sacramentes in den verschiedenen Kirchen Roms. Vor dem hochwürdigsten Gute schien er mehr ein Seraph, als ein Mensch zu sein. Sein Glauben und seine Inbrunst prägten sich in seiner ganzen Haltung aus; regungslos war sein Auge auf die heilige Hostie gerichtet, und sein sonst leichenblasses Angesicht wurde mit einem leichten, lieblichen Roth übergossen und schien vor himmlischer Freude wie verklärt. Er war in den Kirchen, wo gerade die ewige Anbetung gehalten wurde, so regelmäßig zu treffen, daß man ihn in der Stadt, wo nur wenige um seinen Namen wußten, vielfach nur den „Armen des vierzigstündigen Gebetes" hieß.

Ein wahres Wunder der Armuth, der Abtödtung und des Gebetes war Benedict mitten in den besten Jahren für den Himmel reif. Er ist eine ganz eigenartige Erscheinung des verflossenen Jahrhunderts. Es scheint, daß er von Gott den Ruf erhalten, dem in Gottvergessenheit und Unglauben, in Eitelkeit und Sinnenlust, Ehrgeiz und Habsucht ganz versunkenen Geschlechte der Neuzeit ein anderer Johannes der Täufer zu sein. Diese Aufgabe, die ihm Gott anvertraut, hat er gewissenhaft gelöst und konnte darum denen, welche ihn fragten, was er thue, mit Fug und Recht die schöne Antwort geben: „Ich thue den Willen Gottes." — Wir kommen nun zu seinem Tode und zu seiner Verherrlichung.

IV.

Benedicts körperliche Beschaffenheit war von Natur schon schwächlich; seine außerordentlichen Strengheiten und vielen Kasteiungen mußten ihn daher vor der Zeit aufreiben. Im Monat Juni 1782 fingen seine Kräfte an augenfällig abzunehmen. In der Kirche St. Theodor auf dem Campo Vacchino befiel ihn eine Ohnmacht. Man hielt es für eine Folge der strengen Fasten und Abtödtungen, die er bis zu seinem Tode unerbittlich fortsetzte. Der Winter von 1782 — 1783 war in Rom frühzeitig und hart. Seine Freunde waren trostlos, wenn sie ihn unverwahrt gegen den ungewöhnlichen Frost, vom Regen durchnäßt, zitternd und bebend vor Kälte in die Kirche kommen sahen. Nur der Diener Gottes schien von allem diesem keine Notiz zu nehmen. Im November 1782 fand man ihn wieder bei dem vierzigstündigen Gebete in der Kirche von S. Martino dei Monti; er betete wie ein Engel, aber sah aus wie eine Leiche. So ging das Jahr 1782 zu Ende. Am Sylvesterabend betete er in S. Martino mit Abbate Manzini das Te Deum, zum Danke für alle Wohlthaten Gottes des verflossenen Jahres.

Am nächsten Morgen, am Feste der Beschneidung des Herrn, den 1. Januar 1783, wohnte er in S. Luigi, der französischen Nationalkirche, der Predigt bei, worin der Prediger den Zuhörern empfahl, ein volles Jahr ihres Lebens der allerseligsten Jungfrau zu weihen, und mahnend zu bedenken gab, daß das begonnene Jahr für manche der Gegenwärtigen das letzte sein werde. Benedict war einer von diesen. „Inmitten der Leiden und trotz der Erschöpfung," sagt ein Bericht über ihn, „bewahrte der Selige dasselbe friedliche, heitere, freudige Angesicht, das jedermann an ihm kannte. Er war zufrieden mit seinem Leben, zufrieden mit seinem Elende, zufrieden mit dem Loose, welches ihm hienieden zugefallen war. Sein Herz

war im Frieden — die Liebkosungen des göttlichen Meisters fehlten ihm nicht."

Am Feste Mariä Lichtmeß hörte er die heilige Messe in der Kirche von St. Cosmas und Damian und empfing während derselben die heilige Communion. „Ich werde niemals," bezeugte später der Priester, der ihm den Leib des Herrn reichte, „die Bewegung schildern können, welche ich empfand, da ich ihm die heilige Partikel gab. All die Verehrung, die ich für ihn gefaßt hatte, war wie nichts mehr, als ich seine Andacht, seine Inbrunst sah. Wie ich ihm die geweihte Hostie auf die Lippen legte, sah ich zwei Thränen an seinen Wimpern hängen, sein Angesicht hatte einen erhabenen, ganz ungewöhnlichen, himmlischen Ausdruck.

Benedict wußte, daß sein Ende nahe sei. Er wollte aber nicht ins Spital, wie man ihm rieth, weil er dort der Nähe des sacramentalischen Jesus beraubt gewesen wäre. Am 14. April 1783, am Montag in der Charwoche, empfing er zum letztenmal in der Kirche des hl. Ignatius die heilige Communion.. Zwei Tage später war er wieder frühe morgens schon in der Kirche St. Maria dei Monti und wohnte mit großer Inbrunst mehreren heiligen Messen bei. Um neun Uhr ging er hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Kaum hatte er die Kirche verlassen, so sank er auf der Treppe zusammen. Zwei Männer trugen ihn in ein nahe gelegenes Haus und legten ihn auf ein Bett; ein Ordenspriester der Kirche Maria dei Monti eilte aus dem Beichtstuhle zu dem Sterbenden, der kaum mehr sprechen konnte und auch nur schwer zu hören schien. Auf die Frage, ob er etwas bedürfe, erwiderte der Gefragte: Nein, nichts, nichts! Und auf die Frage, wann er zuletzt communicirt, war die Antwort: Poco, poco. Kürzlich, kürzlich! Das waren die letzten Worte, die der Diener Gottes sprach. Da man sah, daß es mit ihm zu Ende gehe, ertheilte man ihm die letzte Oelung. Man betete die Litanei; bei den Worten: „Heilige Maria, bitte für ihn!" übergab er seine heilige Seele

in die Hände seines Schöpfers; der Pilger war am Ziele. Es war eine Stunde nach Sonnenuntergang; alle Glocken der ewigen Stadt läuteten zum Salve Regina und dem neuen Heiligen zum Einzug in den Himmel.

Kaum war Benedict verschieden, so verbreitete sich in Rom, wie durch Engelsmund von Haus zu Haus getragen, die Kunde: „Der Heilige ist gestorben". Der Zudrang zu seinem Leichname war ungeheuer; alles wollte an seinem Todtenbette niederknieen, den heiligen Pilger sehen, seine Hände küssen oder ein Andenken von ihm haben. Am folgenden Tage wurde die Leiche in die Kirche St. Maria dei Monti übertragen, wo sie während vier Tagen öffentlich der Verehrung des gläubigen Volkes ausgesetzt blieb. Die Uebertragung gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge, und schon während dieser vier Tage erfolgten wunderbare Gebetserhörungen auf die Fürbitte des Heiligen. Priester, Ordensleute, Prälate, Cardinäle, Herren und Damen aus den vornehmsten Häusern Roms sah man in die Kirche bei Monti gehen, um dem armen Pilger ihre Huldigung darzubringen. Das Wort im Magnificat: „Die Demüthigen erhebt der Herr aus dem Staube"— hat sich an diesem wunderbaren Bettler in auffallender Weise bewährt. Beim Anblicke unwiderleglicher Wunder, die ein anglikanischer Prediger auf die Fürbitte unseres Heiligen vor seinen Augen erfolgen sah, erkannte er die Wahrheit und Göttlichkeit des katholischen Glaubens, wurde Katholik, später Priester und eifriger Missionär.

Von den vielen wunderbaren Heilungen, welche auf die Fürbitte des verklärten Dieners Gottes stattfanden, wollen wir nur die folgende erzählen.

Giuseppe Bonamano Marmaro, von Civitavecchia, ward im Jahre 1778 von einem heftigen Uebel in seinem rechten Auge befallen, und alle von den Aerzten angewendeten Mittel nützten ihm nichts. Zuletzt verlor er auf diesem Auge das Gesicht, und es bildete sich in demselben eine Fistel, welche für unheilbar erklärt wurde. Dies

hinderte ihn, seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nachzugehen, und verursachte ihm beständig große Schmerzen. Als er im Jahre 1783 von den außerordentlichen Heilungen hörte, durch welche Gott seinen Diener Benedict ehrte, der vor Jahresfrist zu Rom gestorben war, fühlte er in sich so großes Vertrauen, daß er sich entschloß, zu dessen Grabe zu wallfahrten und ihn um die Heilung seines Auges zu bitten. Dies sein Vertrauen stieg auf dem Wege dahin zum höchsten Grade an, denn er begegnete dem Giuseppe Castardi, den er in Civitavecchia als ganz lahm und unfähig, sich zu bewegen, wohl gekannt hatte, und er sah ihn nun zu seinem Erstaunen vollkommen geheilt und fähig, schnell und gut zu gehen, nach Civitavecchia zurückkehren, und voll Dank für die Gnade, welche er am Grabe Benedict Joseph's erlangt hatte. Dies gab seinem Vertrauen und seinen Schritten einen neuen Antrieb, seinen Weg noch eiliger zu verfolgen. Als er das Grab erreicht hatte, warf er sich nieder und betete inbrünstig, er möge ein Zeichen von der Gnade, welche er zu erlangen hoffte, bekommen. Es geschah sogleich; die Binden fielen von selbst von seinem Haupte, und in demselben Augenblicke fand er sein Auge vollkommen geheilt; die Geschwulst und die Fistel waren verschwunden. Mit Freude erfüllt, sagte er Benedict Joseph den innigsten Dank und kehrte ganz glücklich und wohlbehalten nach Civitavecchia zurück, indem er Gott die Ehre gab und die Macht und das Ansehen Benedict Joseph's bei Gott verkündete.

Hatte die Stimme des Volkes Benedict gleich nach seinem Tode für einen Heiligen erklärt, so verlangte dagegen die Kirche in ihrer Weisheit eine genauere und strengere Prüfung der Gnaden und Wunder, die dem Verstorbenen zugeschrieben wurden, ehe sie ihm diesen höchsten Ehrentitel zuerkannte. Die Untersuchung, welche gleich nach Benedict's Tod begann, wurde erst unter den zwei letzten Pontificaten zu Ende geführt.

Alle Erhebungen und Forschungen fielen zu gunsten des armen Pilgers aus. So erfolgte am 20. Mai 1860 die kirchliche Seligsprechung durch Pius IX., und am 8. December 1881 wurde Benedict Joseph Labre vom heiligen Vater Leo XIII. feierlich in das Verzeichniß der Heiligen gesetzt.

„Mit der Heiligsprechung dieses Mannes," sagt ein gewiegter Schriftsteller der Gegenwart, „ist die katholische Kirche einem Grundirrthum unserer Zeit entgegengetreten. Sie hat damit erklärt, daß die Armuth nicht schändet, und daß es nicht auf das Aeußere des Menschen, sondern auf seine Herzensbeschaffenheit ankommt. Und damit hat die Kirche wieder bewiesen, daß sie die Kirche Jesu Christi ist, der da gelehrt hat: Selig sind die Armen im Geiste; denn ihrer ist das Himmelreich."



Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Vorwort 5

Der heilige Gutmann, der großmüthige Kaufmann . . 7

Die selige Germana, die demüthige Schäferin . . . 16

Der heilige Theodor, der tapfere Recrut 30

Die heilige Nothburga, die gute und dienstbeflissene Wirthschafterin 38

Der heilige Baldomer, Schlosser und Hufschmied . . . 69

Der selige Nikolaus von der Flüe, genannt „Bruder Klaus" 77

Die heilige Margarita von Cortona, das bekehrte Weltkind 97

Der heilige Isidor, der gottesfürchtige Bauersmann . . 107

Der heilige Eligius, der gewissenhafte und opferfreudige Goldschmied 123

Die ehrwürdige Anna Maria Taigi, eine heilige Frau aus dem Volke 131

Die heiligen Crispin und Crispinian, die Patrone der Schuhmacher 152

Die heilige Zita, die gottesfürchtige Dienstmagd . . . 161

Der heilige Johannes von Gott als Buchhändler, Krankenpfleger und Armenvater , ... 179

Die heilige Lidwina, die heroische Dulderin von Schiedam . 191

Der heilige Benedict Joseph Labre, der gottergebene und zufriedene Bettler 200





Von dem kath. Episcopat und der Presse auf's Wärmste empfohlen.



→ **Kleine** ←

illustrirte Heiligen-Legende

auf jeden Tag des Jahres.

Ein Paradiesgärtlein mit Blumen all r Art.

Beschrieben von P. **Philibert Seeböck**, O.S.F.,
Lector der Theologie.

Mit Approbation des Hochw. Fürstbischofs von Brixen, des Hochw. Bischofs von Chur und mit Erlaubniß der Obern.

Ausgestattet mit reichem Chromo-Titelbild und 380 Illustrationen.

Geb. in Schwarzleinwand mit Rothschnitt **$2.50.**

---

380 Monats-Heilige. Die Lebens-Geschichten obiger Legende auf einzelnen Blättern, je ein Blatt auf jeden Tag des Jahres. Die einzelnen Blätter monatweise in einen Umschlag zusammengelegt. 400 illustrirte Blätter in Roth- und Schwarzdruck in Carton-Schachteln **$1.50.**

Bischöfliche Empfehlungen!

Leavenworth, Kans., 3. Aug. 1888.

Geehrte Herren: Die Heiligen-Legende von Seeböck, reichlich illustrirt, die Sie mir sandten, habe ich hinreichend durchgesehen und durchgelesen. Für die Herausgabe dieses Buches haben Sie sich ein Ehrendenkmal errichtet. Nach meiner Ansicht ist es ein ächtes christliches Blumengärtlein, wo jeder der will, auch wenn er wenig Zeit hat, sich jeden Tag für sich und Familie einige herrliche Blumen pflücken kann, weil alles so kurz beisammen ist. Solche Bücher sollen wahrhaft populär sein, oder wenigstens es werden sobald selbe hinreichend bekannt geworden. Geben Sie uns doch ein ähnliches Büchlein in der engl. Sprache, die so arm an christlicher Literatur ist. Ich wünsche dieses Büchlein in jeder kathol. Familie zu sehen; für den Seelsorger und Katecheten möchte es auch reichliches Material liefern. Besten Erfolg wünscht dem Büchlein Ihr ergebenster Diener

✠ L. M. Fink, O.S.B., D.D., Bischof von Leavenworth.

South Orange N. J., 9. Aug. 1888.

Geehrte Herren: Das von Ihnen neulich herausgegebene Buch „Kl. Illust. Heiligen-Legende" ist wirklich ein prachtvolles und sehr nützliches Werk. Es ist besonders geeignet für kathol. Familien. Ich hoffe daß es von recht vielen deutschen Familien gekauft werde, denn ich bin überzeugt davon daß, wenn es fleißig und aufmerksam gelesen wird, es von großem geistlichem Nutzen für deren Mitglieder sein wird. Hochachtungsvollst Ihr ergebenster Diener

✠ W. M. Wigger, D.D., Bischof von Newark.

Covington, Ky., Aug. 6, 1888.

Editors: Father Philibert Seeböck's little Legends of the Saints are admirably written and you have brought them out in a style which for convenience, handiness and beauty of print leaves nothing to be desired but an English translation of the same merit. ✠ CAMILLUS PAUL MAES, Bishop of Covington.

Yankton, Dak., 3. Aug. 1888.

Geehrte Herren Benziger: Die kleine illustrirte Heiligen-Legende von dem Franziskanerpater Philibert Seeböck ist ein sehr werthvolles Familienbuch. Wir haben eine große Anzahl deutscher Familien, in welchen die häuslichen Andachten Morgens und Abends gemeinschaftlich verrichtet werden. Dieselben könnten überaus anziehend und fruchtbringend gemacht werden, wenn jeden Abend die Lebensgeschichte des Heiligen vom folgenden Tag sammt Nutzanwendung und Gebet gelesen und die letzteren beim Morgengebete wiederholt würden. Nur durch solche Mittel wird es uns gelingen, dem Einflusse des Weltgeistes auf unsere heranwachsende Jugend eine feste Schranke zu setzen und sie heimisch zu machen in dem Reiche der Gottseligkeit, nach welchem wir verlangen, wenn wir sprechen „Zu uns komme Dein Reich!"

Achtungsvollst grüßend ✠ M. Marty, O.S.B., D.D., Bischof von Tiberias.

Natchez, Miss., August. 5, 1888.

Kleine Illustrirte Heiligen-Legende are charming little lives of the saints, they are well written, inspire devotion and the book itself is gotten up in pleasing style. It is a book highly to be recommended.

✠ FR. JANSSENS, D.D., Bishop of Natchez.

Benziger Brothers, New York, Cincinnati & Chicago.

Bändchen.
No. 8. Geographische Bilder.
" 9. Das Abendmahl des Herrn. Der Holzschuh Paganini's. Eine romantische Hochzeitsreise. rc.
" 10. Der Menschenjäger. Eine Sylvesternacht auf dem Mississippi. Bilder aus dem Kaukasus. rc.
" 11. Gebrochene Treue. Erinnerung aus dem mexikanischen Feldzug. Verrathen. Der Mont Cenis. rc.
" 12. Ein dunkler Augenblick. Der Küster von Monaghan. Namenlos. Die Geschichte einer Geige.
" 13. Die Rose der Algonquin.
" 14. Der schwarze Schatten.
" 15. Der Krieg wegen sechs Schillingen.
" 16. Der Scheerenschleifersjunge.
" 17. Die Schuldgenossen. Eine Nacht auf Java. Drei Tage aus dem Leben einer Frau.
" 18. Cincinnati einst und jetzt. Das Passionsspiel zu Oberammergau. Eine texanische Prinzessin.
" 19. Herzog v. Lagosta. Galant. Nur eine Puppe. Der Nordseepirat. rc.
" 20. Der Geigenmacher von Rotterdam. Der Talisman. Zur Bühne.
" 21. Trübe Tage. Eine Seemannsfamilie. Ein wahnsinniger Führer. Ein unterirdisches Abenteuer.
" 22. Tante Dina. Der Missionär und Geheimbündler. Am ersten Mai. Ein treues Frauenherz rc.
" 23. Zu spät. rc.
" 24—25. Des Piraten letzte Beute. rc.

III. Serie, 25 Bändchen zusammen $6.00
In **grün** Imit.-Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck @ 25 Cts.

Bändchen.
No. 1. Das Verhängniß.
" 2. Eine Nacht in den Gräbern. In der Binde. Die gute alte Stadt und ihr gutes Wirthshaus.
" 3. Ein verhängnißvoller Ritt. Aus der Kriegszeit von 1870–71. rc.
" 4. In der Prärie. Die Tochter des Forstmanns. rc.
" 5. Der Kronenwirth. Ottavia Rinnucciri. rc.
" 6. Der alte Komödiant. Arm Thereschen. Ein falsches Herz.
" 7. Der sechszehnte Mai.
" 8. Fünf Jahre. Der Prinz von Sadschistan. rc.
" 9. Die Studenten von Heidelberg. Die weiße Frau. Der alte Diener. rc.
" 10. Treue Herzen. Das Knopflochsträuschen. Nelly Jenner rc.
" 11. Tragikomische Abenteuer eines Weltentdeckers. Eine hübsche Frau. Das Gold. Der Brand von Speyer.
" 12. Ueberzählig. Die geblümte Hutschachtel. Nur schlau. Ueber den Löffel barbirt.
" 13. Die Familie Kegge. Die Goldader. Die verrätherische Uhr. Bestrafte Eitelkeit.
" 14. Das zirpende Grillchen. Elisabetta Sirani. Ein Grab auf der Reichenau. Im Dorfe.
" 15. Aus Sturmeszeit.
" 16. Aus den Bergen. Casilda. Die Stimme des Gewissens.

Bändchen.
No. 17. Zwei Weinachtsabende. Ein Opfer. Onkel Knobel's Zopf.
„ 18. Zigeunerkind. Der kleine Zeitungsjunge. Treue Liebe. Zwischen den Dünen. Philipps Feiertag.
„ 19. Die Zeit dauert länger als das Glück. Der höchste Posten in Madrid. Die neue Penelope. Hereingefallen.
„ 20. Der Talisman. Felizi Silvani. Die Zweifel des heiligen Petrus. Der Weg zum Paradiese. Die Nachtschwärmer.
„ 21. Malvina. Das seltsame Erbstück. Waffenschmied v. Antwerpen.
„ 22. Die Dose des Marquis. Der Mitschuldige. Vagantenstreiche.
„ 23. Der Mensch denkt, Gott lenkt.
„ 24. So geht's, wenn man keine Villa hat. Die Badereise. Die Schildwache im Fiaker. Meine sentimentale Köchin.
„ 25. Natalia. Allerlei.

IV. Serie, 25 Bändchen zusammen..........................$6.00
In **roth** Imit.-Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck @ 25 Cts.

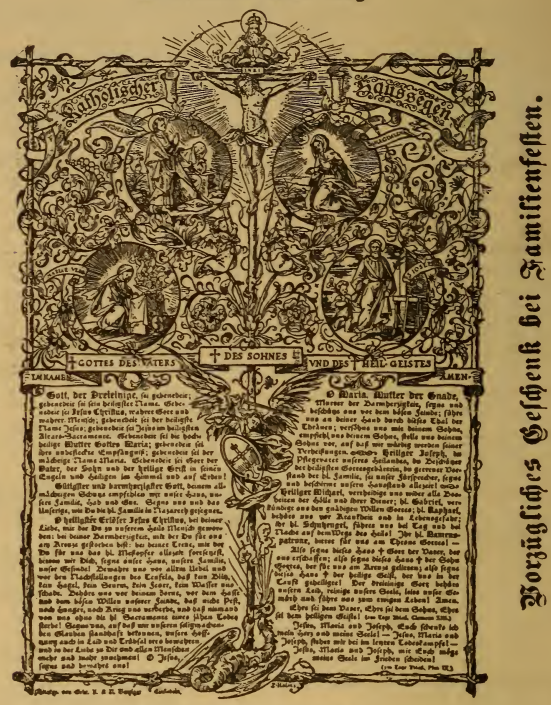
Bändchen.
No. 1. Die Töchter Mecklenburgs. Drei Tage Republik.
„ 2. Eine moderne Ehe. Das Duell.
„ 3. Bilder aus der Chemie der Küche. Die Traubenkur.
„ 4. Der Sieg der barmherzigen Schwester. Der arme Peter.
„ 5 und 6. Ein Thronerbe.
„ 7. Eine Haideblüthe.
„ 8. Auf der Schweige. Der letzte Abbeville von Duricane.
„ 9. Editha. Novelle.
„ 10. Schnee. Das Lied der Mutter.
„ 11. Aus den Studentenjahren meines Vaters. Der Herr Professor.
„ 12. Holdchen. Zum Tode verurtheilt. Bürgermeister v. Kattenhahn.
„ 13. Euphrosyne. Das Urtheil Dryden's.
„ 14. Der Schatten des Landgrafen. Feldlilien. Gerettet aus tiefem Fall.
„ 15. Die erste Magd im Hause. Das Perlenconcert. Die Schatzgräber. Der schlaue Küster.
„ 16. Tante Lisbeth. Novelle von J. Berthen.
„ 17. Wunder von Strivali. Pique fünf.
„ 18. Millionen-Erbschaft. Zwei Könige.
„ 19. Aus Rußland.
„ 20. Um's liebe Brod. Abendessen bei Papa Jones.
„ 21. Soldatenleben im Felde. Musketier Fröhlich.
„ 22. Durch die Zeitung. Vetter Carl. Die gelbe Cravatte. Papa Tuckhorn's Posaune.
„ 23. Im Erlenthal. Sittenbilder aus Irland.
„ 24. Im Saracenenthurm. Des Sohnes Sühne. Aus den Erinnerungen eines Hauslehrers. Ein Versehen. Büffel.
„ 25. Die Gefangenschaft König Ludwigs XVI.

Diese Sammlung wird fortgesetzt.

Katholischer Haussegen.

Verkleinerte Abbildung.

Prachtvolle Zimmerzierde!



Vorzügliches Geschenk bei Familienfesten.

Bildgröße 18 x 13 Zoll.

Weitverbreitet ist der fromme alte Brauch, das Wohnzimmer der katholischen Familie mit einem sogenannten **Haussegen** zu schmücken. Den Text des oben verkleinert wiedergegebenen Kunstblattes redigirte der Verfasser des in unserm Verlage erschienenen, beim Volke so beliebten „Leben der Heiligen", Rev. P. O. Bitschnau, O.S.B., nach den besten alten Vorbildern. Die stilvolle Zeichnung ist in der kernigen, wirkungsvollen altdeutschen Manier ausgeführt, wie sie seit einigen Jahren in der Ausstattung und Ausschmückung der Wohnhäuser mit Recht wieder zu Ehren gekommen ist. Wir haben zwei Ausgaben veranstaltet:

I. In rothem und schwarzem Druck auf gelb. getont. Büttenpapier, mit englischem Text, @ 20 Cents; per Dutzend, $1.60.

II. Reich in Farben, Gold und Ton gedruckt, mit deutschem Text @ 45 Cents; per Dutzend, $3.60.

Benziger Brothers, New York, Cincinnati & Chicago

Für Missionen sehr zu empfehlen.

Bei Benziger Brothers in New York, Cincinnati und Chicago sind zu haben:

Der christliche Vater,

wie er sein und was er thun soll, nebst einem Anhange von Gebeten für denselben.

Von **W. Cramer,** Weihbischof.

Dritte Auflage. 32. 240 Seiten. Gebunden in Leinwand, 30 Cts.

Obiges Büchlein verdient massenhaft verbreitet, gelesen und beherzigt zu werden. **Kein** katholischer Vater sollte sich den geringen Betrag gereuen lassen, dieses wichtige Büchlein, von vielen Bischöfen in Hirtenbriefen zur Verbreitung empfohlen, anzuschaffen. Die Darstellung ist höchst anziehend, mit zahlreichen aus dem Leben gegriffenen Beispielen gewürzt und erinnert manchmal an den Volksschriftsteller Alban Stolz.

Die englische Uebersetzung von Rev. **L. A. Lambert,** mit Einleitung vom Hochw Bischof **S. V. Ryan,** D.D., in Buffalo ist bereits in vielen Auflagen erschienen und geh. für 25 Cents, gebd. in Maroquette 35 Cents, in Leinwand für 50 Cents zu haben.

Die christliche Mutter

in der Erziehung und ihrem Gebete.

Von **W. Cramer,** Weihbischof.

Siebenzehnte Auflage. 32. 288 Seiten. Gebunden in Leinwand, 30 Cts.

Ein anziehendes Belehrungsbüchlein in einfacher und klarer Sprache mit vielen Beispielen veranschaulicht. Mütter, denen die katholische Erziehung ihrer Kinder am Herzen liegt, werden viele beherzigenswerthe Mahnungen und Winke für die Erfüllung ihres Erziehungsberufes finden.

Im alten Vaterlande ist dieses Büchlein in achtzig Tausend Exemplaren verbreitet und findet auch die englische Uebersetzung großen Beifall. Dieselbe ist mit Vorrede vom Hochwsten Herrn **James Gibbons,** D.D., Erzbischof von Baltimore, bereits in 14. Auflage erschienen und kostet geh. 25 Cts., in Maroquette gebd. 35 Cts., in Leinwand 50 Cts.

Cardinal Gibbon's "Faith of our Fathers" in German.

Das beste Buch für Missionen, die Familie, jeden Katholiken und jeden Freund ist unbedingt:

Der Glaube unserer Väter

oder die

Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche,

Erklärt und vertheidigt vom Hochwsten Herrn **James Gibbons,** D.D., Erzbischof von Baltimore.

Mit Portait. 380 Seiten. 8. Elegant in Leinwand gebunden $1.00.

Von der Original-Ausgabe dieses Volksbuches wurden innerhalb fünf Jahren 140,000 Exemplare abgesetzt, gewiß der beste Beweis, wie sehr es für die jetzige Zeit passend und auch in deutschen Kreisen verbreitet werden sollte.

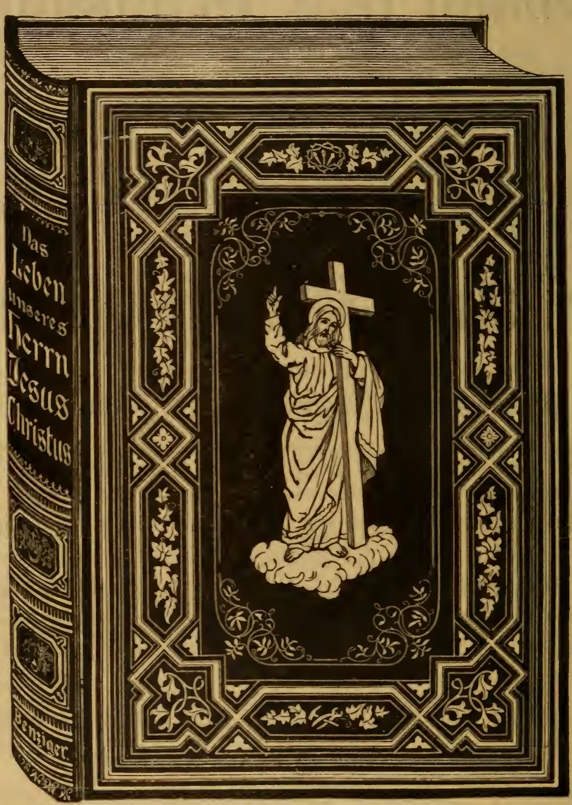
Benziger Brothers, New York, Cincinnati & Chicago.

„Christl. Vater" und „Christl. Mutter" wurden auf der II. Katholiken-Versammlung zu Cincinnati auf's wärmste empfohlen!

☞ Illustrirte Pracht-Familienbücher. ☜

Abbildung des Einbandes No. 8 zu

Leben unseres Herrn Jesus Christus.



Dasselbe, englische Ausgabe: **The Life of Our Lord.** Uebersetzt von Rev. Richard Brennan, LL.D. Gr. 4. Complet in 38 Lieferungen @ 25 Cents.

Preis in eleganten Original-Prachteinbänden:

No. 0.	Halbfranzband	$4 80
	Alle folgenden Einbände enthalten nebst dem Familien-Register ein Familien-Album mit Raum für 16 Photographien.	
No. 1.	Lederband mit gepreßter Decke	6 00
No. 8.	Imitation-Marocco, Hoch-Relief-Füllung mit vergoldeter Vignette, Goldschnitt und 2 Schließen	12 0

Benziger Brothers, New York, Cincinnati & Chicago.

☞ Illustrirte Pracht-Familienbücher. ☜

Neue Ausgabe zu ermäßigtem Preise.

Das Leben

unseres lieben Herrn und Heilandes

Jesus Christus

und

seiner jungfräulichen Mutter Maria

zum Unterricht und zur Erbauung

für alle katholischen Familien und heilsbegierigen Seelen im Sinne und Geiste des ehrwürdigen P. Martin v. Cochem,

dargestellt von **L. C. Businger,**

Regens des bischöfl. Seminars in Solothurn, gew. Pfarrer in Arlesheim.

Mit einer Einleitung von Sr. Gnaden Dr. Karl J. Greith, Bischof von St. Gallen, und mit Ap robationen und Empfehlungen von 27 Hochwürdigsten Kirchenfürsten,

Prachtausgabe von 1064 Seiten in gr. 4.

mit einem Farbendruck-Titel, farbigem Titel und Familienregister, 7 Einschalt-Bildern und 575 Holzschnitten illustrirt.

Complet gebunden, oder in 20 Heften @ 25 Cents zu beziehen.

Auszüge aus bischöflichen Empfehlungen.

....Wir empfehlen es dem hochwürdigen Klerus und den Laien unserer Erzdiöcese auf das Angelegentlichste.

(Sig.) † J. B. Purcell, Erzbischof von Cincinnati.

... Wir empfehlen dasselbe angelegentlichst den Gläubigen unserer Diöcese zur Verbreitung und fleißigen Benutzung.

(Sig.) † August Maria, Bischof von Covington.

....Mir ist kaum ein Buch zu Gesicht gekommen, welches ich katholischen Familien dringender empfehlen würde, als dieses.

(Sig.) † Joseph Dwenger, Bischof von Fort Wayne.

....Ich wünsche sehr, daß das Buch eine große Verbreitung finde.

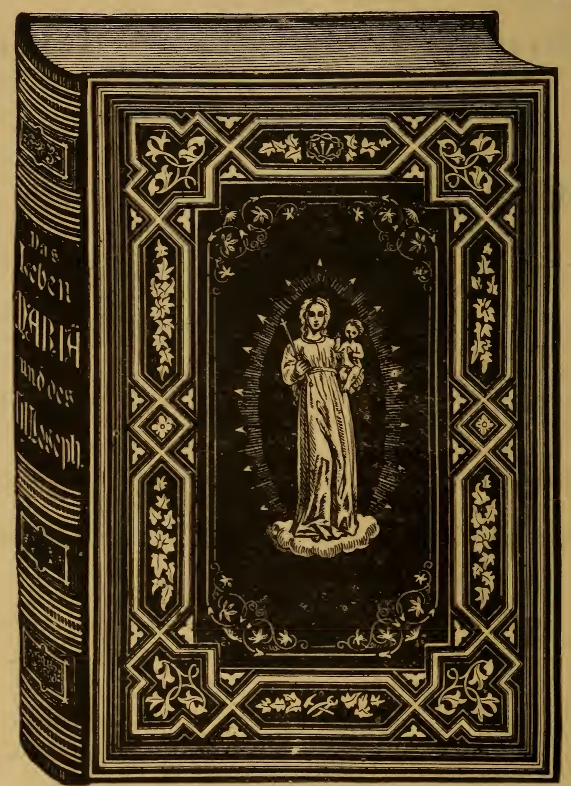
(Sig.) † William, C.SS.R., D.D., Bischof von Savannah.

Fernere Empfehlungen für obiges Werk liegen vor von Sr. Eminenz Cardinal Rauscher Sr. Eminenz Cardinal von Tarnoczy und Ihrer Gnaden der Hochw. Erzbischöfe und Bischöfe von München-Freysing, Köln, Breslau, Brixen, Laibach, Seckau, Mainz, Augsburg Rottenburg, Paderborn, Trier, Eichstädt, Ermland, Münster, Leitmeritz, Chur, Basel, St. Gallen, La Crosse, Marquette, Milwaukee 2c.

Benziger Brothers, New York, Cincinnati & Chicago.

Abbildung des Einbandes No. 8 zu

Leben Mariae und des hl. Joseph.



Preis in eleganten Original-Prachteinbänden:

No. 0. Halbfranzband $6 50

Alle folgenden Einbände enthalten nebst dem Familienregister ein Familien=Album mit Raum für 16 Photographien.

No. 1. Lederband mit gepreßter Decke 8 00

No. 8. Imitation=Marocco, Hoch=Relief=Füllungen mit vergoldeter Vignette, Goldschnitt und 2 Schließen... .... 14 00

Benziger Brothers, New York, Cincinnati & Chicago.

Abbildung des Einbandes No. 8 zu

Glaubens- und Sittenlehre.



Preis in eleganten Original-Prachteinbänden:

No. C. Rücken schwarz Chagrinleder, Decken schwarze Leinwand, Marmorschnitt.. $6 00

No. B. Rücken roth Chagrinleder, Decken roth Leinwand, Feingoldschnitt.. 7 00

Die Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche

in ausführlichem Unterrichte dargestellt und mit Schrift- und Väterstellen, sowie mit Gleichnissen und Beispielen belegt und erläutert.

Ein Hand- und Hausbuch für Katecheten und christliche Familien

von Dr. Hermann Rolfus, Pfarrer in Reuthe,
und F. J. Brändle, Rector und Religionslehrer in St. Gallen.

Mit einem Vorwort von Sr. Gnaden
Dr. Karl Joh. Greith, Bischof von St. Gallen, und mit Approbationen und Empfehlungen von 29 Hochw. Kirchenfürsten.

Prachtausgabe von 1068 Seiten in gr. 4. mit 480 meist größeren Holzschnitten reich illustrirt, nebst einem geschmackvollen Farbendruck-Titel, 1 farbigen Familienregister, 2 schönen Farbendruckbildern und 8 besondern Holzschnitten auf Tonpapier.

Complet gebunden.

Auszüge aus bischöflichen Empfehlungen.

.. Wir empfehlen daher dieses nützliche Werk allen Gläubigen als ein entsprechendes Buch der Belehrung,—ja als kostbares Hausbuch für Familien.
(Sig.) † Johann Martin Henni, Erzbischof von Milwaukee.

...Bei dem dürftigen Religionsunterricht Vieler ist dieses gerade das Werk, das unsere Zeit und unser Land bedarf.
(Sig.) † Joseph Dwenger, Bischof von Fort Wayne.

....Somit hegen Wir das innigste Verlangen, dieses Werk zur Kenntniß Aller zu bringen, und empfehlen es besonders den Gläubigen unserer Diöcese.
(Sig.) † C. H. Borgeß, Bischof von Detroit.

....Ein sehr lehrreiches, zum Lesen angenehmes und für's katholische Leben ein sehr erbauliches Buch, das gewiß als großer Schatz sich für jede Familie erweisen wird 2c.
(Sig.) † Louis M. Fink, O.S.B., Vic. Ap.

Fernere Empfehlungen liegen vor von Sr. Eminenz Cardinal von Tarnoczy und den Hochwürdigsten Erzbischöfen und Bischöfen von München-Freising, Breslau, Laibach, Limburg, Augsburg, Rottenburg, Paderborn, Trier, Eichstädt, Brünn, Ermland, Münster, St. Pölten, Budweis, Luxemburg, Leitmeritz, Chur, Basel, St. Gallen, Green Bay; sowie Ihren Hochwürden den apostol. Vicaren von North Minnesota und St. Cloud.

Benziger Brothers, New York, Cincinnati & Chicago.

Abbildung des Einbandes No. 8 zu

Leben der Heiligen.



Preis in eleganten Original-Pachteinbänden:

No. 0. Halbfranzband $6 00

Alle folgenden Einbände enthalten nebst dem Familienregister ein Familien-Album mit Raum für 16 Photographien.

No. 1. Lederband mit gepreßter Decke.............................. 7 00

No. 12. Elegant Halb-Marocco roth, mit rothen Leinwandseiten, reichster Vergoldung und Schwarzdruck 9 00

No. 8. Imitation-Marocco, Hochrelief-Füllungen, Goldschnitt, 2 Schließen.. 14 00

Das

Leben der Heiligen Gottes

nach

den besten Quellen bearbeitet

von

P. Otto Bitschnau, O.S.B., Professor.

Mit einem Vorwort

Sr. Gnaden des Hochw. Herrn **Franz Jos. Rudigier,** Bischof von Linz,
und mit
Approbationen und Empfehlungen von 18 Hochw. Kirchenfürsten.

Prachtausgabe von 1016 Seiten in gr. 4.

mit 4 feinen Farbendruck-Bildern, farbigem Titel, Familien-Register und 330 besten Holzschnitten.

Complet geb. oder in 25 Lief. @ 20 Cents zu beziehen.

Auszüge aus bischöflichen Empfehlungen.

....Die einstimmigen warmen Empfehlungen des deutschen Episkopats machen irgend welches Lob Unsererseits ganz überflüssig und Wir können nur Unseren Namen der Liste so vieler Kirchenfürsten beifügen.

(Sig.) † August M. Toebbe, Bischof von Covington.

....Dieses Werk gehört unstreitig zu den besten und schönsten Erbauungsbüchern für die christlichen Familien, welche in neuerer Zeit erschienen sind 2c.

(Sig.) † Joseph Dwenger, Bischof von Fort Wayne.

....Möge das Werk weite Verbreitung unter den Katholiken finden, und den Geist der Heiligen wieder im Leben der Katholiken erwecken.

(Sig.) † Rupert Seidenbusch, O.S.B.,
Apostol. Vicar, Nord-Minnesota.

....P. Bitschnau's Legende ist in der That jener Lobsprüche würdig, die ihr bereits von mehreren Mitgliedern des Kath. Episkopats gespendet worden sind....Deßwegen stehen wir nicht an, diese Legende allen Katholiken auf's Wärmste zu empfehlen 2c.

(Sig.) † Kilian C. Flasch, Bischof von La Crosse.

Fernere Empfehlungen für obige Legende liegen vor von Sr. Eminenz dem Herrn Cardinal-Fürstprimas von Ungarn, dem Hochw. Herrn Fürsterzbischof von Salzburg, den Hochw. Herren Fürstbischöfen von Breslau, Seckau und Lavant, den Hochw. Herren Bischöfen von Chur, St. Gallen, Basel, Lausanne, Augsburg, Ermland, Rottenburg, Straßburg 2c.

Benziger Brothers. New York. Cincinnati & Chicago.

Preis künftig 20 Prozent billiger.

!! Vortheilhaft umgestaltet und erweitert !!

Jede katholische Familie sollte abonniren auf



Aeltestes, bestes und wohlfeilstes

Illustrirtes Kathol. Familienblatt

zur Unterhaltung und Belehrung.

Jedes Heft umfaßt 72 Seiten in Groß-Quart, reich illustrirt, mit Beigabe einer

Monats-Rundschau in Wort und Bild.

Mit prachtvollem Chromo-Titelbild.

Zu beziehen durch alle Zeitungsagenten oder direkt von den Verlegern.

Thätige Agenten finden leichte und sehr lohnende Arbeit im Vertriebe dieses beliebten Journals.

Benziger Brothers, New York, Cincinnati & Chicago.

Interessant! Lehrreich! Billig!

Frühere Jahrgänge von „Alte und Neue Welt,“

Illustrirtes kath. Familienblatt zur Unterhaltung und Belehrung.

Wenn diese completen 22 Jahrgänge zusammen genommen werden so geben wir dieselben zu dem ganz außerordentlich billigen Preise **von $37.00 in Heften und $54.00 elegant gebunden.**



Jährlich erscheinen 12 oder monatlich 1 Heft in Umschlag, groß Quart, reich illustrirt.
Preis per Heft 25 Cents.
Mit prachtvoller Oelfarbendruck-Beilage.

Soweit der Vorrath reicht liefern wir diese frühern Jahrgänge zu den folgenden

bedeutend reducirten Preisen.

Jahrgang 1867	bis inclus.	1874,	broschirt	@ $1.25,	gebunden	$2.00
„ 1875	„	1877,	„	@ 1.75,	„	2.50
„ 1878	„	1880,	„	@ 2.00,	„	3.00
„ 1881	„	1888,	„	@ 3.00,	„	4.00

Für Lesebibliotheken ganz besonders empfohlen.

Benziger Brothers. New York. Cincinnati & Chicago.

Bücher und Bilder für den dritten Orden.

Der heilige Franziskus von Assisi.

Nach dem Französischen von P. Leopold von Chérancé, O. M. C.

Mit Approbation des Hochw. Bischofs von Chur und der Ordens-Obern, sowie einer Empfehlung des Hochw. Bischofs von Angers.

Mit 1 Photogravüre und 8 Illustrationen. 384 Seiten. 8. Preis: In engl. Leinwand gut gebunden **$1.00.**

Seitdem der Herr P. Leopold de Chérancé das Glück hatte, das Manuscript der Chronik des Bernard von Besse aufzufinden, sind alle neueren Biographien des hl. Franciscus mehr oder weniger antiquirt, da eine der andern eine Anzahl historischer Irrthümer entnommen hat. Vorliegendes Werk stützt sich außerdem auf die reinsten Quellen der Ueberlieferung des Franciscaner-Ordens bis ins 13. Jahrhundert hinauf. Da der Verfasser es versteht, seinen Stoff in recht warmem, populärem Ton zu behandeln, so ist nicht daran zu zweifeln, daß sein Werk auch in Deutschland in den weitesten Kreisen mit Freude als ein echtes Volksbuch, als eine äußerst werthvolle Bereicherung der neu aufblühenden St. Franziscus Literatur begrüßt werden wird.

Der Seraphische Führer.

Ein Handbuch für die Mitglieder des dritten Ordens des heiligen Franziskus.

Nach den neuesten Bestimmungen des hl. Vaters Papst Leo XIII.

Von einem Priester der Franziskaner-Custodie zum hl. Johannes Baptista.

Mit Approbation des Hochwst. Erzbischofs von Cincinnati und des Hchwst. Bischofs von Covington.

In Leinwand gebunden $0.60
In Lederband, mit gepreßter Decke und rothem Schnitt 0.75
In Echt Marocco mit rothem Schnitt 2.00

Dasselbe in **englischer Sprache** zu selben Preisen.

Regelbüchlein für die Brüder und Schwestern des Ordens der Buße,

oder des dritten Ordens des seraphischen Vaters Franciscus.

Von P. H. Elsener, O. S. F.

Nebst einem Gebetbüchlein für die Tertiarier. Mit Beigabe: **Die neue Regel** nach der Constitution vom 30. Mai 1883. Gr. 18. 456 Seiten.

6. Halblederband, Marmorschnitt $0.70
4. Schwarz chagrinirt Leder, rother Schnitt 1.00

Bilder des heiligen Franziskus von Assisi.

No. 77.	Chromo, 14⅜ x 11	per Stück,	$0.60
	In Goldrahmen	"	1.70 net.
	In sehr reichem Goldrahmen	"	2.55 "
No. 310.	Chromo mit farbiger Einfassung, Bildgröße 10⅜x7, Papiergröße 13¼ x 9¼	"	0.15
No. 431.	Chromo mit farbiger Einfassung, Bildgröße 8 x 5¾, Papiergröße 11½ x 8½	"	0.10
No. 1057.	Lithographien mit brauner Einfassung, Größe 6¾ x 10, Papiergröße 11½ x 16½	"	0.05
No. 12.	Lithographien mit blauer Einfassung, Größe 8 x 11, Papiergröße 11½ x 16½	"	0.05

Medaillen des hl. Franziskus von Assisi.

No. 151.	Rund, feinste Ausführung in Messing	per Dutzend,	$0.36 net.
	" " " in Bronce	"	1.05 "
	" " " in Silber	"	6.00 "
No. 113.	Groß Oval, 1⅛ Zoll Längedurchmesser	"	0.45 "
	Gürtel des hl. Franziskus von Assisi, mit Gebet	"	1.20 "

Benziger Brothers, New York, Cincinnati & Chicago.

Leben des heiligen Joseph.

Nach dem Französischen des P. Champeau.

Bearbeitet von **Conrad Sickinger**, Pfarrer in Heppenheim a. d. B.

Mit einem empfehlenden Schreiben des Hochw'sten Herrn Augustinus Egger, Bischofs von St. Gallen. Mit Approbation des Hochw'sten Bischofs von Chur.

Mit 2 Chromolithographien, 2 ganzseitigen Lichtdrucken, 140 Holzschnitten u. 1 Karte, zweifarbiger Druck, schweres getöntes Papier, 328 Quartseiten Text.

In Original-Prachteinband gebunden.

Englisch Leinwand, schwarz, reich vergoldet, Feingoldschnitt $4.00.

Der Stoff dieses neuen Prachtwerkes könnte in Anbetracht des Aufschwunges, der die Verehrung des heil. Joseph in jüngster Zeit genommen hat, nicht zeitgemäßer sein Dem Texte nach Inhalt und Form entsprechend ist die künstlerische Ausstattung. Die Scenerieen aus d m Morgenlande sind meistens nach der Natur aufgenommen...... Willkommen sind auch die getreuen Ansichten der St. Josephskirchen der kathol. Welt. die als Schlußvignetten Verwendung fanden.

Leben der hl. Katharina von Alexandrien.

Nach der alten französischen Legende des

Jean Mielot,

Sekretärs Philipp des Guten, Herzogs von Burgund.

Bearbeitet von **Marius Sepet**, verdeutscht v. **J. Wipfli** und **J. J. v. Ah.**

Mit einem empfehlenden Schreiben

Sr. Gnaden des Hochwürdigsten Bischofs Rampa von Chur.

Prachtwerk

mit 1 chromolithogr. Titelbild nach Fra Angelico, 1 chromolithr. Einschaltbild, 26 ganzseitigen Darstellungen aus dem Leben der hl. Katharina nach alten Miniaturen, Rand-Einfassungen nach A. Dürer u. A. rc. rc. 360 Seiten in gr. 4.

Preis in Original-Prachteinband, Lederrücken, reich vergoldet, mit Hohlgoldschnitt................ .. .. $5 75

Leben der heiligen Elisabeth von Ungarn,

(Landgräfin von Thüringen und Hessen, 1207—1231.)

Nach dem Französischen des Grafen **von Montalembert,** übersetzt von **J. Ph. Städtler.**

Gewidmet Sr. Eminenz dem Hochw. Cardinal und Fürst-Erzbischof **Johannes von Simor,** Fürst Primas von Ungarn.

Mit einem Vorwort Sr. Gnaden des Hochw. Herrn **Dr. Karl Joh. Greith** Bischof von St. Gallen.

Mit 1 Farbendruckbild und 126 Holzschnitten.

Preis in elegantem reich vergoldeten Original-Prachteinband in rother Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck, mit Feingoldschnitt, $6.00

